

Kristin Harmel

Solange  
am Himmel  
Sterne stehen

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Veronika Dünninger

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012  
unter dem Titel »The Sweetness of Forgetting«  
bei Gallery Books, New York.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2013 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Kristin Harmel

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Redaktion: Barbara Müller

ES · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-09477-5

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Grandma und Grandpa  
aus Weymouth*

»Und Er hat aus einem Menschen  
das ganze Menschengeschlecht erschaffen.«

APOSTELGESCHICHTE 17,26

»Eines Menschen Kerze  
ist Licht für viele.«

TRAKTAT SCHABBAT,  
*Ordnung Mo'ed des Talmud*

»Alle Geschöpfe Gottes sind Seine Familie,  
und er, der Seinen Geschöpfen am meisten Gutes tut,  
ist der von Gott am meisten geliebte.«

PROPHET MOHAMMED

Die Straße vor dem Bäckereifenster liegt still und schweigend da, und in der halben Stunde genau vor Sonnenaufgang, während ein leichter Schimmer der Morgenröte am Horizont sichtbar wird, könnte ich fast glauben, der einzige Mensch auf der Welt zu sein. Es ist September, eineinhalb Wochen nach dem Labor Day, was in den kleinen Städten auf und ab am Cape Cod bedeutet, dass die Touristen nach Hause gefahren sind, die Bostoner ihre Ferienhäuser für die Saison mit Brettern vernagelt haben und auf den Straßen die einsame Stimmung eines unruhigen Traums herrscht.

Die Blätter draußen haben sich zu färben begonnen, und ich weiß, in ein paar Wochen werden sie die gedämpften Töne des Sonnenuntergangs annehmen, auch wenn die meisten Leute nicht hierherkommen, um sich das Herbstlaub anzusehen. Die Laubgucker werden nach Vermont, nach New Hampshire oder in die Berkshires im westlichen Teil unseres Bundesstaats fahren, wo die Eichen und Ahornbäume die Welt in feurigem Rot und leuchtendem Orange malen. Aber in der Stille der Nebensaison am Cape wird sich der wogende Strandhafer golden verfärben, während die Tage kürzer werden; die Vögel, die von Kanada nach Süden ziehen, werden in großen Scharen hier rasten; die Sümpfe werden zu Aquarell-Pinselstrichen verblassen. Und ich werde, wie ich es immer tue, durchs Fenster der Nordstern-Bäckerei dabei zusehen.

Seit ich mich erinnern kann, habe ich mich an diesem Ort, dem Geschäft meiner Familie, stets mehr zu Hause gefühlt als in dem kleinen gelben Cottage in der Nähe der Bucht, in dem ich aufgewachsen bin, dem Zuhause, in das ich jetzt, nach dem Vollzug meiner Scheidung, zurückziehen musste.

*Scheidung.* Das Wort klingt mir in den Ohren, unablässig, und ich fühle mich wieder einmal wie eine Versagerin, während ich in einem Balanceakt versuche, mit einem Fuß die Ofentür zu öffnen und gleichzeitig zwei riesige Bleche mit Zimttörtchen zu manövrieren und den Verkaufsraum der Bäckerei im Auge zu behalten. Ich schiebe die Törtchen in den Ofen, nehme ein Blech mit Croissants heraus und schließe die Tür mit der Hüfte. Dabei geht mir wieder einmal der Gedanke durch den Kopf, dass alles haben zu wollen nur heißt, dass man immer alle Hände voll zu tun hat. In meinem Fall im wahrsten Sinne des Wortes.

Ich wollte so gern verheiratet bleiben, Annie zuliebe. Ich wollte nicht, dass meine Tochter in einem Zuhause aufwächst, in dem ihre Eltern ihr keine Sicherheit geben können, so wie es mir als Kind ergangen ist. Ich wollte mehr für sie. Aber das Leben läuft eben nie so, wie man es plant, oder?

Die Ladenglocke bimmelt in dem Augenblick, als ich die blättrigen, buttrigen Croissants vom Backblech nehme. Ich werfe rasch einen Blick auf die Zeitschaltuhr an dem zweiten Ofen; die Vanilleküchlein müssen in knapp sechzig Sekunden raus, sodass ich nicht rechtzeitig in den Verkaufsraum kommen werde.

»Hope?«, ruft eine tiefe Stimme von vorn. »Bist du da hinten?«

Ich seufze erleichtert auf. Wenigstens ein Kunde, den ich kenne. Nicht dass ich nicht fast jeden kenne, der in dieser Stadt zurückbleibt, nachdem die Touristen nach Hause gefahren sind.

»Komme gleich, Matt!«, rufe ich.

Ich streife meine Ofenhandschuhe über, die leuchtend blauen mit den aufgestickten Törtchen an den Rändern, die Annie mir letztes Jahr zu meinem fünfunddreißigsten Geburtstag geschenkt hat, und nehme die Vanilleküchlein aus dem Ofen. Ich atme tief ein, und der zuckersüße Duft versetzt mich für einen Moment zurück in meine eigene Kindheit. Meine *mamie* – die französische Bezeichnung für »Oma« – hat die Nordstern-Bäckerei vor sechzig Jahren gegründet, ein paar Jahre nachdem sie mit meinem Großvater ans Cape Cod gezogen war. Hier bin ich aufgewachsen und habe an ihrem Rockzipfel backen gelernt, während sie mir geduldig erklärte, wie man Teig herstellte, warum Brote aufgingen und wie man durch Kombinationen sowohl traditioneller als auch unerwarteter Zutaten genau die Kuchen und Torten kreierte, von denen der *Boston Globe* und die *Cape Cod Times* Jahr für Jahr schwärmen.

Ich lege die Küchlein auf das Abkühlgitter und schiebe an ihrer Stelle zwei Bleche mit Anis-Fenchel-Plätzchen in den Ofen. Darunter, auf die unterste Schiene, schiebe ich einen Schwung Halbmonde: Mandelpaste, mit Orangenblütenwasser verfeinert und mit Zimt bestreut, in einem Teigmantel zu sanft geschwungenen Gebäckstücken geformt.

Ich schließe die Ofentür und klopfe mir das Mehl von den Händen. Ich hole einmal tief Luft, stelle die Zeitschaltuhr und gehe aus der Backstube in den hell erleuchteten Verkaufsraum der Bäckerei. Egal, wie gestresst ich bin, ich muss noch immer jedes Mal lächeln, wenn ich durch diese Tür trete. Annie und ich haben die Bäckerei im letzten Herbst gestrichen, als das Geschäft zurückging, und sie hatte ein Prinzessinnenrosa mit weißen Borten ausgewählt. Manchmal kommt es mir vor, als lebten wir in einem riesigen Törtchen.

Matt Hines sitzt auf einem Stuhl gegenüber der Theke, und als er mich sieht, springt er auf und lächelt.

»Hey, Hope«, sagt er.

Ich lächele zurück. Matt war mein Freund auf der Highschool, vor einer halben Ewigkeit. Wir haben uns getrennt, bevor wir beide wegzogen, um auf verschiedene Colleges zu gehen. Ich kam ein paar Jahre später mit einem Bachelorabschluss, der nutzlosen Hälfte eines Jurastudiums, einem frischgebackenen Ehemann und einer kleinen Tochter wieder, und Matt und ich sind seitdem befreundet. Nach meiner Scheidung hat er mich mehrmals um ein Date gebeten, aber ich habe, fast mit Verwunderung, festgestellt, dass wir einander fremd geworden sind. Er ist wie ein alter Lieblingspullover, der nicht mehr richtig passt oder schmeichelt. Das Leben verändert uns, selbst wenn es uns in dem Moment nicht bewusst ist, und später zeigt sich, dass man die Jahre, die verstrichen sind, nicht mehr zurückholen kann. Doch Matt scheint das nicht bewusst zu sein.

»Hey, Matt«, sage ich, um einen neutralen und freundlichen Ton bemüht. »Kann ich dir einen Kaffee anbieten? Aufs Haus, da ich nicht gleich da war.« Ich warte seine Antwort gar nicht erst ab; ich schenke den Kaffee schon ein. Ich weiß genau, wie Matt ihn gerne mag: mit zwei Stück Zucker und einer Kaffeesahne in einem Becher zum Mitnehmen, damit er gleich weiterkann zur

Bank of the Cape – deren regionaler Vizepräsident er ist. Dort wird er seinen Papierkram in Angriff zu nehmen, bevor die Bank für den Kundenverkehr öffnet. Da er nur zwei Blocks weiter in der Main Street arbeitet, schaut er ein-, zweimal die Woche bei mir vorbei.

Matt nickt und nimmt den Kaffee lächelnd von mir entgegen.

»Was kann ich dir sonst noch anbieten?«, frage ich mit einer Geste auf die Glasvitrine. Ich bin seit vier Uhr hier, und auch wenn ich noch nicht mit allem fertig bin, liegen dort bereits jede Menge frische Gebäckstücke. Ich greife nach einem tortenähnlichen Teilchen, bestehend aus einem Blätterteigmantel, gefüllt mit einer Zitronen-Mandel-Paste und bestrichen mit Rosenwasser und Honig. »Wie wär's mit einem Mandel-Rosen-Törtchen?« Ich halte es ihm hin. »Ich weiß doch, dass du die am liebsten magst.«

Er zögert nur eine Sekunde, bevor er danach greift. Dann nimmt er einen Bissen und schließt die Augen. »Hope, du bist zum Backen geboren«, sagt er mit vollem Mund, und obwohl ich weiß, dass es als Kompliment gemeint ist, treffen mich seine Worte hart, denn ich hatte das nie vorgehabt. Die Bäckerei war nicht das Leben, das ich für mich wollte, und das weiß Matt. Aber meine Großmutter wurde krank, meine Mutter starb, und mir blieb keine andere Wahl.

Ich tue seine Worte kurzerhand ab, als wären sie mir gleichgültig, während Matt sagt: »Hey, hör zu, eigentlich bin ich heute Morgen gekommen, um mit dir über etwas zu reden. Kannst du dich kurz zu mir setzen?«

Sein Lächeln wirkt ein bisschen steif, fällt mir auf einmal auf. Ich wundere mich, dass ich es nicht schon längst bemerkt habe.

»Äh ...« Ich werfe einen Blick nach hinten zur Backstube. Die Zimttörtchen müssen bald aus dem Ofen, aber ich habe ein paar Minuten, bis die Zeitschaltuhr losgeht. Und so früh am Morgen ist sonst niemand hier. Ich zucke mit den Schultern. »Na gut, okay, aber nur eine Minute.«

Ich schenke mir eine Tasse Kaffee ein – schwarz, meine dritte an diesem Morgen – und lasse mich auf dem Stuhl Matt gegenüber nieder. Ich stütze mich auf den Tisch und mache mich darauf gefasst, dass er mich wieder einmal um ein Date bitten wird. Ich bin mir nicht sicher, wie ich darauf reagieren soll: All die Jahre meinen Mann und meine Tochter in den Mittelpunkt meines Lebens zu stellen hat mich die meisten Freundschaften gekostet, die ich einmal hatte, und ich bin so egoistisch, dass ich Matt nicht auch noch verlieren will. »Was gibt's?«

Sein kurzes Schweigen, bevor er antwortet, gibt mir das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmt. Vielleicht ist es, weil ich mich in letzter Zeit an schlechte Neuigkeiten gewöhnt habe. Die Krebserkrankung meiner Mutter. Die Demenz meiner Großmutter. Die Tatsache, dass mein Ehemann beschlossen hat, nicht länger mein Ehemann sein zu wollen. Daher bin ich verblüfft, als ich Matt sagen höre: »Wie geht's Annie?«

Ich mustere ihn genau, und auf einmal rast mein Herz, während ich mich frage, ob er irgendetwas weiß, das ich nicht weiß. »Warum? Was ist passiert?«

»Es war nur eine Frage«, beeilt sich Matt zu sagen. »Ich wollte nur nett sein. Smalltalk machen.«

»Oh«, sage ich, erleichtert, dass er nicht als Bote irgendwelcher schlechten Nachrichten gekommen ist. Es hätte mich nicht gewundert zu hören, dass meine Tochter bei irgendwelchen

Dummheiten erwischt worden ist, dass sie einen Ladendiebstahl begangen oder ihre Schule mit Farbe besprüht hat. Sie ist anders, seit ihr Vater und ich uns getrennt haben: reizbar, nervös und wütend. Mehr als einmal habe ich mit schlechtem Gewissen ihr Zimmer durchsucht. Ich dachte, ich würde Zigaretten oder Drogen finden, aber bis jetzt ist der einzige Hinweis auf die Veränderung an meiner Annie ihre extrem gereizte Art. »Entschuldige«, sage ich zu Matt. »Ich warte ständig darauf, dass wieder irgendetwas schiefgeht.«

Er wendet den Blick ab. »Wollen wir heute Abend vielleicht essen gehen?«, fragt er. »Nur du und ich. Annie wird wieder bei Rob sein, oder?«

Ich nicke. Mein Ex und ich teilen uns das Sorgerecht zu gleichen Teilen, ein Arrangement, mit dem ich nicht sehr glücklich bin, da ich finde, dass Annies Leben dadurch an Stabilität verliert. »Ich weiß nicht, Matt«, sage ich. »Ich denke nur ...« Ich suche nach Worten, die ihn nicht verletzen werden. »Ich denke, vielleicht ist es zu früh, weißt du? Die Scheidung ist noch nicht lange her, und Annie hat schwer damit zu kämpfen. Ich denke, es ist besser, wenn wir einfach ...«

»Es ist nur ein Abendessen, Hope«, unterbricht mich Matt. »Ich mache dir keinen Antrag.«

Auf einmal glühen meine Wangen. »Natürlich nicht«, murmele ich.

Er lacht und nimmt meine beiden Hände. »Bleib entspannt, Hope.« Als ich zögere, lächelt er leise und fügt hinzu: »Du musst etwas essen. Also, wie wär's?«

»Ja, okay«, sage ich, und in genau diesem Augenblick schwingt die Ladentür der Bäckerei auf, und Annie kommt herein, ihren Rucksack über eine Schulter geschlungen, mit einer dunklen Sonnenbrille, obwohl es draußen noch nicht einmal hell ist. Sie bleibt stehen und starrt uns einen Moment an, und ich weiß sofort, was sie denkt. Ich entziehe meine Hände Matts Griff, aber es ist zu spät.

»Na toll«, sagt sie. Sie reißt sich die Sonnenbrille herunter und wirft ihr langes, gewelltes, aschblondes Haar über eine Schulter zurück, während sie uns so wütend ansieht, dass ihre dunkelgrauen Augen noch wilder funkeln als sonst. »Hättet ihr zwei jetzt etwa, na ja, angefangen zu knutschen, wenn ich nicht gekommen wäre?«

»Annie.« Ich stehe auf. »Es ist nicht, wonach es aussieht.«

»Egal«, murmelt sie. Ihr neues Lieblingswort.

»Sei nicht unhöflich zu Matt«, ermahne ich sie.

»E-gal«, sagt sie noch einmal, wobei sie diesmal zur Betonung die Augen verdreht. »Ich gehe nach hinten. Damit ihr damit weitermachen könnt, was ihr grade macht.«

Ich sehe ihr hilflos nach, wie sie durch die Schwingtür in die Backstube stürmt. Ich höre, wie sie ihren Rucksack auf die Arbeitsplatte wirft, wie die Edelstahlschüsseln, die ich dort gestapelt aufbewahre, von seiner Wucht scheppern, und ich zucke zusammen.

»Entschuldige.« Ich wende mich wieder zu Matt um. Er starrt in die Richtung, in die Annie verschwunden ist.

»Sie ist schon etwas Besonderes«, sagt er.

Ich zwingen mich zu einem Lachen. »Kinder.«

»Offen gestanden, ist es mir ein Rätsel, wie du das aushältst.«



Ich lächele ihn knapp an. Ich darf ärgerlich auf meine Tochter sein, aber er nicht. »Sie macht nur eine schwierige Phase durch«, sage ich. Ich stehe auf und werfe einen Blick zur Backstube. »Die Scheidung war nicht leicht für sie. Und du weißt doch selbst noch, wie es in der siebten Klasse ist. Das ist nicht unbedingt das leichteste Jahr.«

Matt erhebt sich ebenfalls. »Aber wie du sie mit dir reden lässt ...«

Irgendetwas in meinem Magen verkrampft sich. »Mach's gut, Matt«, sage ich und beiße die Zähne so fest zusammen, dass es wehtut. Bevor er etwas erwidern kann, wende ich mich ab in Richtung Backstube und hoffe, dass er meinen Wink zu gehen versteht.

»Du darfst nicht unhöflich zu unseren Kunden sein«, sage ich zu Annie, als ich durch die Schwingtür in die Backstube komme. Sie hat mir den Rücken zugewandt und rührt irgendetwas in einer Schüssel – Teig für rote Samttörtchen, nehme ich an. Im ersten Moment denke ich, dass sie mich ignoriert, bis ich sehe, dass sie ihre Kopfhörer eingestöpselt hat. Dieser verdammte iPod.

»Hey!«, sage ich etwas lauter. Noch immer keine Antwort, daher trete ich von hinten an sie heran und ziehe ihr den Kopfhörer aus dem linken Ohr. Sie zuckt zusammen und schnellt mit wutentbranntem Blick herum, als hätte ich sie geschlagen.

»Gott, Mom, was ist eigentlich dein Problem?«, fährt sie mich an.

Ich bin verblüfft über ihre zornige Miene, und einen Moment lang bin ich wie erstarrt. Ich sehe noch immer das süße kleine Mädchen vor mir, das auf meinen Schoß geklettert ist und Mamies Märchen zugehört hat. Das Mädchen, das nach jedem aufgeschürften Knie Trost suchend zu mir gekommen ist. Das Mädchen, das mir Schmuck aus Knete gebastelt und darauf bestanden hat, dass ich ihn zum Einkaufen anlege. Sie ist noch immer irgendwo in Annie, aber jetzt versteckt sie sich hinter dieser eiskalten Fassade. Wann hat sich das alles eigentlich geändert? Ich will ihr sagen, dass ich sie liebe und dass ich wünschte, wir müssten uns nicht so streiten, aber stattdessen höre ich mich kühl sagen: »Habe ich dir nicht gesagt, dass du dich für die Schule nicht schminken sollst, Annie?«

Sie kneift ihre zu stark getuschten Augen vor mir zusammen und verzieht ihre viel zu roten Lippen zu einem Grinsen. »Dad hat gesagt, es ist okay.«

Im Stillen verfluche ich Rob. Er hat es offenbar zu seiner persönlichen Mission gemacht, alles zu untergraben, was ich sage.

»Und *ich* sage dir, dass es nicht okay ist«, erkläre ich entschieden. »Du gehst jetzt auf die Toilette und wäschst es ab.«

»Nein«, sagt Annie. Sie stemmt trotzig die Hände in die Hüften und funkelt mich wütend an. Sie weiß noch nicht, dass sie sich ihre Jeans mit rotem Teig bekleckert hat. Ich bin sicher, wenn sie es sieht, wird es meine Schuld sein.

»Das steht nicht zur Debatte, Annie«, sage ich. »Tu es jetzt, oder du bekommst Hausarrest.«

Ich höre die Kälte in meiner Stimme, und sie erinnert mich an meine eigene Mutter. Einen Augenblick lang hasse ich mich selbst, aber ich halte Annies Blick stand, ohne mit der Wimper zu zucken.

Sie sieht als Erste weg. »Egal!« Sie reißt sich die Schürze herunter und wirft sie auf den Boden. »Ich sollte sowieso nicht hier arbeiten!«, brüllt sie und reißt die Hände in die Luft. »Das verstößt gegen das Kinderarbeitsschutzgesetz!«

Ich verdrehe die Augen. Diese Diskussion haben wir schon zehntausendmal geführt. Streng genommen arbeitet sie nicht auf Lohnbasis bei mir; das hier ist unser Familienunternehmen, und ich erwarte von ihr, dass sie dabei mithilft, so wie ich als Kind meiner Mom geholfen habe, so wie meine Mom meiner Großmutter geholfen hat. »Ich werde es dir nicht nochmal erklären, Annie«, sage ich angespannt. »Möchtest du vielleicht lieber den Rasen mähen und alle Hausarbeiten erledigen?«

Sie stapft davon, vermutlich zur Toilette auf der anderen Seite der Schwingtür. »Ich hasse dich!«, brüllt sie zu mir zurück, bevor sie verschwindet.

Die Worte treffen mich wie ein Dolch ins Herz, obwohl ich mich erinnern kann, dass ich meine eigene Mutter genauso angeschrien habe, als ich in Annies Alter war.

»Ja«, murmele ich, während ich die Schüssel mit Teig und den Holzlöffel nehme, die sie auf dem Küchentresen liegen gelassen hat. »Gibt's irgendwas Neues?«

Um halb acht, als Annie aufbricht, um die vier Blocks zu ihrer Schule zu gehen, sind alle Gebäckstücke fertig, und der Laden ist voller Stammkunden. Im Ofen steht ein frischer Strudel von unserer Rose, mit Äpfeln, Mandeln, Rosinen, kandierten Orangenschalen und Zimt gefüllt, und der Duft zieht tröstlich durch die Bäckerei. Kay Sullivan und Barbara Koontz, die beiden über achtzigjährigen Witwen, die über der Straße wohnen, starren ins Gespräch vertieft aus dem Fenster, während sie an dem Tisch gleich neben der Tür ihren Kaffee schlürfen. Gavin Keyes, den ich den Sommer über als Hilfe angeheuert hatte, um das Haus meiner Mutter wieder bewohnbar zu machen, sitzt am Tisch neben ihnen, trinkt Kaffee, isst ein Eclair und liest eine Ausgabe der *Cape Cod Times*. Derek Walls, ein verwitweter Vater, der unten am Strand wohnt, ist mit seinen beiden vierjährigen Zwillingen, Jay und Merri, hier, die die Glasur von ihren Vanilleküchlein lecken, obwohl es erst Frühstückszeit ist. Und Emma Thomas, die Hospizschwester in den Fünfzigern, die meine Mom gepflegt hat, als sie im Sterben lag, steht an der Theke und überlegt, welches Gebäckstück sie zu ihrem Tee nehmen soll.

Ich bin eben dabei, einen Blaubeermuffin zum Mitnehmen für Emma einzupacken, als Annie an mir vorbeistapft, in ihrer Jacke, den Rucksack über eine Schulter geschlungen. Ich halte sie am Arm fest, bevor sie vorbeilaufen kann.

»Zeig mir mal dein Gesicht«, sage ich.

»Nein«, murmelt sie mit gesenktem Kopf.

»Annie!«

»Egal«, murmelt sie. Sie blickt auf, und ich sehe, dass sie eine frische Schicht Wimperntusche aufgetragen und ihren hässlichen Lippenstift nachgezogen hat. Außerdem hat sie offenbar fuchsiarbenes Rouge aufgelegt, das ihre Wangenknochen nicht annähernd erreicht.

»Wisch dir das ab, Annie«, sage ich. »Sofort. Und lass das Make-up hier.«

»Du kannst es mir nicht wegnehmen«, gibt sie zurück. »Das habe ich von meinem eigenen Geld gekauft.«

Ich sehe mich um, und mir wird bewusst, dass es im Laden plötzlich still geworden ist, bis auf Jay und Merri, die in der Ecke vor sich hin plappern. Gavin sieht mich besorgt an, und die beiden alten Damen in der Nähe der Tür starren nur zu mir herüber. Auf einmal bin ich verlegen. Ich weiß, dass ich ohnehin schon wie die Versagerin der Stadt dastehe, weil ich meine Ehe mit Rob habe scheitern lassen; alle finden, er ist ein Traummann, und dass ich von Glück reden konnte, ihn überhaupt zu heiraten. Und jetzt habe ich offenbar auch noch als Mutter versagt.

»Annie«, sage ich und beiße die Zähne zusammen. »Tu es jetzt. Und diesmal bekommst du wirklich Hausarrest, weil du mir nicht gehorchst.«

»Ich wohne die nächsten Tage bei Dad«, feixt sie grinsend. »Du kannst mir gar keinen Hausarrest geben. Schon vergessen? Du wohnst nicht mehr dort.«

Ich schlucke schwer. Ich werde sie nicht merken lassen, dass ihre Worte mich verletzt haben. »Na wunderbar«, sage ich fröhlich. »Dann bekommst du eben von dem Augenblick an Hausarrest, in dem du *mein* Haus betrittst.«

Sie flucht leise, sieht sich um und scheint zu begreifen, dass alle sie ansehen. »Egal«, murmelt sie auf dem Weg zur Toilette.

Ich atme einmal aus und wende mich wieder zu Emma um. »Entschuldigung«, sage ich. Mir wird bewusst, dass meine Hände zittern, als ich wieder nach ihrem Gebäckstück greife.

»Süße, ich habe drei Mädchen großgezogen«, sagt sie. »Keine Sorge. Das legt sich wieder.«

Sie bezahlt und geht, und dann sehe ich, wie Mrs Koontz und Mrs Sullivan, die hierherkommen, seit die Bäckerei vor sechzig Jahren eröffnet wurde, von ihrem Tisch aufstehen und hinaus schlurfen, jede an einem Gehstock. Derek und seine Mädchen sind ebenfalls im Aufbruch, daher gehe ich um die Theke herum nach vorn, um ihre Teller abzuräumen. Ich helfe Merri dabei, ihre Jacke zuzuknöpfen, während Derek Jays Reißverschluss zuzieht. Merri bedankt sich für das Vanilleküchlein, und ich winke, als sie alle gehen.

Annie kommt wenig später aus der Toilette zum Vorschein, das Gesicht zum Glück frei von Make-up. Sie knallt eine Wimperntusche, einen Lippenstift und eine Dose Rouge auf einen der Tische und funkelt mich zornig an. »Bitte sehr. Zufrieden?«, fragt sie.

»Überglücklich«, bemerke ich trocken.

Sie bleibt noch einen Moment stehen. Sie sieht aus, als ob sie noch irgendetwas sagen will, und ich mache mich schon auf irgendeine sarkastische Beleidigung gefasst, daher wundere ich mich, als sie nur fragt: »Wer ist eigentlich Leona?«

»Leona?« Ich forsche in meinem Gedächtnis, fördere aber nichts zutage. »Ich weiß nicht. Warum? Wo hast du diesen Namen denn gehört?«

»Mamie«, sagt sie. »Sie nennt mich ständig so. Und es scheint sie irgendwie richtig traurig zu machen.«

Ich bin verblüfft. »Du hast in letzter Zeit Mamie besucht?« Als meine Mutter vor zwei Jahren starb, mussten wir meine Großmutter in ein Demenz-Pflegeheim geben; ihre Alzheimererkrankung hatte sich rasch verschlimmert.

»Ja«, sagt Annie. »Na und?«

»Ich ... ich wusste nur nicht, dass du das tust.«

»Irgendwer muss es ja tun«, faucht sie zurück.

Ich bin sicher, die Schuldgefühle sind mir anzusehen, denn Annie blickt triumphierend.

»Ich habe mit der Bäckerei alle Hände voll zu tun, Annie«, sage ich.

»Ja, na ja, *ich* nehme mir die Zeit«, sagt sie. »Wenn du weniger Zeit mit Matt Hines verbringen würdest, dann hättest du vielleicht auch mehr Zeit für Mamie.«

»Zwischen mir und Matt ist *gar nichts*.« Plötzlich wird mir deutlich bewusst, dass Gavin ein paar Meter weiter sitzt, und ich spüre, wie meine Wangen rot werden. Das Letzte, was ich brauche, ist, dass die ganze Stadt weiß, was mit mir los ist. Oder nicht los ist, je nachdem.

»Egal.« Annie verdreht die Augen. »Jedenfalls, Mamie liebt mich wenigstens. Das sagt sie mir ständig.«

Sie grinst mich an, und ich weiß, dass ich sagen sollte: *Schatz, ich liebe dich auch* oder *Dein Dad und ich lieben dich sehr* oder so ähnlich. Würde man das von einer guten Mutter nicht erwarten? Aber da ich eine grässliche Mutter bin, kommt mir stattdessen nur über die Lippen: »Ach ja? Na, für mich klingt es eher so, als ob sie ›Ich liebe dich‹ zu jemandem namens Leona sagt.«

Annie klappt der Kiefer herunter, und sie starrt mich eine Minute lang an. Ich will die Arme nach ihr ausstrecken, will sie an mich drücken und ihr sagen, dass es mir leidtut, dass ich es nicht so gemeint habe. Aber bevor ich die Chance dazu habe, dreht sie sich auf dem Absatz um und stolziert aus dem Laden, aber nicht bevor ich die Tränen in ihren Augenwinkeln glitzern sehe. Sie blickt nicht noch einmal zurück.

Mir bricht fast das Herz, während ich in die Richtung starre, in die sie verschwunden ist. Ich lasse mich auf einen der Stühle sinken, die die Zwillinge vor ein paar Minuten frei gemacht haben, und stütze den Kopf in die Hände. Ich versage bei allem, aber am allermeisten dabei, Nähe zu den Leuten aufzubauen, die ich liebe.

Mir ist nicht bewusst, dass Gavin Keyes vor mir steht, bis ich seine Hand auf meiner Schulter spüre. Als ich erschrocken den Kopf hochreißte, starre ich genau auf ein kleines Loch im Oberschenkel seiner verwaschenen Jeans. Im ersten Moment verspüre ich das seltsame Bedürfnis, ihm anzubieten, es zu flicken, aber das ist lächerlich. Auf den Umgang mit Nadel und Faden verstehe ich mich auch nicht besser als darauf, Mutter zu sein oder verheiratet zu bleiben. Kopfschüttelnd hebe ich den Blick weiter nach oben, über sein blau kariertes Flanellhemd bis zu seinem Gesicht, das von einem dichten Schatten dunkler Bartstoppeln über einem kräftigen Kiefer beherrscht wird. Sein voller, dunkler Haarschopf sieht aus, als wäre er seit Tagen nicht mehr gekämmt worden, aber anstatt damit ungepflegt auszusehen, steht es ihm richtig gut, auf eine Art, die mir ein wenig unangenehm ist. Als er mich sanft anlächelt, rufen mir seine Grübchen in Erinnerung, wie jung er ist. Achtundzwanzig, denke ich, oder vielleicht neunundzwanzig. Auf einmal fühle ich mich steinalt, obwohl ich selbst nur sieben oder acht Jahre älter bin. Wie wäre es wohl, noch einmal so jung zu sein, ohne echte Verpflichtungen, ohne eine jugendliche Tochter, die mich hasst, ohne ein Geschäft, das vor dem Bankrott gerettet werden muss?

»Nimm's nicht so schwer«, sagt er. Er tätschelt mir den Rücken und räuspert sich. »Sie liebt dich, Hope. Du bist eine gute Mom.«

»Ja, äh, danke«, murmele ich, wobei ich seinem Blick ausweiche. Sicher, in den Monaten, die er an meinem Haus gearbeitet hat, sahen wir uns fast täglich, und wenn ich nachmittags von der Arbeit nach Hause kam, machte ich uns oft eine Limonade und setzte mich mit ihm zusammen auf die Veranda, wobei ich es, so gut ich konnte, vermied, auf seinen sonnengebräunten, straffen Bizeps zu starren. Aber er *kennt* mich nicht. Nicht wirklich. Und mit Sicherheit nicht gut genug, um meine Qualitäten als Mutter zu beurteilen. Wenn er mich so gut kennen würde, dann wüsste er, was für eine Versagerin ich bin.

Er klopf mir noch einmal unbeholfen auf den Rücken. »Im Ernst«, sagt er.

Und dann ist auch er gegangen und lässt mich allein in meinem riesigen rosa Törtchen, das sich auf einmal sehr bitter anfühlt.

An diesem Tag schließe ich die Bäckerei etwas früher, um ein paar Besorgungen zu erledigen. Obwohl die Sonne noch nicht untergegangen ist, als ich um Viertel nach sechs nach Hause komme, fühlt sich das Cottage, das ich angestrengt als mein eigenes anzusehen versuche, düster und deprimierend an.

Die Stille im Inneren ist ohrenbetäubend. Bis zum vergangenen Jahr, als Rob mich kurz vor Weihnachten mit der Ankündigung überraschte, er wolle sich scheiden lassen, hatte ich mich immer darauf gefreut, nach Hause zu kommen. Ich war stolz auf das Leben, das wir uns hier gemeinsam aufgebaut hatten, in dem soliden, weiß getünchten viktorianischen Haus mit Blick über die Bucht von Cape Cod, genau östlich des öffentlichen Strandes gelegen. Ich hatte das Innere selbst gestrichen, hatte die Küche und die Diele neu verfliesen, oben und im Wohnzimmer Hartholzböden verlegt und den Garten bepflanzt, hauptsächlich mit blauen Hortensien und pinkfarbenen Apfelrosen, die vor dem cremeweißen Schindelholz frisch und wunderschön aussahen.

Und dann, als ich endlich mit allem fertig war, als ich endlich so weit war, mich in dem Traumhaus zu entspannen, setzte Rob sich vor mich und erklärte mit leiser Stimme, ohne mir in die Augen zu sehen, er sei auch fertig. Fertig mit unserer Ehe, fertig mit mir.

Binnen drei Monaten, noch immer benommen vom Brustkrebstod meiner Mutter und von der Entscheidung, Mamie in ein Demenz-Pflegeheim zu geben, zog ich unversehens zurück in das Cottage meiner Mutter, das ich ohnehin nicht hatte verkaufen können. Ein paar Monate später, erschöpft und entmutigt, hatte ich alle Scheidungsunterlagen unterzeichnet, nur um das alles endlich hinter mir zu haben.

In Wahrheit fühlte ich mich wie betäubt, und zum ersten Mal begriff ich etwas, was ich mich schon mein ganzes Leben gefragt hatte: wie meine Mutter immer so kalt gegenüber den Männern in ihrem Leben bleiben konnte. Ich hatte meinen Vater nie kennengelernt; sie hatte mir nie auch nur seinen Namen gesagt. Wie sie mir einmal knapp erklärte: »Er ist gegangen. Vor langer Zeit. Hat nie erfahren, dass es dich gibt. Er hat seine Entscheidung getroffen.« Als ich älter wurde, hatte sie immer den einen oder anderen Freund, mit dem sie ihre ganze Zeit verbrachte, aber sie ließ keinen von ihnen je an sich heran. Nicht wirklich. Sodass sie, wenn er sie letztendlich verließ, nur mit den Schultern zuckte und sagte: »Wir sind besser dran ohne ihn, Hope. Das weißt du doch.«

Ich hielt sie immer für herzlos, auch wenn ich heute zugebe, dass ich mich auf diese kurzen Phasen zwischen zwei Freunden, in denen ich meine Mom ein paar Wochen lang für mich hatte, immer freute. Jetzt wünschte ich, ich hätte sie früher verstanden, rechtzeitig genug, um mit ihr darüber zu reden. *Jetzt kapiere ich es, Mom. Wenn du sie nicht an dich heranlässt, wenn du sie*

*von Anfang an nicht wirklich liebst, dann können sie dir nicht wehtun, wenn sie gehen.* Aber wie bei so vielen anderen Dingen in meinem Leben ist es dafür jetzt zu spät.

Bis ich geduscht und mir das Mehl und den Zucker aus den Haaren und von der Haut gewaschen habe, ist es kurz vor sieben. Ich weiß, ich sollte vermutlich Annie bei Rob anrufen und mich dafür entschuldigen, wie wir heute früh auseinandergeschieden sind, aber ich kann mich nicht dazu durchringen. Außerdem unternimmt sie in diesem Augenblick vermutlich irgendetwas Lustiges mit ihm, und mein Anruf würde ihr das nur verderben. Egal, wie ich mich wegen Rob fühle, ich muss zugeben, dass er die meiste Zeit gut mit Annie umgeht. Er scheint auf eine Art an sie heranzukommen, auf die ich es schon lange nicht mehr kann. Ich hasse die Tatsache, dass es mich manchmal, wenn ich die beiden verschwörerisch zusammen lachen sehe, in erster Linie eifersüchtig und erst in zweiter glücklich für Annie macht. Es ist, als ob sie ein neues Familienporträt bilden, zu dem ich nicht länger gehöre.

Ich schlüpfte in einen grauen Zopfmusterpullover und eine enge schwarze Jeans, und dann starre ich auf mein Spiegelbild, während ich meine schulterlangen dunkelbraunen Locken ausbürste, die zum Glück noch nicht grau werden, auch wenn sie das vermutlich bald tun werden, wenn Annie sich weiterhin so aufführt. Ich suche in meinem eigenen Gesicht nach Annies Zügen, aber wie üblich finde ich keine Spur davon. Seltsamerweise besitzt sie nicht die geringste Ähnlichkeit mit Rob oder mir, was ihn als sie drei war dazu veranlasste, mich zu fragen: »Bist du dir absolut sicher, dass sie von mir ist, Hope?« Seine Worte hatten mich bis ins Mark getroffen. »Natürlich«, hatte ich mit Tränen in den Augen geflüstert, und er hatte es dabei bewenden lassen. Abgesehen von ihrer Haut, die genau wie Robs in der Sonne schön gleichmäßig braun wird, hat sie praktisch nichts von ihrem hochgewachsenen, dunkelhaarigen, blauäugigen Vater geerbt.

Ich betrachte meine Züge, während ich einen natürlich aussehenden Lippenstift auftrage und meine hellen Wimpern ein bisschen tusche. Annies Augen sind, genau wie Mamies, ungleichmäßig grau, meine dagegen von einem ungewöhnlichen, golden gesprenkelten Meergrün. Als ich jünger war, sagte Mamie oft zu mir, ihr Aussehen – alles bis auf die Augen – hätte eine Generation übersprungen und sich bei mir niedergeschlagen. Während meine Mutter mit ihren dunkelbraunen, glatten Haaren und braunen Augen eher meinem Großvater ähnelte, bin ich Mamie nach einigen der alten Fotografien, die ich von ihr gesehen habe, wie aus dem Gesicht geschnitten. Ihre Augen, fand ich früher, blickten auf diesen alten Fotos stets traurig, und jetzt, wo sich in meinen die Schwere des Lebens spiegelt, sehen wir uns ähnlicher denn je. Meine stark geschwungenen Lippen – »wie eine Engelsharfe«, pflegte Mamie oft zu sagen – sind genau wie ihre in ihren jüngeren Jahren, und irgendwie hatte ich das Glück, ihren zarten Teint zu erben. In den letzten Monaten habe ich jedoch eine ungewohnte senkrechte Falte zwischen den Augenbrauen bekommen, die mich ständig besorgt aussehen lässt. Allerdings bin ich heutzutage tatsächlich ständig besorgt.

Die Türglocke klingelt, ich zucke zusammen und fahre mir ein letztes Mal mit der Bürste durchs Haar und dann, nach genauerem Überlegen, noch einmal mit einer Hand, um es wieder zu

zerzausen. Ich will nicht so aussehen, als hätte ich mir für heute Abend Mühe gegeben. Ich will nicht, dass Matt sich irgendwelche Hoffnungen macht.

Einen Augenblick später öffne ich die Haustür, und als Matt sich vorbeugt, um mir einen Kuss zu geben, drehe ich mich leicht zur Seite, sodass seine Lippen auf meiner rechten Wange landen. Ich kann das Eau de Cologne an seinem Nacken riechen, moschusartig und herb. Er trägt eine tadellose Khakihose, ein hellblaues Hemd mit einem teuer aussehenden Emblem, das ich nicht kenne, und elegante braune Halbschuhe.

»Ich kann mich noch umziehen«, sage ich. Auf einmal fühle ich mich schmucklos, schlicht.

Er mustert mich kurz. »Du siehst hübsch aus in diesem Pullover«, sagt er. »Du kannst so gehen, wie du bist.«

Er führt mich ins Fratanelli's aus, ein gehobenes italienisches Lokal im Marschland. Ich versuche zu ignorieren, wie der Oberkellner einen nicht gerade dezenten Blick auf mein Outfit wirft, bevor er uns zu einem von Kerzen erhellten Tisch am Fenster führt.

»Hier ist es zu fein, Matt«, sage ich, sobald wir allein sind. Ich sehe durchs Fenster in die Dunkelheit, und dabei fange ich unser Spiegelbild in der Scheibe auf. Wir sehen wie ein Paar aus, ein schönes Paar, und bei diesem Gedanken wende ich den Blick rasch ab.

»Ich weiß doch, dass es dir hier gefällt«, sagt Matt. »Weißt du noch? Hierher sind wir vor dem Schulabschlussball gegangen.«

Ich lache kopfschüttelnd. »Das hatte ich ganz vergessen.« Ehrlich gesagt, habe ich eine ganze Menge vergessen. Ich habe lange versucht, vor der Vergangenheit davonzulaufen, aber was sagt es über mich aus, dass ich fast zwanzig Jahre später mit demselben Typen in demselben Restaurant sitze? Offenbar kann die eigene Geschichte nur für begrenzte Zeit verschwinden. Ich verscheuche den Gedanken und sehe Matt an. »Du hast gesagt, du wolltest über etwas reden.«

Er blickt auf seine Speisekarte. »Lass uns erst bestellen.«

Wir wählen schweigend unser Essen aus; Matt nimmt den Hummer, und ich die Spaghetti bolognese, das preiswerteste Gericht auf der Karte. Später werde ich anbieten, mein Essen selbst zu bezahlen, und wenn Matt ablehnt, werde ich ihn wenigstens kein Vermögen kosten. Ich will mich ihm gegenüber nicht verpflichtet fühlen. Nachdem wir bestellt haben, holt Matt einmal tief Luft und sieht mich an. Er ist im Begriff zu sprechen, aber ich schneide ihm das Wort ab, bevor er sich selbst in Verlegenheit bringen kann.

»Matt, du weißt, dass ich große Stücke auf dich halte«, beginne ich.

»Hope ...«, unterbricht er mich, aber ich hebe eine Hand.

»Lass mich ausreden«, platze ich heraus, wobei die Worte immer schneller aus mir hervorsprudeln. »Ich weiß, wir haben so vieles gemeinsam, und natürlich haben wir diese ganze gemeinsame Vergangenheit, die mir viel bedeutet. Aber was ich dir heute Morgen zu sagen versucht habe, ist, dass ich nicht glaube, dass ich im Augenblick bereit bin, mit irgendjemandem eine Beziehung einzugehen. Ich glaube nicht, dass ich dazu bereit sein werde, bevor Annie aufs College geht, und bis dahin ist es noch sehr lange.«

»Hope ...«



Ich ignoriere ihn, weil ich die Worte loswerden muss. »Matt, ich schwöre dir, es hat nichts mit dir zu tun. Aber ich glaube, wenn wir im Augenblick einfach nur Freunde sein könnten, dann wäre das so viel besser. Ich habe keine Ahnung, was vielleicht einmal sein könnte, aber im Augenblick braucht Annie meine ganze Aufmerksamkeit, und ...«

»Hope, es geht nicht um dich und mich«, unterbricht mich Matt. »Es geht um die Bäckerei und um deinen Kredit. Darf ich bitte reden?«

Ich starre ihn an, während der Kellner uns einen Korb mit Brot und einen kleinen Teller mit Olivenöl bringt. Rotwein wird uns eingeschenkt – ein teurer Cabernet, den Matt ausgewählt hat, ohne mich zu fragen –, und dann verschwindet der Kellner, und Matt und ich sind wieder allein.

»Was ist mit meiner Bäckerei?«, frage ich langsam.

»Ich habe schlechte Neuigkeiten«, bekennt er. Er weicht meinem Blick aus, tunkt ein Stück Brot in das Olivenöl und nimmt einen Bissen.

»Okay ...«, sage ich abwartend. Es kommt mir vor, als entweiche alle Luft aus dem Raum.

»Dein Kredit«, sagt er mit vollem Mund. »Die Bank will ihn aufkündigen.«

Mir stockt das Herz. »Was?« Ich starre ihn an. »Seit wann denn?«

Matt senkt den Blick. »Seit gestern. Hope, du bist mit mehreren Raten im Rückstand, und bei der derzeitigen Marktlage sieht sich die Bank gezwungen, eine Reihe von Krediten mit unregelmäßigem Zahlungsverhalten aufzukündigen. Und deiner ist leider einer davon.«

Ich hole einmal tief Luft. Das kann nicht wahr sein. »Aber dieses Jahr habe ich jede Rate bezahlt. Ja, ich hatte vor einigen Jahren ein paar schwierige Monate, als die Wirtschaft eingebrochen ist, aber wir sind schließlich ein Touristenort.«

»Ich weiß.«

»Wer hatte damals denn keine Probleme?«

»Viele Leute hatten die«, räumt Matt ein. »Leider warst du eine davon. Und bei deiner Kreditwürdigkeit ...«

Ich schließe für einen Moment die Augen. Ich will über meine Kreditwürdigkeit gar nicht erst nachdenken. Sie hat sich durch meine Scheidung nicht unbedingt verbessert oder dadurch, dass ich nach dem Tod meiner Mutter ihre Hypothekenzahlungen übernommen habe oder dass ich eine hohe Überziehungssumme zwischen mehreren Kreditkarten hin- und herschiebe, nur um die Bäckerei am Laufen zu halten.

»Was kann ich tun, um das zu regeln?«, frage ich schließlich.

»Nicht viel, befürchte ich«, antwortet Matt. »Du kannst es natürlich bei anderen Kreditgebern versuchen, aber im Augenblick ist der Markt sehr angespannt. Ich kann dir garantieren, dass du bei einer anderen Bank nichts ausrichten wirst. Und in Anbetracht deines Zahlungsverhaltens und der Tatsache, dass in deiner Straße eben erst ein Bingham's aufgemacht hat ...«

»Bingham's«, murmele ich. »Natürlich.« Das war in diesem ganzen Jahr der Fluch meiner Existenz. Eine kleine Donut-Kette aus Neuengland, mit Sitz in Rhode Island, die in unserer Region kontinuierlich expandiert, um eines Tages mit Dunkin' Donuts gleichzuziehen. Sie haben vor neun Monaten ihre sechzehnte Filiale in der Region eröffnet, eine halbe Meile von meiner

Bäckerei entfernt, als ich eben dabei war, aus dem finanziellen Loch zu klettern, in dem ich nach der Rezession gelandet war.

Es war ein Sturm, den ich ohne die finanziellen Folgen meiner Scheidung hätte überstehen können. Aber jetzt kämpfe ich ums nackte Überleben, und das weiß Matt; meine sämtlichen Kredite habe ich bei seiner Bank.

»Hör zu, es gibt eine Option, die ich mir für dich vorstellen kann«, sagt Matt. Er nimmt einen kräftigen Schluck Wein und beugt sich zu mir vor. »Es gibt in New York ein paar Investoren, mit denen ich zusammenarbeite. Sie sind ständig auf der Suche nach kleinen Unternehmen, um ihnen unter die Arme zu greifen. Da kann ich eine Gefälligkeit einfordern.«

»Okay«, sage ich langsam. Ich bin mir nicht sicher, ob mir die Vorstellung gefällt, dass Fremde in etwas investieren, was immer ein Familienunternehmen war. Ebenso wenig behagt mir der Gedanke, dass Matt mir zuliebe Gefälligkeiten einfordert. Aber mir ist auch bewusst, dass die Alternative sein könnte, dass ich die Bäckerei insgesamt verliere. »Wie würde das denn genau ablaufen?«

»Sie würden dich im Grunde aufkaufen«, sagt er. »Das heißt, sie würden den Kredit bei der Bank übernehmen. Du würdest eine Barauszahlung bekommen, genug, um ein paar der Rechnungen zu begleichen, vor denen du im Moment stehst. Und du würdest bleiben, um die Bäckerei zu leiten und das Tagesgeschäft zu führen. Falls sie darauf eingehen.«

Ich starre ihn an. »Du willst damit sagen, dass mir keine andere Möglichkeit bleibt, als die Bäckerei meiner Familie an irgendeinen Fremden zu verkaufen?«

Matt zuckt mit den Schultern. »Ich weiß, es ist nicht ideal. Aber es würde deine finanziellen Probleme kurzfristig lösen. Und mit etwas Glück könnte ich sie überreden, dich als Geschäftsführerin der Bäckerei zu übernehmen.«

»Aber das ist die Bäckerei meiner Familie«, sage ich mit leiser Stimme, in dem Bewusstsein, dass ich mich wiederhole.

Matt wendet den Blick ab. »Hope, ich weiß nicht, was ich dir anderes sagen soll. Das ist so ziemlich deine letzte Option, es sei denn, du hast irgendwo eine halbe Million Dollar herumliegen. Und bei deinen Schulden ist es ja auch nicht so, dass du dich einfach aufrappeln und irgendwo anders neu anfangen könntest.«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Einen Augenblick später ergreift Matt wieder das Wort. »Hör zu, das sind gute Leute. Ich kenne sie schon eine ganze Weile. Sie werden sich dir gegenüber anständig verhalten. Und letzten Endes wirst du wenigstens nicht schließen müssen.«

Ich fühle mich, als ob Matt mir eben eine Handgranate in den Schoß geworfen, den Sicherungsstift gezogen und mir dann angeboten hat, das Blutbad zu beseitigen, und das alles mit einem Lächeln im Gesicht. »Ich muss darüber nachdenken«, sage ich dumpf.

»Hope«, sagt Matt. Er schiebt sein Weinglas beiseite, streckt die Hände über den Tisch aus und legt sie um meine weitaus kleineren, in einer Geste, die mir das Gefühl geben soll, in Sicherheit zu sein. »Wir werden eine Lösung finden, okay? Ich werde dir helfen.«

»Ich brauche deine Hilfe nicht«, murmele ich. Er blickt verletzt, und ich fühle mich fürchterlich, daher ziehe ich meine Hände nicht zurück. Ich weiß, er versucht nur, ein netter Typ

zu sein. Aber die Sache ist die: Es kommt mir vor wie ein Almosen. Und ich brauche keine Almosen. Ich werde untergehen, oder ich werde überleben, aber ich würde das wenigstens gern allein tun.

Bevor einer von uns noch etwas sagen kann, höre ich mein Handy in meiner Handtasche klingeln. Verlegen ziehe ich meine Hände zurück und greife danach. Ich hatte den Klingelton nicht absichtlich angelassen. Ich kann sehen, wie mich der Oberkellner durch das Restaurant anfunktelt, während ich abnehme.

»Mom?« Es ist Annie, und sie klingt aufgelöst.

»Was ist los, Schatz?«, frage ich, schon halb aufgestanden und bereit, ihr zu Hilfe zu kommen, wo immer sie ist.

»Wo bist du?«

»Ich bin in einem Restaurant, Annie«, sage ich. Ich vermeide es, Matt zu erwähnen, damit sie nicht denkt, es wäre ein Date. »Wo bist du? Bist du nicht bei deinem Dad?«

»Dad musste sich mit einem Mandanten treffen«, murmelt sie. »Deshalb hat er mich bei dir zu Hause abgesetzt. Und die Spülmaschine ist, na ja, total kaputt.«

Ich schließe die Augen. Eine halbe Stunde bevor Matt kam, hatte ich das Spülmittel eingefüllt und die Maschine angestellt, in der Annahme, der Spülgang würde bis zu meinem Aufbruch fast fertig sein. »Was ist passiert?«

»Ich war's nicht«, beeilt sich Annie zu sagen. »Aber da ist, also, überall Wasser auf dem Boden. Ich meine, also, viele Zentimeter hoch. Wie eine Flut oder so.«

Meine Stimmung sinkt. Ein Rohr muss geplatzt sein. Ich kann mir nicht einmal vorstellen, wie viel mich die Reparatur kosten wird oder wie schwer meine alten Hartholzböden beschädigt sein könnten. »Okay«, sage ich in einem gelassenen Ton. »Danke, dass du mir Bescheid gegeben hast, Schatz. Ich komme sofort nach Hause.«

»Aber wie soll ich das Wasser aufhalten?«, fragt sie. »Es fließt, also, noch immer überall hin. Das ganze Haus steht bald unter Wasser.«

Mir wird klar, dass ich keine Ahnung habe, wie man das Wasser in der Küche abstellt. »Ich werde versuchen, es herauszufinden, okay? Ich rufe dich zurück. Ich bin schon unterwegs.«

»Egal«, sagt Annie und legt auf.

Ich berichte Matt, was passiert ist, und er seufzt und ruft den Kellner, um unser Essen einpacken zu lassen.

»Tut mir leid«, sage ich, als wir fünf Minuten später zum Wagen eilen. »In meinem Leben jagt in letzter Zeit eine Katastrophe die andere.«

Matt schüttelt nur den Kopf. »So was kommt vor«, sagt er knapp. Erst als wir auf dem Weg zurück zu meinem Haus sind, ergreift er wieder das Wort. »Du darfst diese Sache mit der Bank nicht länger aufschieben, Hope«, sagt er. »Sonst wirst du alles verlieren. Alles, wofür deine Familie gearbeitet hat.«

Ich gebe keine Antwort, da ich weiß, dass er recht hat, und da ich mich im Augenblick nicht damit befassen kann. Stattdessen frage ich ihn, ob er weiß, wie man die Wasserzufuhr für die Küche abstellt. Er sagt, er weiß es nicht, und so fahren wir den Rest der Strecke schweigend.

»Wem gehört denn dieser Jeep?«, fragt Matt, als er vor meinem Haus vorfährt. »Jetzt habe ich in deiner Auffahrt gar keinen Platz zum Parken.«

»Gavin«, sage ich leise. Sein vertrauter graublauer Wrangler steht neben meinem alten Corolla. Meine Stimmung sinkt.

»Gavin Keyes?«, sagt Matt. »Dem Handwerker? Was tut der denn hier?«

»Annie muss ihn angerufen haben«, sage ich mit zusammengebißenen Zähnen. Meine Tochter weiß nicht, dass ich Gavin noch immer nicht vollständig für die Arbeiten bezahlt habe, die er den Sommer über an meinem Haus erledigt hat. Nicht einmal annähernd. Sie weiß nicht, dass ich eines Julinachmittags, mit ihm auf der Veranda, peinlicherweise in Tränen ausgebrochen bin, als ich einen Kontoauszug von der Bank bekam, und dass er einen Monat später, als er mit den Reparaturarbeiten an meinem Haus fertig war, darauf bestanden hat, dass ich ihn vorläufig mit kostenlosem Gebäck und Kaffee aus der Bäckerei bezahle. Annie weiß nicht, dass er neben Matt der einzige andere Mensch in der Stadt ist, der weiß, was für ein Chaos mein Leben ist, und dass er aus genau diesem Grund der letzte Mensch ist, den ich im Augenblick sehen will.

Ich gehe ins Haus, gefolgt von Matt ein paar Schritte hinter mir, der mein Essen von Fratanelli's in einer Hand trägt. In der Küche treffe ich Annie mit einem Stapel Handtücher an, und Gavin, der den Kopf unter meine Spüle gesteckt hat. Ich blinzele, als mir bewusst wird, dass mein Blick schnurstracks zum Oberschenkel seiner Jeans gewandert ist, um zu sehen, ob das Loch, das ich heute Morgen bemerkt habe, noch da ist. Es ist noch da, natürlich.

»Gavin«, sage ich, und er zuckt zusammen, kommt unter der Spüle zum Vorschein und steht auf. Sein Blick huscht zwischen Matt und mir hin und her, und er kratzt sich am Kopf, als Matt an ihm vorbeigeht, um mein Essen in den Kühlschrank zu stellen.

»Hey«, sagt Gavin. Er sieht noch einmal zu Matt und dann zu mir zurück. »Ich bin gleich hergekommen, als Annie angerufen hat. Ich habe dein Wasser erst mal abgestellt. Sieht aus, als ob das geplatze Rohr in der Wand ist, hinter der Spülmaschine. Ich komme übermorgen vorbei und repariere es dir, wenn es dir nichts ausmacht, so lange zu warten.«

»Danke, das ist nicht nötig«, sage ich leise. Ich nehme Blickkontakt zu ihm auf, in der Hoffnung, dass er weiß, was ich ihm zu verstehen geben will: dass ich ihn noch immer nicht bezahlen kann.

Aber er lächelt nur und fährt fort, als ob er mich gar nicht gehört hat. »Morgen bin ich schon ausgebucht, aber übermorgen sieht es noch sehr gut aus«, sagt er. »Da habe ich nur vormittags einen kleinen Job drüben bei Foley. Außerdem dürfte das hier nicht allzu lange dauern. Da muss nur ein Rohr abgedichtet werden, und dann ist es wieder so gut wie neu.« Sein Blick huscht wieder zu Matt und dann zurück zu mir. »Hör zu, ich habe einen Nasssauger im Jeep. Ich hole ihn schnell, und dann helfe ich dir, dieses Wasser zu beseitigen, so gut es geht. Und sobald die Böden trocken sind, können wir sehen, wie groß der Schaden ist.«

Ich werfe einen Blick auf Annie, die noch immer mit einem riesigen Stapel Handtücher dasteht. »Wir können das hier selber aufwischen«, sage ich zu Gavin. »Du musst nicht bleiben. Stimmt's?«, sage ich mit einem Blick auf Annie und dann auf Matt.

»Ich nehm's an«, sagt Annie schulterzuckend.

Matt wendet den Blick ab. »Ehrlich gesagt, Hope, muss ich morgen früh raus. Ich muss sehen, dass ich nach Hause komme.«

Gavin schnaubt und geht wortlos hinaus. Ich ignoriere ihn. »Oh«, sage ich zu Matt. »Natürlich. Danke fürs Essen.«

Bis ich Matt zur Tür bringe, ist Gavin mit seinem Nasssauger schon wieder da.

»Ich habe doch gesagt, das ist nicht nötig«, murmele ich.

»Ich weiß, was du gesagt hast«, sagt Gavin, ohne stehen zu bleiben, um mich anzusehen. Einen Augenblick später, während ich zusehe, wie Matts glänzender Lexus von der Bordsteinkante fährt, höre ich, wie Gavin in der Küche den Nasssauger einschaltet. Ich schließe für einen Moment die Augen, und dann wende ich mich um und kehre zurück zu dem einen Chaos in meinem Leben, das sich tatsächlich beheben lässt.

Am nächsten Abend, als Annie wieder bei Rob ist und ich nach der Arbeit das restliche Chaos in der Küche beseitige, muss ich an Mamie denken. Sie wusste immer, wie man Katastrophen in den Griff bekam. Mir wird bewusst, dass es zwei Wochen her ist, seit ich sie zuletzt besucht habe. *Ich sollte eine bessere Enkelin sein*, denke ich mit einem Anflug von schlechtem Gewissen. *Ich sollte ein besserer Mensch sein*. Noch ein Gebiet, auf dem ich offenbar ständig versage.

Mit einem Kloß im Hals höre ich auf zu wischen, trage vor dem Dielenspiegel etwas Lippenstift auf und schnappe mir meine Schlüssel. Annie hat recht; ich muss meine Großmutter besuchen. Wenn ich zu Mamie fahre, ist mir immer nach Weinen zumute, denn auch wenn das Heim, in dem sie lebt, fröhlich und freundlich wirkt, ist es schrecklich, mit anzusehen, wie sie abbaut. Es ist, als würde man an Deck eines Schiffes stehen und zusehen, wie die Wellen jemanden verschlingen, und wissen, dass es keinen Rettungsring gibt, den man ihm zuwerfen kann.

Eine Viertelstunde später gehe ich durch die Eingangstür von Mamies betreuter Wohnanlage, einem riesigen, buttergelb gestrichenen Haus voller Bilder von Blumen und Tieren. Die oberste Etage ist die Demenzstation, wo Besucher am Eingang einen Zugangscode auf einem Digitalpad eingeben müssen.

Ich gehe den Korridor hinunter zu Mamies Zimmer am anderen Ende des Westflügels. Die Zimmer sind alle privat, im Apartment-Stil, auch wenn die Bewohner sämtliche Mahlzeiten im Speisesaal einnehmen und die Mitarbeiter alle einen Generalschlüssel haben, um nach den Bewohnern zu sehen und ihnen täglich ihre Medikamente zu geben. Mamie nimmt ein Antidepressivum, zwei Herzmittel und ein experimentelles Medikament gegen Alzheimer, das offenbar nichts hilft. Ich treffe mich einmal im Monat mit dem Stationsarzt, um den aktuellen Stand zu erfahren. Bei unserem letzten Treffen sagte er, ihre geistigen Fähigkeiten hätten in den letzten Monaten stark nachgelassen.

»Das Schlimmste dabei ist«, sagte er, wobei er mich über seine Brille hinweg ansah, »dass sie klar genug im Kopf ist, um es zu begreifen. Das ist eine der härtesten Phasen für Außenstehende. Sie weiß, dass ihr Gedächtnis bald nahezu verschwunden sein wird, was für Patienten in diesem Zustand äußerst beunruhigend und traurig ist.«

Ich schlucke einen Kloß im Hals hinunter, als ich auf die Klingel neben ihrem Namensschild drücke: *Rose McKenna*. Ich kann sie dahinter herumschlurfen hören; vermutlich stemmt sie sich mühsam aus ihrem Sessel hoch, bewegt sich mit dem Gehstock zur Tür, den sie benutzt, seit sie vor zwei Jahren gestürzt ist und sich die Hüfte gebrochen hat.

Die Tür geht auf, und ich widerstehe dem Drang, mich in ihre Arme zu werfen, wie ich es früher getan habe, als ich ein kleines Mädchen war. Bis zu diesem Augenblick hatte ich gedacht, ich würde ihr zuliebe hierherkommen – aber jetzt wird mir klar, dass ich es für mich selbst tue. Ich brauche das. Ich muss jemanden sehen, der mich liebt, selbst wenn es eine unvollkommene Liebe ist.

»Hallo«, sagt Mamie und lächelt mich an. Ihre Haare sehen weißer aus als bei meinem letzten Besuch, die Furchen in ihrem Gesicht tiefer. Aber sie trägt wie immer ihren burgunderroten Lippenstift, und ihre Augen sind mit Kajal und Wimperntusche umrandet. »Was für eine Überraschung, Liebes.«

Ihre Worte sind mit dem Anflug eines französischen Akzents eingefärbt, der nahezu verschwunden ist. Sie lebt seit den frühen Vierzigerjahren in den Vereinigten Staaten, aber die Spuren ihrer längst verflossenen Vergangenheit umhüllen ihre Worte noch immer wie einer der federleichten französischen Schals, die sie fast immer um den Hals geschlungen trägt.

Ich strecke die Arme nach ihr aus. Als ich jünger war, war sie kräftig und stark. Als sie sich jetzt zu unserer Umarmung vorbeugt, kann ich die Knochen ihres Rückgrats spüren, die scharfen Konturen ihrer Schultern.

»Hi, Mamie«, sage ich leise. Ich blinzele Tränen weg, während ich mich von ihr löse.

Sie starrt mich aus grauen Augen an, über denen ein trüber Schleier liegt. »Sie werden mir verzeihen müssen«, sagt sie. »Manchmal werde ich ein bisschen vergesslich. Welches der Mädchen sind Sie, Liebes? Ich weiß, ich sollte mich erinnern.«

Ich schlucke schwer. »Ich bin Hope, Mamie. Deine Enkelin.«

»Natürlich.« Sie lächelt mich an, aber ihre grauen Augen bleiben verschleiert. »Ich wusste es. Ich muss nur manchmal erinnert werden. Bitte komm herein.«

Ich folge ihr in das schwach erhellte Apartment, wo sie mich ans Wohnzimmerfenster führt.

»Ich habe mir eben den Sonnenuntergang angesehen, Liebes«, sagt sie. »Und gleich werden wir den Abendstern sehen können.«

## ***Nordstern-Vanilleküchlein***

### **KÜCHLEIN**

#### ***Zutaten***

*1 Tasse ungesalzene Butter, Zimmertemperatur*  
*1½ Tassen Kristallzucker*  
*4 große Eier*  
*1 TL reines Vanilleextrakt*  
*3 Tassen Mehl*  
*3 TL Backpulver*  
*½ TL Salz*  
*½ Tasse Milch*

#### ***Zubereitung***

1. Ofen auf 175 Grad vorheizen. 24 Muffinformen mit Papiertütchen auskleiden.
2. Butter und Zucker in einer großen Schüssel mit einem elektrischen Handrührgerät schaumig schlagen, dann ein Ei nach dem anderen unterrühren. Vanilleextrakt dazugeben und gründlich verrühren.
3. Mehl, Backpulver und Salz mischen, sieben und portionsweise, abwechselnd mit der Milch, zu der Buttermasse geben.
4. Die Muffinformen etwa zur Hälfte füllen. 15-20 Minuten backen oder bis an einem Zahnstocher, mit dem man in ein Küchlein sticht, kein Teig mehr hängen bleibt. Zehn Minuten in den Formen abkühlen lassen, danach auf ein Drahtgitter legen, bis sie völlig abgekühlt sind.
5. Wenn die Küchlein völlig abgekühlt sind, mit rosa Glasur (Rezept siehe unten) überziehen.

### **ROSA GLASUR**

#### ***Zutaten***

*1 Tasse ungesalzene Butter, leicht erwärmt*  
*4 Tassen Puderzucker*

*½ TL Vanilleextrakt*

*1 TL Milch*

*1-3 Tropfen rote Lebensmittelfarbe*

### **Zubereitung**

1. Die Butter in einer mittelgroßen Schüssel mit einem elektrischen Handrührgerät schaumig schlagen.
2. Nach und nach den Zucker unterrühren, bis alles gut vermengt ist.
3. Die Vanille und die Milch dazugeben und sorgfältig verrühren.
4. Einen Tropfen rote Lebensmittelfarbe dazugeben und gut unterrühren. Wenn die Glasur ein dunkleres Rosa bekommen soll, ein oder zwei Tropfen mehr dazugeben und nach jedem Tropfen gründlich verrühren. Die Küchlein wie oben angegeben mit der Glasur überziehen.



*Rose starrte aus dem Fenster und suchte, wie sie es immer tat, nach dem ersten Stern am Horizont. Sie wusste, dass er aufgehen würde, so funkelnd und strahlend wie eine ewige Flamme, sobald die untergehende Sonne Streifen aus Feuer und Licht an den Himmel malte. Als sie ein kleines Mädchen war, nannten sie diese Dämmerung l'heure bleue, die blaue Stunde, die Zeit, wenn es nicht mehr ganz hell und noch nicht völlig dunkel war. Rose hatte in diesem besonderen Moment stets Trost gefunden.*

*Der Abendstern, der jeden Abend in der tiefen, samtigen Dämmerung aufging, war immer ihr Lieblingsstern gewesen. Dabei war es gar kein Stern: Es war der Planet Venus, benannt nach der Göttin der Liebe. Das hatte sie vor langer Zeit gelernt, aber es hatte nichts geändert, nicht wirklich. Wenn man in den Himmel blickte ließ sich schwer sagen, was ein Stern war und was nicht. Jahrelang hatte sie all die Sterne gezählt, die sie am Nachthimmel sehen konnte. Sie suchte nach etwas, aber sie hatte es noch nicht gefunden. Sie hatte es nicht verdient, das wusste sie, und das stimmte sie traurig. Vieles stimmte sie heutzutage traurig. Aber manchmal konnte sie sich von einem Moment auf den nächsten nicht erinnern, weswegen sie eigentlich weinte.*

*Alzheimer. Sie wusste, dass sie es hatte. Sie hörte das Flüstern auf den Fluren. Sie hatte ihre Nachbarinnen im Heim kommen und gehen sehen, denen ihr Gedächtnis mit jedem Tag mehr entglitten war. Sie wusste, dass mit ihr dasselbe geschah, und das beängstigte sie aus Gründen, die niemand verstehen würde. Sie wagte es nicht, sie laut auszusprechen. Es war zu spät.*

*Rose wusste, dass das Mädchen mit den glänzend braunen Haaren, den vertrauten Zügen und den so schön traurigen Augen ihr eben gesagt hatte, wer sie war, aber sie hatte es schon wieder vergessen. Eine vertraute Panik stieg in ihrer Kehle auf. Sie wünschte, sie könnte sich die Erinnerungen schnappen wie Rettungsleinen und sich an ihnen festklammern, bevor sie unterging. Aber sie stellte fest, dass sie glitschig waren, unmöglich zu greifen. Daher räusperte sie sich, zwang sich zu einem Lächeln und wagte ihre beste Vermutung.*

*»Josephine, Liebes, such nach dem Stern am Horizont«, sagte sie. Sie deutete auf den leeren Raum am Himmel, wo, wie sie wusste, der Abendstern jeden Augenblick aufgehen würde. Sie hoffte, dass sie mit ihrer Vermutung richtiglag. Sie hatte Josephine schon lange nicht mehr gesehen. Oder vielleicht doch. Es war unmöglich zu wissen.*

*Das Mädchen mit den traurigen Augen räusperte sich. »Nein, Mamie, ich bin Hope«, sagte sie. »Josephine ist nicht hier.«*

*»Ja, natürlich, das weiß ich«, beeilte sich Rose zu sagen. »Ich muss mich versprochen haben.« Sie durfte niemanden wissen lassen, dass sie dabei war, ihr Gedächtnis zu verlieren. Es war beschämend. Als wäre es ihr nicht wichtig genug, um daran festzuhalten, und das war ihr*

peinlich, denn nichts könnte der Wahrheit ferner liegen. Wenn sie sich noch ein bisschen länger verstellte, dann würden die Wolken vielleicht verschwinden, und ihre Erinnerungen würden zurückkehren von dort, wo sie sich versteckt hielten.

»Schon gut, Mamie«, sagte das Mädchen, das viel zu alt aussah, um Hope zu sein, ihre einzige Enkelin, ein Kind, das nicht älter als dreizehn oder vierzehn sein konnte. Und doch konnte Rose die Sorgenfalten sehen, die sich um die Augen dieses Mädchens eingegraben hatten, bei Weitem zu viele Falten für ein Mädchen dieses Alters. Sie fragte sich, was so schwer auf ihr lastete. Vielleicht würde Hopes Mutter wissen, was los war. Und dann würde Rose ihr vielleicht helfen können. Sie wollte Hope helfen. Sie wusste nur nicht, wie.

»Wo ist deine Mutter?«, fragte Rose Hope höflich. »Kommt sie auch, Liebes?«

Es gab so vieles, was Rose Josephine sagen wollte, so vieles, wofür sie sich entschuldigen wollte. Und sie befürchtete, dass ihr die Zeit davonlief. Wo sollte sie anfangen? Sollte sie sich zuerst für ihre vielen Fehler entschuldigen? Für ihre Kälte? Dafür, dass sie ihr all die falschen Lektionen erteilt hatte, ohne es zu wollen? Rose wusste, dass sie in der Vergangenheit oft die Gelegenheit gehabt hatte zu sagen, dass es ihr leid tat. Aber die Worte waren ihr jedes Mal in der Kehle stecken geblieben. Vielleicht war es an der Zeit, sich zu zwingen, sie laut auszusprechen, sie Josephine hören zu lassen, bevor es zu spät war.

»Mamie?«, sagte Hope zögernd. Rose lächelte sie sanft an. Sie wusste, dass Hope eines Tages zu einer starken, freundlichen Person heranwachsen würde. Josephine war auch diese Art Frau, aber ihr Charakter lag unter so vielen Schutzschichten verborgen, herbeigeführt durch Roses Fehler, dass es schwer zu erkennen war.

»Ja, Liebes?«, fragte Rose, denn Hope hatte aufgehört zu sprechen. Auf einmal hatte Rose eine leise Ahnung, dass sie genau wusste, was Hope zu sagen im Begriff war. Sie wünschte, sie könnte sie aufhalten, bevor die Worte ihren Schaden anrichteten. Aber es war zu spät. Es war immer zu spät.

»Meine Mom – Josephine – ist tot«, sagte Hope sanft. »Seit zwei Jahren, Mamie. Erinnerst du dich denn nicht?«

»Meine Tochter?«, fragte Rose. Trauer brach über sie herein wie eine Welle. »Meine Josephine?« Die Wahrheit kam mit der Flut herangerollt, und für einen Moment bekam Rose keine Luft mehr. Sie staunte über diese Tricks des Verstandes, der die unglücklichen Erinnerungen einfach fortspülte und aufs Meer hinausstrug.

Aber manche Erinnerungen, das wusste Rose, konnten nicht ausgelöscht werden, selbst wenn man sein Leben lang versuchte, so zu tun, als wären sie nicht da.

»Es tut mir leid, Mamie«, sagte Hope. »Hattest du es vergessen?«

»Nein, nein«, beeilte sich Rose zu sagen. »Natürlich nicht.« Hope wandte den Blick ab, und Rose starrte sie an. Für einen Moment erinnerte das Mädchen sie an irgendetwas oder an irgendjemanden, aber bevor sie den Gedanken festhalten konnte, flatterte er davon, außer Reichweite, wie ein Schmetterling. »Wie könnte ich so etwas vergessen?«, fügte Rose leise hinzu.

Sie saßen eine Zeit lang schweigend da und sahen aus dem Fenster. Der Abendstern war jetzt aufgegangen, und bald darauf konnte Rose die Sterne des Großen Wagens sehen, der, wie ihr

Vater einmal zu ihr gesagt hatte, der Stielkochtopf Gottes war. Wie ihr Vater es ihr einst beigebracht hatte, folgte Rose jetzt der Verbindungslinie zwischen dem Stern Merak und dem Stern Dubhe und fand Polaris, den Nordstern, der an dem unendlichen Himmel eben sein schläfriges Auge für sie zu öffnen begann. Sie kannte so viele Sterne beim Namen, und denen, die sie nicht kannte, hatte sie selbst Namen gegeben, nach Menschen, die sie vor langer Zeit verloren hatte.

Wie seltsam, dachte sie, dass sie an den schlichtesten Fakten nicht festhalten konnte, die himmlischen Namen hingegen für immer in ihr Gedächtnis eingebrannt waren. Sie hatte sie insgeheim so viele Jahre studiert, in der Hoffnung, eines Tages könnten sie ihr vielleicht einen Weg nach Hause aufzeigen. Aber sie war noch immer hier auf der Erde, oder? Und die Sterne waren so weit entfernt wie eh und je.

»Mamie?«, brach Hope nach einer Weile das Schweigen.

Rose wandte sich zu ihr um, und sie lächelte bei dem Wort. Sie dachte liebevoll an ihre eigene mamie zurück, eine Frau, die ihr immer so glamourös erschienen war, eine Frau, deren typische Attribute roter Lippenstift, hohe Wangenknochen und ein flotter dunkler Bob waren, der in den Zwanzigerjahren aus der Mode gekommen war. Aber dann erinnerte sie sich, was mit ihrer eigenen mamie passiert war, und ihr Lächeln schwand. Sie blinzelte ein paarmal und kehrte in die Gegenwart zurück. »Ja, Liebes?«

»Wer ist Leona?«

Die Worte raubten Rose für einen Moment den Atem, denn es war ein Name, den sie seit fast siebzig Jahren nicht mehr ausgesprochen hatte. Warum auch? Sie glaubte nicht an die Auferweckung von Geistern.

»Niemand«, antwortete Rose schließlich. Aber das war natürlich gelogen. Leona war jemand. Das waren sie alle. Sie wusste, dass sie, indem sie sie wieder einmal verleugnete, den Teppich der Täuschung noch ein bisschen enger webte. Sie fragte sich, ob er eines Tages eng genug sein würde, um sie zu ersticken.

»Aber Annie sagt, du hättest sie Leona genannt«, beharrte Hope.

»Nein, sie irrt sich«, sagte Rose prompt. »Es gibt keine Leona.«

»Aber ...«

»Wie geht es Annie?«, wechselte Rose rasch das Thema. An Annie konnte sie sich deutlich erinnern. Annie war die dritte Generation Amerikaner in ihrer Familie. Erst Josephine. Dann Hope. Und jetzt die Kleine, Annie, die Morgenröte in Roses Abenddämmerung. Es gab nur wenig, worauf Rose in ihrem Leben stolz war. Aber darauf, darauf war sie stolz.

»Es geht ihr gut«, erwiderte Hope, aber Rose entging nicht, dass die Linie von Hopes Mund ein bisschen unnatürlich verzogen war. »Sie unternimmt in letzter Zeit viel mit ihrem Dad. Sie sind den ganzen Sommer über zu Cape-League-Spielen gegangen.«

Rose forschte in ihrem Gedächtnis. »Was für Spielen?«

»Baseball. Sommerliga. Wie die Spiele, zu denen Opa mit mir gegangen ist, als ich ein Kind war.«

»Na, das hört sich doch nett an, Liebes«, sagte Rose. »Bist du auch mitgegangen?«

»Nein, Mamie«, sagte Hope sanft. »Annies Vater und ich sind geschieden.«

»Natürlich«, murmelte Rose. Sie musterte Hopes Gesicht, als das Mädchen den Blick senkte, und jetzt konnte sie in ihren Zügen dieselbe Art Traurigkeit sehen, die sie jedes Mal sah, wenn sie sich selbst im Spiegel betrachtete. Weswegen war sie bloß so traurig? »Liebst du ihn noch immer?«, wagte sie schließlich zu fragen.

Hope sah scharf auf, und Rose fühlte sich schrecklich, als sie begriff, dass sie vermutlich die falsche Frage gestellt hatte. Manchmal vergaß sie, was höflich war und was nicht.

»Nein«, murmelte Hope schließlich. Sie erwiderte Roses Blick nicht, als sie hinzufügte: »Ich glaube nicht, dass ich es je getan habe. Es ist schrecklich, so etwas zu sagen, oder? Ich glaube, irgendetwas mit mir ist nicht in Ordnung.«

Rose spürte einen Kloß im Hals. Das bedeutete, dass die Last auch an Hope weitergegeben worden war. Das wusste sie jetzt. Ihr eigenes verschlossenes Herz hatte Folgen ausgelöst, die sie sich nie vorgestellt hatte. Sie war für das alles verantwortlich. Aber wie konnte sie Hope sagen, dass es doch Liebe gab, dass Liebe die Macht hatte, alles zu verändern? Sie konnte es nicht. Und so räusperte sie sich stattdessen und versuchte sich auf die Gegenwart zu konzentrieren.

»Mit dir ist alles in Ordnung, Liebes«, sagte sie zu ihrer Enkelin.

Hope sah kurz zu ihrer Großmutter und wandte den Blick dann ab. »Aber was, wenn nicht?«, fragte sie leise.

»Du darfst dir keine Vorwürfe machen«, sagte Rose. »Manche Dinge sollen eben einfach nicht sein.« Irgendetwas lauerte wieder am Rande ihres Gedächtnisses. Sie konnte sich an den Namen von Hopes Ehemann nicht erinnern, aber sie wusste, dass sie ihn nie besonders gemocht hatte. War er unfreundlich zu Hope gewesen? Oder lag es nur daran, dass er ihr immer ein bisschen zu kalt erschienen war, ein bisschen zu gesetzt? »Er ist Annie immer ein guter Vater gewesen, oder?«, fügte sie hinzu, weil sie das Gefühl hatte, irgendetwas Gutes sagen zu müssen.

»Na klar«, sagte Hope angespannt. »Er ist ein toller Vater. Kauft ihr alles, was sie will.«

»Aber das ist keine Liebe«, sagte Rose zögernd. »Das sind nur Sachen.«

»Na ja, gut«, sagte Hope. Auf einmal sah sie erschöpft aus. Ihre Haare fielen ihr vors Gesicht wie ein Tuch, verbargen ihre Miene. In diesem Augenblick war sich Rose sicher, dass sie Tränen in den Augen ihrer Enkelin sah, aber als Hope wieder aufblickte, waren ihre unsäglich vertrauten Augen klar.

»Bist du denn mit anderen Männern ausgegangen?«, fragte Rose einen Augenblick später. »Nach der Scheidung?« Sie dachte an ihre eigene Lage und daran, dass man sich manchmal auf etwas Neues einlassen musste, selbst wenn man sein Herz längst verschenkt hatte.

»Natürlich nicht.« Hope ließ den Kopf hängen, wich Roses Blick aus. »Ich will nicht so sein wie meine Mutter«, murmelte sie. »Annie kommt an erster Stelle. Nicht irgendwelche Typen.«

Und da begriff es Rose. Mit einem Mal erinnerte sie sich an kleine Details aus der Kindheit ihrer Enkelin. Sie erinnerte sich, wie Josephine endlos nach Liebe gesucht hatte, an allen falschen Orten, bei allen falschen Männern, während die Liebe die ganze Zeit genau dort gewesen war, in Hopes Augen. Sie erinnerte sich an unzählige Abende, an denen Josephine ihre Tochter bei Rose gelassen hatte, damit sie ausgehen konnte. Hope, die damals noch ein kleines

Mädchen war, weinte sich dann in den Schlaf, während Rose sie fest an sich drückte. Rose erinnerte sich an die Tränenflecken auf ihren Blusen und wie sie sich dadurch immer leer und allein fühlte, nachdem Hope längst eingeschlafen war. »Du bist nicht deine Mutter, Liebes«, sagte Rose sanft. Es tat ihr so leid, denn das hier – das alles – war ihre eigene Schuld. Wer hätte wissen können, dass ihre Entscheidungen noch Generationen später nachwirken würden?

Hope räusperte sich, wandte den Blick ab und wechselte das Thema. »Du bist dir also sicher, dass du keine Leona kennst?«

Rose blinzelte ein paarmal, während der Name wieder ein Loch in ihr Herz brannte. Sie presste die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf. Vielleicht war die Lüge nicht ganz so schlimm, wenn sie nicht laut ausgesprochen wurde.

»Seltsam«, murmelte Hope. »Annie war sich sicher, dass du sie so genannt hast.«

»Wie eigenartig.« Rose wünschte, sie könnte dem Mädchen die Antworten geben, nach denen sie suchte, aber sie war nicht bereit dazu, denn die Wahrheit auszusprechen würde ein Schleusentor öffnen. Sie spürte das Wasser hinter dem Damm aufwallen, und sie wusste, dass es bald überlaufen würde. Aber vorläufig waren die Flüsse, die Fluten, die Wassermassen noch immer ihre, und sie segelte allein auf ihnen.

Einen Augenblick lang sah Hope aus, als wollte sie noch etwas sagen, aber dann stand sie stattdessen auf und umarmte Rose fest und versprach bald wiederzukommen. Sie ging, ohne sich noch einmal umzudrehen. Rose sah ihr nach, wobei ihr auffiel, dass es noch gar nicht richtig dunkel geworden war; Hope war nicht einmal die ganze heure bleue geblieben. Das stimmte Rose traurig, auch wenn sie dem Mädchen keinen Vorwurf machte. Sie wusste, dass sie es sich, wie so vieles andere auch, selbst zuschreiben musste.

Irgendwann später, nachdem alle Sterne aufgegangen waren, kam Roses Lieblingsschwester – eine Frau, deren Haut glänzte wie das pain au chocolat, das Rose vor langer Zeit immer für ihren Bruder David und ihre Schwester Danielle mit nach Hause brachte –, um dafür zu sorgen, dass sie ihre Abendmedikamente nahm.

»Hi, Rose«, sagte sie lächelnd, während sie ein kleines Glas Wasser einschenkte und Roses Pillendöschen öffnete. »Hatten Sie heute Abend Besuch?«

Rose grübelte darüber nach, versuchte angestrengt, sich zu erinnern. Irgendetwas blitzte auf, glitzerte im Hintergrund ihres Gedächtnisses, aber dann war es verschwunden. Sie war sich sicher, dass sie sich den Sonnenuntergang allein angesehen hatte, wie sie es jeden Abend tat. »Nein, Liebes«, sagte Rose zu ihr.

»Sind Sie sicher, Rose?«, hakte die Schwester nach. Sie reichte Rose ihre Pillen in einem kleinen Pappbecher und sah dann zu, wie Rose sie mit einem Schluck Wasser hinunterspülte. »Amy vom Empfang unten hat gesagt, Ihre Enkelin sei hier gewesen. Hope.«

Rose lächelte, denn sie liebte Hope, die jetzt dreizehn oder vierzehn sein musste. Wie rasch doch die Zeit verfliegt, dachte sie. Bevor ich mich versee, wird sie ganz erwachsen sein. »Nein«, sagte sie zu der Schwester. »Es war niemand hier. Aber Sie müssen sie einmal kennenlernen. Sie ist ein sehr nettes Mädchen. Vielleicht wird sie mit ihrer Mutter zu Besuch kommen.«

*Die Schwester drückte sanft Roses Arm und lächelte. »Na schön, Rose«, sagte sie. »Na schön.«*

Ich hatte nie vor, hierher zurückzukehren, zu der Bäckerei, zum Cape, zu irgendetwas hier.

Mit sechsunddreißig hätte ich eigentlich nicht Mutter eines Teenagers und Besitzerin einer Bäckerei sein sollen. Als ich zur Schule ging, träumte ich davon, irgendwohin weit weg zu ziehen, um die Welt zu reisen, eine erfolgreiche Anwältin zu werden.

Dann lernte ich Rob kennen, der im letzten Jahr seines Jurastudiums war, als ich eben mit dem Grundstudium fertig wurde. Wenn ich gedacht hatte, die magnetische Anziehungskraft des Cape sei stark, dann war das gar nichts verglichen damit, in seine Kreisbahn gezogen zu werden. Als im ersten Jahr meines Hauptstudiums irgendetwas mit meiner Verhütung schiefging und ich ihm sagen musste, dass ich schwanger war, machte er mir in der nächsten Woche einen Heiratsantrag. Das sei, sagte er, das Richtige.

Wir hatten gemeinsam entschieden, dass ich mir ein Jahr Auszeit für das Baby nehmen würde, bevor ich mein Studium wieder aufnahm. Annie wurde in jenem August geboren. Rob fand einen Job bei einer Kanzlei in Boston und schlug vor, dass ich mit unserer Tochter noch etwas länger zu Hause bleiben sollte, da er jetzt mehr Geld verdiente. Anfangs schien das eine gute Idee zu sein. Aber nach dem ersten Jahr war die Kluft zwischen uns so tief geworden, dass ich nicht mehr wusste, wie ich sie überbrücken sollte. Meine Tage, die aus Windeln, Stillen und *Sesamstraße* bestanden, weckten kaum sein Interesse, und ich war zugegebenermaßen eifersüchtig auf ihn, da er jeden Tag in die Welt hinauskam und all die Dinge tat, von denen ich früher geträumt hatte. Nicht dass ich es bereute, Annie bekommen zu haben; so habe ich es nicht eine Sekunde empfunden. Ich bedauerte nur, dass ich nie die Chance gehabt hatte, das Leben zu führen, von dem ich geglaubt hatte, dass ich es führen sollte.

Als bei meiner Mutter vor neun Jahren zum ersten Mal Brustkrebs festgestellt wurde, erklärte sich Rob nach vielen nächtelangen Auseinandersetzungen bereit, mit mir zurück ans Cape zu ziehen, nachdem er erkannt hatte, dass er sich dort als einer der wenigen Fachanwälte für Personenschäden in der Gegend selbstständig machen konnte. Mamie passte tagsüber in der Bäckerei auf Annie auf, während ich als Robs Anwaltsgehilfin arbeitete. Das war nicht unbedingt das, was ich mir erträumt hatte, aber annähernd genug. Als Annie in die erste Klasse kam, konnte sie Törtchen glasieren und Teigränder andrücken wie ein Profi. Für ein paar Jahre war dieses Arrangement nahezu perfekt.

Dann meldete sich bei meiner Mutter der Krebs zurück, Mamies Gedächtnis begann immer größere Lücken aufzuweisen, und es gab niemanden außer mir, um die Bäckerei zu retten. Bevor ich es mich versah, war ich zur Bewahrerin eines Traums geworden, der nicht meiner war. In der Zwischenzeit war mir alles entglitten, wovon ich je selbst geträumt hatte.

Es ist fast fünf Uhr morgens, und bis zum Sonnenaufgang sind es noch zwei Stunden. Als ich in die Grundschule ging, sagte Mamie oft zu mir, jeder neue Morgen sei, als würde man ein Geschenk von Gott auspacken. Das fand ich immer etwas verwirrend, denn sie war keine große Kirchgängerin. Aber abends, wenn meine Mutter und ich zum Essen zu Besuch kamen, trafen wir sie manchmal kniend am Hinterfenster an, wo sie leise betete, während das Licht vom Himmel fiel. »Ich habe lieber meine eigene Beziehung zu Gott«, erklärte sie mir einmal, als ich sie gefragt hatte, warum sie zu Hause betete und nicht in der Kirche *Our Lady of the Cape*.

Heute Morgen zieht der Duft von Mehl, Hefe, Butter, Schokolade und Vanille durch die Backstube, und ich atme tief ein und entspanne mich in der Vertrautheit all dessen. Seit ich ein kleines Mädchen war, haben mich diese Gerüche immer an meine Großmutter erinnert, denn selbst nachdem die Bäckerei geschlossen war, selbst nachdem sie zu Hause geduscht und sich umgezogen hatte, lag in ihren Haaren und auf ihrer Haut noch immer der Duft der Backstube.

Während ich Tortenböden ausrolle und noch ein bisschen Mehl in den industriellen Mixer gebe, bin ich in Gedanken nicht bei der Arbeit. Ich denke über Mamies Worte gestern Abend nach, während ich die morgendlichen Vorbereitungen methodisch, ja, geradezu mechanisch verrichte. Ich sehe auf die Zeitschaltuhr für die Schokoladensplitter-Baisers in Ofen 1. Rolle den Teig für die Mandel-Rosen-Törtchen aus, die Matt Hines so gern isst. Schichte die Baklava übereinander und schiebe sie in Ofen 2. Gebe den angewärmten Frischkäse für den Zitronen-Trauben-Käsekuchen in meinen zweiten Teigmixer. Falte die Croissantblätter um kleine Quadrate aus dunkler französischer Schokolade für die *pains au chocolat*. Flechte die langen Zöpfe ganzer Challah-Weizenlaibe, bestreue sie mit Rosinen und stelle sie zum Aufgehen beiseite.

*Mit dir ist alles in Ordnung, Liebes*, hatte Mamie gesagt, aber was weiß sie schon? Ihr Gedächtnis ist fast verschwunden, ihr Verstand völlig durcheinander. Und doch gibt es Zeiten, zu denen ihre Augen so klar wie eh und je blicken, zu denen ich mir sicher bin, dass sie mir genau in die Seele sieht. Auch wenn ich nie bezweifelt habe, dass sie und mein Großvater sich geliebt haben, schien ihre Beziehung stets doch eher auf Vernunft als auf Romantik zu beruhen. Hatte ich dasselbe mit Rob gehabt, und hatte ich es aufgegeben, weil ich glaubte, dass es dort draußen noch mehr gab? Vielleicht war ich eine Närrin gewesen. Das Leben ist kein Märchen.

Die Zeitschaltuhr an Ofen 1 geht los, und ich lege die Baisers auf ein Abkühlgitter. Ich schalte den Ofen wieder ein, um die *pains au chocolat* hineinzuschieben. Ich habe angefangen, morgens eine doppelte Portion davon zu machen; sie gehen schneller weg jetzt, wo es Herbst ist und die Luft kühler. Unsere Obstkuchen und -törtchen sind in den Frühjahrs- und Sommermonaten beliebter, aber die schwereren, süßeren Backwaren scheinen den Leuten Trost zu spenden, wenn der Winter naht.

Als ich acht war fing ich an, Mamie in der Bäckerei zu helfen, so wie Annie jetzt mir hilft. Jeden Morgen, kurz bevor die Sonne aufging, hielt Mamie mit dem inne, was sie tat, und führte mich an das Seitenfenster, das genau nach Osten hinausging, auf die gewundene Schleife der Main Street. Wir sahen schweigend zum Horizont, bis der Morgen dämmerte, und dann gingen wir zurück und machten uns wieder ans Backen.



»Was siehst du dir da immer an, Mamie?«, hatte ich sie eines Morgens gefragt.

»Ich sehe mir den Himmel an, Liebes«, hatte sie gesagt.

»Ich weiß. Aber warum?«

Sie hatte mich an sich gezogen, hatte mich fest an ihre verwaschene rosa Schürze gedrückt, die sie trug, seit ich mich erinnern konnte. Es machte mir ein bisschen Angst, wie fest sie mich drückte.

»*Chérie*, ich sehe zu, wie die Sterne verschwinden«, sagte sie einen Augenblick später.

»Warum?«, fragte ich.

»Weil sie, auch wenn du sie nicht sehen kannst, immer da sind«, sagte sie. »Sie verstecken sich nur hinter der Sonne.«

»Und?«, fragte ich zaghaft.

Sie entließ mich aus ihrer Umarmung und beugte sich herab, um mir in die Augen zu sehen.

»Weil es, Liebes, gut ist, sich zu erinnern, dass man etwas nicht immer sehen muss, um zu wissen, dass es da ist.«

Fast drei Jahrzehnte später klingen Mamies Worte noch immer in meinem Kopf nach, als ich vom Türrahmen der Backstube Annies Stimme höre, die mich aus meiner Träumerei reißt.

»Warum weinst du denn?«, fragt sie.

Als ich aufsehe, stelle ich verblüfft fest, dass sie recht hat, dass mir tatsächlich Tränen über die Wangen rinnen. Ich wische sie mit dem Handrücken weg, schmiere mir dabei nassen, klebrigen Teig übers Gesicht und zwingen mich zu einem Lächeln.

»Ich weine doch gar nicht«, sage ich.

»Du musst nicht lügen oder so.«

Ich seufze. »Ich habe nur eben an Mamie gedacht.«

Annie verdreht die Augen und schneidet eine Grimasse. »Na toll, *auf einmal* beschließt du, ein paar Gefühle zu zeigen.« Sie wirft ihren Rucksack in die Ecke, wo er mit einem dumpfen Aufschlag landet.

»Was soll das denn heißen?«, frage ich.

»Das weißt du schon selbst«, sagt sie. Sie krempelt die Ärmel ihres langärmeligen rosa Hemds hoch und schnappt sich eine Schürze von einem Haken an der Wand, gleich links neben den Gestellen, auf denen ich die Bleche aufbewahre.

»Nein, das weiß ich *nicht*«, sage ich zu ihr. Ich halte mit dem inne, was ich tue, und sehe zu, wie sie eine Schachtel Eier und vier Stück Butter aus dem Edelstahlkühlschrank nimmt und sich einen Messbecher schnappt. Sie bewegt sich ebenso gewandt in der Küche, wie es Mamie früher getan hat.

Annie gibt keine Antwort, bis sie die Butter im Standmixer schaumig geschlagen, vier Tassen Zucker dazugegeben und die Eier nacheinander aufgeschlagen und untergerührt hat. »Also, wenn du zu irgendwelchen Gefühlen fähig gewesen wärst, als du mit Dad verheiratet warst, dann wärst du jetzt vielleicht nicht geschieden«, sagt sie schließlich über dem Surren des Mixers.

Mir bleibt die Luft weg, und ich starre sie an. »Was redest du denn da? Ich habe doch Gefühle gezeigt.«

Sie schaltet den Mixer aus. »Egal«, murmelt sie. »Aber nur, um mich auf mein Zimmer zu schicken und so. Wann hast du dich denn je so benommen, als ob du glücklich mit Dad wärst?«

»Ich war glücklich!«

»Egal«, sagt sie. »Du konntest Dad ja nicht einmal sagen, dass du ihn liebst.«

Ich sehe sie blinzelnd an. »Hat er das zu dir gesagt?«

»Wie, meinst du etwa, ich bin nicht alt genug, um ein paar Dinge von selbst mitzukriegen?«, fragt sie, aber die Art, wie sie meinem Blick ausweicht, verrät mir, dass ich ins Schwarze getroffen habe.

»Annie, es gehört sich nicht, dass dein Vater dir gegenüber schlecht über mich redet«, sage ich. »Es gibt in unserer Beziehung vieles, was du nicht verstehst.«

»Wie zum Beispiel?« Es ist eine Herausforderung, und sie starrt mich kühl an.

Ich wäge meine Optionen ab, aber unterm Strich weiß ich, dass es nicht angebracht ist, unsere Tochter in einen Kampf zweier Erwachsener hineinzuziehen, den sie nicht auszutragen hat. »Das geht nur mich und deinen Dad etwas an.«

Sie lacht und verdreht die Augen. »Er vertraut mir genug, um mit mir zu reden«, sagt sie. »Und weißt du was? Du ruinierst alles, Mom.«

Bevor ich etwas erwidern kann, bimmelt die Ladenglocke der Bäckerei. Ich werfe einen Blick auf die Armbanduhr. Es ist ein paar Minuten vor sechs, unserer offiziellen Öffnungszeit, aber offenbar hat Annie die Ladentür nicht hinter sich abgesperrt, als sie gekommen ist.

»Wir sprechen uns noch, junge Dame«, sage ich streng.

»Egal«, murmelt sie fast unhörbar. Sie wendet sich wieder dem Teig zu, den sie anrührt, und ich sehe eine Sekunde lang zu, wie sie etwas Mehl, dann etwas Milch und dann eine Prise Vanille dazugibt.

»Hey, Hope, bist du dahinten?« Es ist Matts Stimme, die vorn aus dem Laden kommt, und ich reiße mich zusammen.

Ich höre Annie leise murmeln: »Das *musste* ja er sein«, aber ich tue, als hätte ich sie nicht gehört, während ich nach vorn in den Verkaufsraum gehe.

Mrs Koontz und Mrs Sullivan kommen wie üblich um sieben, und ausnahmsweise stürzt Annie los, um die beiden zu bedienen. Normalerweise zieht sie es vor, in der Backstube zu bleiben, Törtchen und Küchlein zu backen, mit ihrem iPod in den Ohren, sodass sie mich mühelos ignorieren kann, bis sie zur Schule muss. Aber heute ist sie ein echter Sonnenschein, lächelt und rauscht in den Verkaufsraum und schenkt den beiden ihren Kaffee ein, bevor sie überhaupt bestellen können.

»So, lassen Sie sich zu Ihren Plätzen helfen«, sagt sie, zwei Becher Kaffee und ein kleines Sahnekännchen balancierend, während die beiden Frauen, einen Blick tauschend, hinter ihr herzuckeln.

»Na aber, danke schön, Annie«, sagt Mrs Sullivan, während Annie den Kaffee und die Sahne hinstellt und ihr den Stuhl zurückschiebt.

»Gern geschehen!«, erwidert Annie fröhlich. Einen Moment lang klingt sie genau wie das Mädchen, das vor der Scheidung in ihrem Körper gewohnt hat. Mrs Koontz murmelt ebenfalls ein Dankeschön, und Annie trällert: »Bitte sehr, Ma'am!«

Sie verharrt in ihrer Nähe, während die beiden ihren ersten Schluck Kaffee trinken, und sie hüpfelt praktisch von einem Fuß auf den anderen, bis Mrs Sullivan von ihrem Blaubeermuffin abbeißt und Mrs Koontz ihren Zimtzucker-Donut in die Hand nimmt.

»Äh, kann ich Sie, na ja, etwas fragen?«, sagt Annie. Ich mache hinter der Theke sauber und halte inne, um zu hören, was sie wissen will.

»Du darfst, Liebes«, sagt Mrs Koontz. »Aber du solltest *na ja* nicht auf diese Weise mitten in einem Satz verwenden.«

»Hä?«, fragt Annie verwirrt. Mrs Koontz zieht eine Augenbraue hoch, und Annie ist so klug, sich zu korrigieren. »Ich meine, *wie bitte*«, fügt sie hinzu.

»Der Ausdruck *na ja* ist kein Platzhalter in einem Satz«, sagt Mrs Koontz völlig ernst zu meiner Tochter. Ich ducke mich hinter die Theke, um mein Lächeln zu verbergen.

»Oh«, sagt Annie. »Ich meine, ich weiß.« Als ich über den Verkaufstresen äuge, sehe ich, dass ihr Gesicht puterrot angelaufen ist. Ich habe Mitleid mit ihr. Mrs Koontz, die vor Jahren in der zehnten Klasse meine Englischlehrerin war, ist ein harter Brocken. Ich überlege, ob ich Annie in Schutz nehmen soll, aber bevor ich die Gelegenheit dazu habe, schaltet sich Mrs Sullivan schon ein.

»Ach, Barbara, nun sei doch nicht so hart zu dem Kind.« Sie gibt ihrer Freundin einen leichten Klaps auf den Arm und wendet sich dann an Annie: »Achte gar nicht auf sie. Sie vermisst es nur, dass sie jetzt, da sie pensioniert ist, keine Kinder mehr herumkommandieren kann.« Mrs Koontz will schon protestieren, aber Mrs Sullivan gibt ihr noch einen leichten Klaps und lächelt Annie an. »Hast du nicht gesagt, du hättest eine Frage an uns, Liebes?«

Annie räuspert sich. »Äh, na ja«, sagt sie. »Ich meine, ja, Ma'am. Ich habe mich nur etwas gefragt ...« Sie hält kurz inne, während die Frauen warten. »Na ja, Sie kannten doch meine Uroma, oder?«

Die Frauen sehen sich an und dann zurück zu Annie. »Aber ja, natürlich«, antwortet Mrs Sullivan schließlich. »Wir kennen sie seit Jahren. Wie geht es ihr?«

»Gut«, sagt Annie prompt. »Ich meine, nicht rundum gut. Sie hat ein paar – Probleme. Aber, ähm, hauptsächlich gut.« Ihr Gesicht glüht wieder. »Jedenfalls, ich habe mich nur gefragt, wissen Sie, ähm, zufällig, wer Leona ist?«

Die Frauen tauschen wieder einen Blick. »Leona«, sagt Mrs Sullivan langsam. Sie grübelt einen Augenblick darüber nach und schüttelt dann den Kopf. »Ich glaube nicht. Der Name kommt mir nicht bekannt vor. Dir, Barbara?«

Mrs Koontz schüttelt ebenfalls den Kopf. »Nein«, sagt sie. »Ich glaube nicht, dass wir eine Leona kennen. Warum?«

Annie sieht zu Boden. »Es ist nur, sie nennt mich ständig so. Ich habe mich nur gefragt, na ja, wer sie ist.« Sie blickt eine Sekunde bestürzt, und dann murmelt sie: »Entschuldigung, dass ich »na ja« gesagt habe.«

Mrs Sullivan streckt eine Hand nach Annies aus und tätschelt sie. »Jetzt hast du es geschafft, dem Kind Angst zu machen, Barbara«, sagt sie.

Mrs Koontz seufzt und sagt: »Ich versuche nur, ihre Grammatik zu korrigieren.«

»Nun ja, jetzt ist weder der Ort noch die Zeit dafür«, entgegnet Mrs Sullivan. Sie zwinkert Annie zu. »Warum ist dir das denn so wichtig, Liebes? Die Frage, wer diese Leona ist?«

»Meine Uroma scheint traurig zu sein«, antwortet Annie einen Augenblick später so leise, dass ich Mühe habe, sie zu verstehen. »Und ich weiß nicht sehr viel über sie, wissen Sie? Meine Uroma, meine ich. Ich will ihr gern helfen, aber ich weiß nicht, wie.«

Dann kommen zwei Kunden herein, ein grauhaariger Mann und eine blonde junge Frau, die ich nicht kenne, und ich kann nicht hören, was Annie und die Frauen reden, während ich die beiden bediene. Die blonde Frau bestellt ein Stück Karottenkuchen, nachdem sie gefragt hat, ob wir irgendwelches Diätgebäck haben – haben wir nicht –, und ihr männlicher Begleiter, der ein paar Jahrzehnte zu alt aussieht, um ihre Hand zu drücken und sie aufs Ohr zu küssen, nimmt ein Eclair. Bis sie gegangen sind und ich wieder hinüber zu Annie schaue, sitzt sie bei den beiden alten Damen.

Ich blicke auf meine Armbanduhr und überlege, ob ich Annie ermahnen soll, dass sie zu spät zur Schule kommen wird, wenn sie nicht in den nächsten paar Minuten geht, aber ihre Miene ist so ernst, dass ich eine Minute wie erstarrt bin und sie nur ansehe. Ich bin es gewohnt, dass sie in letzter Zeit jedes Mal spöttisch grinst und die Augen verdreht, wenn sie in meiner Nähe ist, aber in diesem Moment sieht sie einfach nur unschuldig und interessiert aus. Ich schlucke den Kloß im Hals hinunter.

Ich gehe mit einem Wischlappen und einer Sprühflasche in den Essbereich, um das Gespräch zu belauschen, während ich so tue, als würde ich sauber machen. Die Frauen, höre ich bald heraus, erzählen Annie die Geschichte, wie Mamie nach Cape Cod gekommen ist.

»Alle Mädchen in der Stadt waren damals in Ted, deinen Urgroßvater, verliebt«, sagt Mrs Koontz zu ihr. »Er war älter als wir.«

»Vier Jahre«, gibt Mrs Sullivan ihr recht. »Er ging schon aufs College – Harvard, weißt du –, aber er kam alle paar Wochen zu Besuch nach Hause. Er hatte einen Wagen, einen schönen Wagen, was hier draußen damals viel hermachte. Und die Mädchen fielen fast in Ohnmacht.«

»Er war so freundlich«, pflichtet Mrs Koontz ihr bei. »Und wie so viele andere ist er am Tag nach Pearl Harbor in die Armee eingetreten.«

Die beiden Frauen halten gleichzeitig inne und sehen auf ihre Hände. Ich weiß, dass sie an andere junge Männer denken, die sie vor so langer Zeit verloren haben. Annie rutscht ein wenig auf ihrem Stuhl herum und fragt: »Und was ist dann passiert? Er hat meine Uroma doch im Krieg kennengelernt, oder?«

»In Spanien, glaube ich.« Mrs Koontz sieht zur Bestätigung zu Mrs Sullivan. »Er wurde irgendwo über Nordfrankreich oder Belgien abgeschossen. Ich habe die vollständige Geschichte nie gehört. Alle hier hielten ihn monatelang für verschollen. Ich war mir sicher, dass er tot sei. Aber irgendwie hat er sich nach Spanien durchgeschlagen, und dort war auch deine Urgroßmutter.«

Annie nickt ernst, als würde sie diese Geschichte auswendig kennen, obwohl mein Großvater zwölf Jahre vor ihrer Geburt starb.

»Sie ist natürlich Französin, deine Urgroßmutter Rose. Aber soweit ich weiß, sind ihre Eltern gestorben, als sie noch jung war, und sie wollte Frankreich verlassen, da in dem Land Krieg herrschte, richtig?« Mrs Sullivan nimmt den Faden der Geschichte wieder auf und sieht dabei Mrs Koontz an.

Mrs Koontz nickt. »Wir haben nie herausgefunden, wie sie sich eigentlich kennengelernt haben, aber ja, ich glaube auch, dass Rose damals in Spanien lebte. Aber dann – wann war das noch, 1944? – hörten wir, er sei wieder in Amerika und hätte ein Mädchen aus Frankreich geheiratet.«

»Ende 1943«, stellt Mrs Sullivan richtig. »Das weiß ich noch genau. Es war mein zwanzigster Geburtstag.«

»Ach ja, natürlich. Du hast in deinen Geburtstagskuchen geheult.« Mrs Koontz zwinkert Annie zu. »Dein Urgroßvater war auf der Highschool ihr großer Schwarm. Aber dann hat ihn sich deine Urgroßmutter geschnappt.«

Mrs Sullivan verzieht das Gesicht. »Sie war zwei Jahre jünger als wir, und sie hatte diesen exotischen französischen Akzent. Jungen fallen auf so etwas sehr leicht herein, weißt du.«

Annie nickt wieder ernst, als ob das etwas ist, was sie instinktiv weiß. Ich verberge ein Lächeln, während ich so tue, als würde ich mich auf einen besonders hartnäckigen Schmutzleck konzentrieren. Ich habe meine Großmutter nie darüber reden hören, wie sie und mein Großvater sich kennengelernt haben. Sie redet grundsätzlich selten über die Vergangenheit, daher interessiert es mich zu hören, was die Frauen wissen.

»Ted hat irgendeinen Job in New York bekommen, an einer weiterführenden Schule, nachdem er seinen Doktor in der Tasche hatte«, erzählt Mrs Koontz. »Und dann sind er und deine Großmutter zurück ans Cape gezogen. Das war, als er den Job bei der *Sea Oats* angenommen hat.«

Mein Großvater, ein Doktor der Erziehungswissenschaften, war der erste Schulleiter der *Sea Oats School* gewesen, einer angesehenen Privatschule im Nachbarstädtchen. Früher führte sie vom Kindergarten bis zur zwölften Klasse, aber jetzt ist es nur noch eine Highschool. Dorthin wird Annie von der neunten Klasse an gehen, mit einem Nachwuchsstipendium.

»Und, ähm, meine Oma war auch da?«, fragt Annie. »Als Mamie und mein Uropa hierher gezogen sind?«

»Ja, deine Großmutter, Josephine, muss damals, was, fünf gewesen sein? Sechs Jahre alt, als sie umgezogen sind?«, sagt Mrs Sullivan. »Sie sind 1950 zurück ans Cape gezogen. Das weiß ich noch genau, denn in dem Jahr habe ich geheiratet.«

Mrs Koontz nickt. »Ja, Josephine kam in die erste Klasse, als sie hierher zogen, wenn ich mich recht erinnere.«

»Und damals hat Mamie die Bäckerei gegründet?«, fragt Annie.

»Ich glaube, das war ein paar Jahre später«, sagt Mrs Koontz. »Aber deine Mutter müsste es eigentlich wissen.« Sie ruft nach mir. »Hope, Liebes?«

Ich tue so, als hätte ich nicht ihr ganzes Gespräch belauscht. »Was denn?« Ich sehe auf.

»Annie hier hat sich gefragt, wann deine Großmutter die Bäckerei gegründet hat.«

»1952«, sage ich. Ich werfe einen Blick auf Annie, die mich anstarrt. »Ihre Großeltern hatten in Frankreich eine Bäckerei, glaube ich.« Mehr habe ich über Mamies Vergangenheit nie erfahren. Sie hat nie über ihr Leben, bevor sie meinen Großvater kennenlernte, gesprochen.

Annie ignoriert mich und wendet sich wieder den beiden Frauen zu. »Aber Sie kennen niemanden namens Leona?«

»Nein«, sagt Mrs Sullivan. »Vielleicht war sie eine Freundin deiner Urgroßmutter aus Frankreich.«

»Sie hatte hier eigentlich nie irgendwelche Freunde«, erklärt Mrs Koontz. Dann wirft sie mir einen verlegenen Blick zu und fügt rasch hinzu: »Natürlich ist sie sehr nett. Sie ist nur für sich geblieben, das ist alles.«

Ich nicke, aber ich frage mich, ob das wirklich ausschließlich Mamies Schuld war. Sicher, sie ist still und zurückhaltend, aber ich habe nicht unbedingt den Eindruck, dass Mrs Koontz, Mrs Sullivan und all die anderen Frauen in der Stadt sie damals mit offenen Armen empfangen haben. Ich verspüre ihretwegen einen traurigen Stich.

Ich schaue wieder auf meine Armbanduhr. »Annie, sieh zu, dass du dich aufmachst. Du kommst noch zu spät zur Schule.«

Ihre Augen verengen sich, und das flüchtige Bild der alten Annie ist verschwunden; jetzt hasst sie mich wieder.

»Du hast mir gar nichts zu sagen«, murmelt sie.

»Junge Dame«, sagt Mrs Koontz, wobei sie mir einen raschen Blick zuwirft, »das hat sie durchaus. Sie ist deine Mutter, daher *hat* sie dir etwas zu sagen, und zwar mindestens, bis du achtzehn bist.«

»Egal«, sagt Annie fast unhörbar. Sie steht vom Tisch auf und stapft in die Backstube. Einen Augenblick später kommt sie mit ihrem Rucksack wieder zum Vorschein.

»Danke«, sagt sie auf dem Weg zur Tür zu Mrs Koontz und Mrs Sullivan. »Ich meine, danke, dass Sie mir von meiner Uroma erzählt haben.« Sie würdigt mich keines Blickes, als sie durch die Ladentür auf die Main Street hinausgeht.

Gavin kommt vorbei, als ich die Bäckerei eben schließe, um mir die Ersatzschlüssel zu bringen, die ich ihm vor zwei Tagen gegeben habe. Er trägt dieselbe Jeans mit dem Loch im Oberschenkel, das ein klein wenig größer geworden zu sein scheint, seit ich ihn zuletzt gesehen habe.

»Dein Rohr ist repariert«, sagt er, während ich ihm den letzten Rest Kaffee dieses Nachmittags einschenke. »Die Spülmaschine läuft wieder so gut wie neu.«

»Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll.«

Gavin lächelt. »Klar weißt du das. Du kennst doch meine Schwächen. Sterntörtchen. Zimtstrudel. Abgestandener Kaffee.« Er blickt in seine Kaffeetasse und zieht eine Augenbraue hoch, nimmt aber trotzdem einen Schluck.

Ich lache trotz meiner Verlegenheit. »Ich weiß, ich sollte dich mit etwas anderem als Backwaren bezahlen, Gavin. Es tut mir leid.«

Er sieht auf. »Dir muss gar nichts leidtun«, sagt er. »Du unterschätzt ganz offensichtlich meine Sucht nach deinen Backkünsten.«

Ich werfe ihm einen Blick zu, und er lacht. »Im Ernst, Hope, es ist schon gut. Du tust dein Bestes.«

Ich seufze, während ich das letzte der übrig gebliebenen Mandel-Rosen-Törtchen dieses Tages in eine flache Tupperdose lege, um sie über Nacht einzufrieren. »Mein Bestes ist offenbar nicht gut genug«, murmele ich. Matt hat mir am Morgen einen Stapel Unterlagen mitgebracht, und ich habe noch nicht einmal angefangen, sie zu lesen, obwohl ich weiß, dass ich es tun muss. Mir graut davor.

»Du machst dich viel zu klein«, sagt Gavin. Bevor ich etwas erwidern kann, fügt er hinzu: »Es heißt, Matt Hines ist in letzter Zeit öfter hier.« Er nimmt noch einen Schluck Kaffee.

Ich sehe von den Gebäckstücken auf, die ich wegräume. »Das ist rein geschäftlich«, sage ich, obwohl ich mir nicht ganz sicher bin, warum ich das Gefühl habe, mich erklären zu müssen.

»Hmm«, ist alles, was Gavin dazu sagt.

»Wir sind auf der Highschool miteinander gegangen«, füge ich hinzu. Gavin ist an der Nordküste von Boston aufgewachsen und hat mir alles über seine Highschool in Peabody an einem unserer Nachmittage auf der Veranda erzählt, daher gehe ich davon aus, dass er von meiner Vergangenheit mit Matt nichts weiß.

Ich bin verblüfft, als er sagt: »Ich weiß. Aber das ist lange her.«

Ich nicke. »Das ist lange her«, wiederhole ich.

»Wie kommt Annie klar?«, wechselt Gavin wieder das Thema. »Mit dem Zeug zwischen dir und deinem Ex und allem?«

Ich sehe zu ihm auf. Niemand hat mich das in letzter Zeit gefragt, und ich wundere mich, wie dankbar ich ihm dafür bin. »Es geht ihr gut«, sage ich. Ich halte kurz inne und korrigiere mich dann. »Ehrlich gesagt, weiß ich nicht, warum ich das eben gesagt habe. Es geht ihr nicht gut. In letzter Zeit scheint sie nur noch wütend zu sein, und ich weiß nicht, was ich dagegen tun soll. Es ist, als wüsste ich, dass die echte Annie irgendwo da drinnen ist, aber im Augenblick will sie mir einfach nur wehtun.«

Ich weiß nicht, warum ich mich ihm anvertraue, aber als Gavin langsam nickt, liegt nicht eine Spur von Verurteilung in seinem Gesichtsausdruck, und auch dafür bin ich ihm dankbar. Ich beginne die Theke mit einem feuchten Lappen abzuwischen.

»Es ist nicht leicht in dem Alter«, sagt er. »Ich war selbst nur ein paar Jahre älter als sie, als meine Eltern sich scheiden ließen. Sie ist durcheinander, Hope. Sie wird da schon wieder herauskommen.«

»Meinst du?«, frage ich mit leiser Stimme.

»Ich *weiß* es«, sagt Gavin. Er steht auf und tritt an die Theke, wo er eine Hand auf meine legt. Ich höre auf zu wischen und sehe zu ihm hoch. »Sie ist ein gutes Kind, Hope. Das habe ich in diesem Sommer gesehen, als ich die ganze Zeit mit deinem Haus verbracht habe.«

Ich spüre Tränen in meinen Augen, und es ist mir peinlich. Ich blinzele sie weg. »Danke.« Ich halte kurz inne und ziehe meine Hand zurück.

»Falls ich je irgendetwas für dich tun kann ...«, sagt Gavin. Anstatt den Satz zu Ende zu führen, sieht er mich so gebannt an, dass mein Gesicht zu glühen beginnt und ich rasch den Blick abwende.

»Das ist wirklich lieb von dir, Gavin«, sage ich. »Aber ich bin sicher, du hast Besseres zu tun, als dir Sorgen um die alte Frau zu machen, die die Bäckerei führt.«

Gavin zieht eine Augenbraue hoch. »Ich sehe hier keine alten Frauen.«

»Nett, dass du das sagst«, murmele ich. »Aber du bist jung, du bist Single ...« Ich halte kurz inne. »Augenblick, du bist doch Single, oder?«

»Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, ja.«

Ich ignoriere das unerwartete Gefühl von Erleichterung, das mich durchströmt. »Na ja, ich bin sechsunddreißig und fühle mich wie fünfundsiebzig; ich bin geschieden; ich bin finanziell schwer angeschlagen, und ich habe ein Kind, das mich hasst.« Ich halte inne und senke den Blick. »Du hast Besseres zu tun, als dir Sorgen um mich zu machen. Solltest du nicht unterwegs sein und irgendetwas tun ... ich weiß nicht, was junge Singles eben tun?«

»Was junge Singles eben tun?«, wiederholt er. »Was denn zum Beispiel?«

»Keine Ahnung«, sage ich. Ich komme mir idiotisch vor. Ich habe mich seit einer Ewigkeit nicht mehr jung gefühlt. »Clubtour?«, wage ich leise einen Versuch.

Er lacht schallend los. »Ja, na klar, ich bin wegen der wilden Clubszene ans Cape gezogen. Und im Moment bin ich eben auf dem Rückweg von einem Rave.«

Ich lächele, aber mein Herz ist nicht dabei. »Ich weiß, es war albern von mir«, sage ich. »Aber du musst dir wirklich keine Sorgen um mich machen. Ich habe einfach viel um die Ohren. Bis jetzt habe ich immer alles in den Griff bekommen, und ich werde auch diesmal für alles eine Lösung finden.«

»Ab und zu jemanden an dich heranzulassen würde dir nicht schaden, weißt du«, sagt Gavin leise.

Ich sehe ihn scharf an und mache den Mund auf, um etwas zu erwidern, aber er kommt mir zuvor.

»Wie ich neulich schon sagte: Du bist eine gute Mom. Du musst aufhören, an dir zu zweifeln.«

Ich schaue zu Boden. »Es ist nur so, dass ich offenbar immer alles vermassele«, sage ich. Ich spüre, wie mir die Röte in die Wangen steigt, und murmele: »Ich weiß gar nicht, warum ich dir das alles erzähle.«

Ich höre Gavin einmal tief Luft holen, und im nächsten Augenblick kommt er um die Theke und schlingt die Arme um mich. Mein Herz hämmert, als ich seine Umarmung erwidere. Ich versuche zu ignorieren, wie hart sich seine Brust anfühlt, als er mich an sich zieht, und konzentriere mich stattdessen darauf, wie gut es tut, gehalten zu werden. Es gibt niemanden mehr, der mich auf diese Art trösten könnte, und bis zu diesem Augenblick war mir gar nicht bewusst, wie sehr ich es vermisst habe.



»Du vermasselst nicht alles, Hope«, murmelt Gavin in mein Haar. »Du darfst nicht so hart zu dir sein. Ich kenne niemanden, der so knallhart ist wie du.« Er hält kurz inne und fügt dann hinzu: »Ich weiß ja, dass du es in letzter Zeit nicht leicht hattest. Aber man kann nie wissen, was morgen oder übermorgen passieren wird. Ein Tag, eine Woche, ein Monat kann alles verändern.«

Ich sehe scharf auf und weiche einen Schritt zurück. »Das hat meine Mutter auch immer gesagt. Genau diese Worte.«

»Ach ja?«, fragt Gavin.

»Ach ja.«

»Du erwähnst sie nie«, sagt er.

»Ich weiß«, murmele ich. Die Wahrheit ist, es ist zu schmerzhaft für mich, über sie nachzudenken. Meine ganze Kindheit über hatte ich immer gehofft, wenn ich ein bisschen braver sein oder mich ein bisschen überschwänglicher bedanken oder mehr Arbeiten im Haushalt übernehmen würde, dann würde sie mich ein bisschen mehr lieben. Aber stattdessen schien sie sich von Jahr zu Jahr nur immer mehr von mir zu entfernen.

Als bei ihr Brustkrebs festgestellt wurde und ich nach Hause zurückkehrte, um ihr beizustehen, ging alles wieder von vorne los. Ich erwartete, dass sie sehen würde, wie sehr ich sie liebte, während sie im Sterben lag, aber stattdessen hielt sie mich nach wie vor auf Distanz. Als sie mir auf ihrem Sterbebett sagte, dass sie mich liebte, fühlten sich die Worte nicht echt an. Ich wollte glauben, dass sie so empfand, aber ich wusste, dass sie in ihren letzten Momenten vermutlich nur benommen war und unter Wahnvorstellungen litt und dachte, sie würde mit einer ihrer zahllosen Männerbekanntschaften reden. »Ich stand meiner Großmutter immer weitaus näher als meiner Mom«, sage ich zu Gavin.

Gavin legt mir eine Hand auf die Schulter. »Es tut mir leid, dass du sie verloren hast, Hope«, sagt er. Ich bin mir nicht sicher, ob er meine Mutter oder Mamie meint, denn in vielerlei Hinsicht sind sie beide nicht mehr da.

»Danke«, murmele ich.

Als er ein paar Minuten später mit einem Strudel in einer Schachtel geht, starre ich ihm nach, während mein Herz hart in meiner Brust hämmert. Ich weiß nicht, warum er offenbar an mich glaubt, wenn ich es selbst nicht mehr tue. Aber ich kann mich jetzt nicht damit befassen. Ich muss eine dringlichere Angelegenheit in Angriff nehmen: die Pläne der Bank, meinen Kredit aufzukündigen. Ich reibe mir die Schläfen, stöpsle den Wasserkocher ein und setze mich an einen meiner Cafétische, um die Unterlagen zu lesen, die Matt mir gegeben hat.

»Ich muss mit dir reden.«

Es ist eineinhalb Wochen später, und ich stehe auf Robs Türschwelle – meiner alten Türschwelle –, die Arme vor der Brust verschränkt. Jetzt schaue ich meinen Exmann an, und das Einzige, was ich sehe, ist Verletztheit und Verrat; es ist, als wäre der Mensch, in den ich mich einmal verliebt habe, vollständig verschwunden.

»Du hättest anrufen können, Hope«, sagt er. Er bittet mich nicht herein; er verharrt im Türrahmen, ein Wachmann an dem Tor zu einem Leben, das hinter uns liegt.

»Ich *habe* angerufen«, sage ich mit Nachdruck. »Zweimal zu Hause und zweimal in deinem Büro. Du hast mich nicht zurückgerufen.«

Seine Miene bleibt abweisend. »Ich hatte viel um die Ohren. Ich hätte mich schon noch gemeldet.« Er verlagert sein Gewicht auf die linke Körperhälfte, und einen Moment lang habe ich das deutliche Gefühl, dass er traurig aussieht. Dann ist alle Emotion aus seinem Gesicht gewichen, und er sagt: »Was brauchst du?«

Ich hole einmal tief Luft. Ich hasse es, mich mit Rob zu streiten; ich habe es schon immer gehasst. Einmal hat er zu mir gesagt, es sei gut, dass er der Anwalt geworden sei, während ich aufhörte, um das Baby großzuziehen. *Du weißt nicht, wie man kämpft*, hat er gesagt. *Du musst diesen Killerinstinkt in dir tragen, wenn du dich im Gerichtssaal durchsetzen willst*. »Wir müssen über Annie reden«, sage ich.

»Was ist mit ihr?«, fragt er.

»Na ja, zum einen müssen wir uns über die grundsätzlichen Regeln verständigen. Sie ist zwölf. Sie sollte nicht geschminkt zur Schule gehen. Sie ist ein Kind.«

»Gott, Hope, ist das alles, worum es geht?« Er lacht, und ich wäre beleidigt, wenn ich nicht wüsste, dass das nur ein Teil der Strategie ist, die er regelmäßig gegenüber Anwälten und Zeugen der Gegenseite anwendet. »Mein Gott, sie ist fast ein Teenager. Du kannst sie nicht ewig als kleines Mädchen behalten.«

»Das versuche ich auch gar nicht«, sage ich. Ich hole einmal tief Luft, kämpfe darum, nicht die Beherrschung zu verlieren. »Aber ich versuche, ihr ein paar Grenzen zu setzen. Und wenn ich sie setze und du sie untergräbst, dann lernst sie gar nichts daraus. Und hasst mich letztendlich nur.«

Rob lächelt, und vielleicht würde ich mich herablassend behandelt fühlen, wenn ich nicht in endlosen Nächten während unserer Ehe beobachtet hätte, wie er dieses strategische Grinsen vor dem Spiegel einstudierte. »*Darum* geht es also«, sagt er. Ah ja, die Rob-Smith-Argumentationstaktik Nummer zwei: tu so, als wüsstest du genau, was die andere Person denkt – und als wärest du ihr bereits weit voraus.

»Nein, Rob.« Ich kneife mich in den Nasenrücken und schließe für eine Sekunde die Augen. *Entspann dich, Hope. Lass dich gar nicht erst darauf ein.* »Es geht darum, dass unsere Tochter zu einer anständigen jungen Frau heranwachsen soll.«

»Einer anständigen jungen Frau, die dich nicht hasst«, ergänzt er. »Vielleicht solltest du ihr einfach ein bisschen Freiraum dafür lassen, sie selbst zu sein, Hope. Genau das tue ich nämlich.«

Ich funkele ihn an. »Nein, das tust du nicht. Du versuchst bloß, der coolere Elternteil zu sein, sodass es an mir hängen bleibt, für die Disziplin zu sorgen. Das ist nicht fair.«

Er zuckt mit den Schultern. »Sagst du.«

»Außerdem«, fahre ich fort, als hätte ich ihn gar nicht gehört, »ist es absolut unangebracht, dass du Annie gegenüber schlecht über mich redest.«

»Was habe ich denn gesagt?«, fragt er mit erhobenen Händen, als wollte er sich ergeben.

»Na ja, zum einen hast du ihr offenbar gesagt, ich sei nie fähig gewesen, dir zu sagen, dass ich dich liebe.« Ich spüre, wie sich meine Kehle ein klein wenig zuschnürt, und ich hole einmal tief Luft.

Rob sieht mich nur an. »Das kann nicht dein Ernst sein.«

»Es ist idiotisch, so etwas zu ihr zu sagen. Ich habe dir gesagt, dass ich dich liebe.«

»Ja, Hope, was, einmal im Jahr?«

Ich wende den Blick ab; ich will dieses Gespräch nicht schon wieder führen. »Was bist du, eine unsichere Teenagerin?«, murmele ich. »Wolltest du etwa auch, dass ich dir eine Beste-Freunde-Halskette schenke?«

Er blickt nicht amüsiert. »Ich will nur nicht, dass unsere Tochter *mir* die Schuld an unserer Scheidung gibt.«

»Das heißt, die Scheidung hatte *nichts* mit der Affäre zu tun, die du mit dem Mädchen aus dem *Macy's* in Hyannis hattest?«

Rob seufzt. »Wenn ich mich zu Hause emotional erfüllt gefühlt hätte ...«

»Ach, dann hast du also *emotionale* Erfüllung gesucht, als du angefangen hast, mit einer Zweiundzwanzigjährigen zu schlafen«, sage ich. Ich hole einmal tief Luft. »Weißt du, ich habe es nie für angebracht gehalten, Annie von deiner Affäre zu erzählen. Das geht nur dich und mich etwas an. Sie weiß nicht, dass du fremdgegangen bist, da ich nicht glaube, dass sie ihren Vater in diesem Licht sehen sollte.«

»Wie kommst du denn auf die Idee, dass sie es nicht weiß?«, fragt er, und für einen Moment verschlägt es mir die Sprache.

»Soll das etwa heißen, sie weiß es?«

»Ich sage nur, dass ich versuche, aufrichtig zu ihr zu sein. Ich bin ihr Dad, Hope. Das ist mein Job.«

Ich halte eine Minute inne, um zu verdauen, was er mir soeben gesagt hat. Ich hatte gedacht, ich würde sie – und ihre Beziehung zu ihrem Vater – schützen, indem ich sie da nicht hineinzog.

»Was hast du ihr erzählt?«, frage ich.

Er verzieht keine Miene. »Sie hat nach der Scheidung gefragt. Ich habe ihre Fragen beantwortet.«

»Indem du mir die Schuld gegeben hast.«

»Indem ich ihr erklärt habe, dass nicht alles so einfach ist, wie es auf den ersten Blick aussieht.«

»Und das heißt? Dass ich dich dazu getrieben habe fremdzugehen?«

Er sieht mich ausdruckslos an. »Deine Worte, nicht meine.«

Ich balle die Fäuste. »Das geht nur dich und mich etwas an, Rob«, sage ich mit bebender Stimme. »Lass Annie aus dem Spiel.«

»Hope«, sagt er, »ich versuche nur zu tun, was am besten für Annie ist. Ich mache mir ernsthaft Sorgen, sie könnte so wie du und deine Mutter werden.«

Die Worte tun mir körperlich weh. »Rob ...«, beginne ich. Aber es kommen keine anderen Worte nach.

Einen Augenblick später zuckt er noch einmal mit den Schultern. »Dieses Gespräch haben wir doch schon tausendmal geführt. Du weißt, wie ich mich fühle. Ich weiß, wie du dich fühlst. Deswegen haben wir uns scheiden lassen, schon vergessen?«

Ich nehme seine Worte gar nicht zur Kenntnis. Ich will sagen, dass seine Langeweile der Grund für unsere Scheidung war. Er war unsicher geworden. Er wurde emotional bedürftig. Er wurde von einer dämlichen Zweiundzwanzigjährigen mit Beinen bis zum Hals angebaggert.

Aber ich weiß, dass seine Worte auch ein Körnchen Wahrheit enthalten. Je mehr ich fühlte, wie er mir entglitt, desto mehr zog ich mich in mein Schneckenhaus zurück, anstatt an ihm festzuhalten. Ich schlucke die Schuldgefühle hinunter.

»Kein Make-up«, sage ich entschieden. »Nicht zur Schule. Das gehört sich nicht. Genauso wenig, wie es sich gehört, die Details unserer Scheidung mit ihr zu erörtern. Das ist zu viel für eine Zwölfjährige.«

Rob macht den Mund auf, um etwas zu erwidern, aber ich hebe eine Hand. »Ich bin hier fertig, Rob«, sage ich, und diesmal bin ich es wirklich. Wir sehen uns noch eine Minute schweigend an, und ich frage mich, ob er wie ich das Gefühl hat, dass wir einander gar nicht mehr kennen. Es scheint eine Ewigkeit vergangen zu sein, seit ich mich ihm für immer versprochen habe. »Hier geht es nicht um mich und dich«, sage ich. »Hier geht es um Annie.«

Ich gehe, bevor er etwas erwidern kann.

Ich bin auf dem Weg nach Hause, als mein Handy klingelt. Auf dem Display sehe ich Annies Handynummer, die eine, die sie nur in Notfällen benutzen soll, auch wenn ich mir ziemlich sicher bin, dass Rob sie damit nach Herzenslust mit ihren Freundinnen telefonieren und SMS-Nachrichten schreiben lässt. So machen coole Eltern das eben. Irgendetwas in meinem Magen verkrampft sich.

»Warum bist du nicht im Laden?«, fragt Annie, als ich abnehme. »Ich habe zuerst dort angerufen.«

»Ich musste ...« Ich suche nach einer Erklärung, die nichts mit ihrem Vater zu tun hat. »... ein paar Besorgungen machen.«

»Um vier Uhr an einem Donnerstag?«, fragt sie. Die Wahrheit ist: Das Geschäft in der Bäckerei ging den ganzen Tag schleppend, und ich hatte seit ein Uhr keinen Kunden, sodass ich

jede Menge Zeit hatte, um über Rob, Annie und das ganze Leid nachzugrübeln, das angerichtet wurde, während ich nichts dagegen unternahm und stattdessen bis zur Bewusstlosigkeit vor mich hin backte. Ich wusste, dass Annie vorhatte, nach der Schule Mamie zu besuchen, was hieß, dass ich Rob allein abpassen würde.

»Es war nicht viel los«, sage ich nur.

»Na ja, egal«, sagt sie, und mir wird klar, dass sie irgendetwas will. Ich mache mich auf eine absurde Bitte gefasst – Geld, Konzertkarten, vielleicht die neuen Zehn-Zentimeter-Stöckelschuhe, auf die ich sie gestern Abend in meiner *InStyle*-Ausgabe habe starren sehen –, aber stattdessen klingt sie fast schüchtern, als sie fragt: »Kannst du, na ja, zu Mamie kommen?«

»Ist alles okay?«, frage ich prompt.

»Ja«, sagt sie. Sie dämpft die Stimme. »Ehrlich gesagt, ist es richtig seltsam, aber Mamie benimmt sich heute ganz normal.«

»Normal?«

»Ja«, flüstert sie. »So, wie sie war, bevor Oma gestorben ist. Sie benimmt sich, als hätte sie ihr Gedächtnis nicht verloren.«

Mein Herz macht einen kleinen Satz, und ich muss daran denken, was die Schwester bei meinem letzten Besuch auf dem Weg nach draußen zu mir gesagt hat. *Es wird Zeiten geben, zu denen sie bei völlig klarem Verstand ist. Dann wird sie sich an alles erinnern, und sie wird genauso klar im Kopf sein wie Sie oder ich. Das sind die Tage, an denen Sie festhalten müssen, denn es gibt keine Garantie, dass es noch mehr davon geben wird.*

»Bist du sicher?«, frage ich.

»Ganz sicher«, sagt Annie, und ich bemerke nichts von dem Sarkasmus oder der Wut, die ich in letzter Zeit so oft bei ihr gehört habe. Auf einmal frage ich mich, ob ihr Verhaltensproblem zum Teil vielleicht daher rührt, dass es sie verletzt, dass ihre Urgroßmutter sie vergisst. Ich nehme mir vor, ein ernsthaftes Gespräch über Alzheimer mit ihr zu führen. Andererseits heißt das, dass ich mich selbst damit auseinandersetzen muss.

»Sie hat mich, na ja, nach der Schule und so gefragt«, fährt Annie fort. »Es ist seltsam, aber sie weiß genau, wer ich bin und wie alt ich bin und alles.«

»Okay.« Ich sehe bereits in den Rückspiegel, um mich zu vergewissern, dass ich gefahrlos wenden kann. »Ich bin schon unterwegs.«

»Sie sagt, du sollst ihr eines von den Sterntörtchen aus der Bäckerei mitbringen«, fügt Annie hinzu.

Das war immer Mamies Lieblingsgebäck; gefüllt mit einer Mischung aus Mohn, Mandeln, Trauben, Feigen, Dörripflaumen und Zimtucker und mit einer buttrigen, sternförmigen Gitterkruste obenauf, sind sie unsere Spezialität des Hauses. »Okay«, sage ich, »ich komme, so schnell ich kann.« Und zum ersten Mal seit einer ganzen Weile verspüre ich einen Anflug von Hoffnung. Bis zu diesem Augenblick war mir gar nicht bewusst, wie sehr ich meine Großmutter vermisst habe.

»Ich würde gern an den Strand gehen«, ist das Erste, was Mamie zu mir sagt, als sie eine Viertelstunde später die Tür öffnet.

Im ersten Moment sinkt meine Stimmung. Es ist Ende September, und Kälte liegt in der Luft. Die Wolke über ihrem Gedächtnis muss wieder da sein, denn es ergibt keinen Sinn, dass meine sechszwanzigjährige Großmutter auf einmal aus dem Haus gehen und sonnenbaden will. Aber dann lächelt sie mich an und zieht mich zu einer Umarmung an sich. »Entschuldige«, sagt sie. »Wo sind meine Manieren? Schön, dich zu sehen, Hope, Liebes.«

»Du weißt, wer ich bin?«, frage ich zögernd.

»Aber ja, natürlich weiß ich das.« Sie blickt beleidigt. »Sag bloß nicht, du hältst mich für alt und senil.«

»Äh ...« Ich versuche Zeit zu gewinnen. »Natürlich nicht, Mamie.«

Sie lächelt. »Keine Sorge, ich bin nicht auf den Kopf gefallen. Ich weiß schon, dass ich manchmal vergesslich werde.« Sie hält einen Augenblick inne. »Hast du mir das Sterntörtchen mitgebracht?«, fragt sie mit einem Blick auf die weiße Bäckereitüte in meiner Hand. Ich nicke und reiche sie ihr. »Danke, Liebes«, sagt sie.

»Gerne«, sage ich langsam.

Sie neigt den Kopf zur Seite. »Heute, Hope, fühlt sich alles klar an. Annie und ich haben uns eben ganz reizend unterhalten.«

Ich sehe hinüber zu Annie, die mit nervöser Miene auf der Kante von Mamies Sofa kauert. Sie nickt zustimmend.

»Aber jetzt willst du an den Strand gehen?«, frage ich Mamie zögernd. »Es ist, äh, ein bisschen kalt zum Schwimmen.«

»Ich habe ja auch nicht vor zu schwimmen«, sagt sie. »Ich will den Sonnenuntergang sehen.«

Ich werfe einen Blick auf meine Armbanduhr. »Aber die Sonne geht erst in knapp zwei Stunden unter.«

»Dann haben wir ja genug Zeit, um dorthin zu kommen«, sagt sie.

Eine halbe Stunde später, nachdem Annie und ich Mamie in eine warme Jacke gepackt haben, sind wir drei unterwegs zum Strand bei Paines's Creek, was mein Lieblingsort war, um die Sonne am Horizont versinken zu sehen, als ich auf der Highschool war. Es ist ein stiller Strand, am westlichen Rand von Brewster gelegen, und wenn man vorsichtig über die Felsen hinaussteigt, die an der Stelle ins Wasser ragen, wo sich der Fluss in die Bucht von Cape Cod ergießt, hat man eine fantastische Sicht auf den westlichen Himmel.

Auf Annies Vorschlag hin halten wir unterwegs bei *Joe's Dockside*, einem kleinen Restaurant, das es am Cape noch länger gibt als unsere Familienbäckerei. Wir holen uns ein paar Hummerbrötchen und Pommes frites. Im Sommer kommen die Leute von sehr weit her und stellen sich eine Dreiviertelstunde an für Hummerbrötchen zum Mitnehmen. Aber um fünf Uhr nachmittags an einem Donnerstag in der Nebensaison sind wir zum Glück die Einzigen hier. Annie und ich hören ungläubig zu, wie Mamie, die sich einen Käsetoast bestellt – sie hat sich aus Hummer noch nie etwas gemacht –, uns in völlig klaren Worten erzählt, wie sie und mein Großvater zum ersten Mal mit meiner Mutter hierherkamen, als sie ein kleines Mädchen war. Sie sagt, Josephine habe gefragt, warum die Hummer denn so dumm seien, zu Joe's hochzuschwimmen, wenn sie doch wüssten, dass sie hier als Sandwiches enden könnten.

Wir erreichen den Strand in dem Augenblick, als sich die Ränder des Himmels flammend rot zu verfärben beginnen. Über der Bucht steht die Sonne tief am westlichen Horizont, und die Wolkenfetzen am Himmel versprechen einen wunderschönen Sonnenuntergang. Einander untergehakt schlendern wir drei langsam den Strand hinunter, Annie an Mamies linker Seite und ich an ihrer rechten, einen Liegestuhl unter den anderen Arm gesteckt.

»Alles okay, Mamie?«, fragt Annie sanft, als wir etwa auf halbem Weg den Strand hinunter sind. »Wir können kurz stehen bleiben und uns ausruhen, wenn du willst.«

Mein Herz macht einen Satz, als ich meine Tochter ansehe. Sie schaut Mamie mit einem solch besorgten, liebevollen Blick an, dass mir auf einmal klar wird, dass das, was im Moment mit ihr los ist, wirklich nur eine Phase ist. Das hier ist die Annie, die ich kenne und liebe. Das heißt, ich habe nicht alles vermässelt. Das heißt, meine Tochter ist noch immer dieselbe anständige Person, die sie im Grunde ihres Herzens immer gewesen ist, auch wenn sie mich im Augenblick hasst.

»Alles in Ordnung, Liebes«, erwidert Mamie. »Ich will oben auf den Felsen sein, bevor die Sonne untergeht.«

»Warum denn?«, fragt Annie einen Augenblick später leise.

Mamie schweigt so lange, dass ich fast schon glaube, sie hat Annies Frage gar nicht gehört. Aber schließlich erwidert sie: »Ich will mich an diesen Tag erinnern, an diesen Sonnenuntergang, diese Zeit mit euch beiden. Ich weiß, dass ich nicht mehr viele solcher Tage haben werde.«

Annie sieht mich besorgt an. »Aber sicher wirst du das, Mamie«, sagt sie.

Meine Großmutter drückt meinen Arm, und ich lächle sie sanft an. Ich weiß, was sie sagen will, und es bricht mir das Herz, dass es ihr bewusst ist.

Sie wendet sich an Annie. »Danke für dein Vertrauen«, sagt sie. »Aber manchmal hat Gott andere Pläne.«

Annie scheint verletzt von diesen Worten. Sie wendet den Blick ab, starrt in die Ferne. Ich weiß, dass die Wahrheit allmählich zu ihr durchdringt, und dabei wird mir schwer ums Herz.

Schließlich erreichen wir die Felsen, und ich klappe den Stuhl auf, den ich mir aus dem Kofferraum des Wagens mitgenommen habe. Ich helfe Annie, Mamie in den Stuhl zu setzen. »Kommt zu mir, Mädchen«, sagt sie, und Annie und ich kauern uns rasch zu beiden Seiten von ihr auf die Felsen.

Wir starren schweigend zum Horizont, während die Sonne mit der Bucht verschmilzt und den Himmel erst orange und dann rosa, violett und indigoblau verfärbt, bevor sie untergeht.

»Da ist er«, sagt Mamie leise. Sie deutet dicht über den Horizont, wo ein Stern in der schwindenden Dämmerung schwach funkelt. »Der Abendstern.«

Auf einmal muss ich an die Märchen denken, die sie mir früher erzählt hat, von einem Prinzen und einer Prinzessin in einem fernen Land, die Märchen, in denen der Prinz gegen die bösen Ritter in den Kampf ziehen muss und der Prinzessin verspricht, eines Tages zu ihr zurückzukehren, da ihre Liebe niemals sterben werde. Daher bin ich verblüfft, als es Annie ist, die murmelt: »Solange am Himmel Sterne stehen, werde ich dich lieben.« Das hat der Prinz in deinen Geschichten immer gesagt.«

Als Mamie sie ansieht, hat sie Tränen in den Augen. »Das stimmt«, sagt sie.

Sie greift in ihre Jackentasche und holt das Sterntörtchen hervor, das ich ihr aus der Bäckerei mitbringen sollte. Jetzt ist es zerdrückt, und die sternförmige Gitterkruste zerkrümelt. Annie und ich tauschen einen Blick.

»Du hast das Törtchen mitgebracht?«, frage ich. Meine Stimmung sinkt; ich hatte gedacht, sie sei bei völlig klarem Verstand.

»Ja, Liebes«, erwidert sie ganz deutlich. Sie starrt eine Zeit lang auf das Törtchen, während das Licht am Himmel immer schwächer wird. Ich will eben schon vorschlagen, dass wir uns auf den Rückweg machen sollten, bevor es draußen zu dunkel wird, als sie sagt: »Weißt du, meine Mutter hat mir beigebracht, diese Törtchen zu backen.«

»Das habe ich nicht gewusst«, sage ich.

Sie nickt. »Meine Großeltern hatten eine Bäckerei. Gleich bei der Seine, dem Fluss, der durch Paris fließt. Dort habe ich als Mädchen gearbeitet, genau wie du es jetzt tust, Annie. Und genau wie du es getan hast, als du ein Mädchen warst, Hope.«

»Du hast uns noch nie von deinen Eltern oder Großeltern erzählt«, sage ich.

»Es gibt vieles, was ich euch nie erzählt habe«, sagt sie. »Ich dachte, ich würde euch schützen, mich selbst schützen. Aber jetzt verliere ich meine Erinnerungen, und ich befürchte, wenn ich euch diese Dinge nicht erzähle, dann werden sie für immer verloren sein, und das Leid, das ich angerichtet habe, wird nicht wiedergutmachen sein. Es ist an der Zeit, dass ihr die Wahrheit erfahrt.«

»Wovon redest du denn, Mamie?«, fragt Annie, und ich kann die Besorgnis in ihrer Stimme heraushören. Sie sieht mich an, und ich weiß, dass sie dasselbe denkt wie ich. Mamies Verstand muss dabei sein, sich wieder einzutreiben.

Bevor ich etwas sagen kann, beginnt Mamie, Teile von dem Sterntörtchen abzubrechen und ins Meer zu werfen. Sie flüstert irgendetwas vor sich hin, so leise, dass ich sie über der heranrollenden Flut auf den Felsen unter uns kaum hören kann.

»Ähm, was tust du da, Mamie?«, frage ich so sanft wie möglich, bemüht, die Besorgnis aus meiner Stimme herauszuhalten.

»Pst, Kind«, sagt sie und wirft wieder Teile des Törtchens ins Wasser.

»Mamie, was redest du denn da?«, fragt Annie. »Das ist nicht Französisch, oder?«

»Nein, Liebes«, erwidert Mamie ruhig. Annie und ich tauschen einen verwirrten Blick, während Mamie den letzten Rest des Törtchens ins Wasser wirft. Sie greift nach unseren Händen. »Wer ist ein Gott wie du, der du Schuld verzeihst ...«, sagt sie und dann: »Du wirfst all unsere Sünden in die Tiefe des Meeres hinab.«

»Was redest du denn da, Mamie?«, fragt Annie noch einmal. »Ist das aus der Bibel?«

Mamie lächelt. »Das ist ein Gebet«, erwidert sie.

Sie starrt noch einen Augenblick lang zum Abendstern hoch, während Annie und ich sie schweigend beobachten. »Hope«, sagt sie schließlich, »es gibt etwas, was du für mich tun musst.«



## ***Roses Strudel***

### **STRUDEL**

#### ***Zutaten***

*3 Granny-Smith-Äpfel, geschält, entkernt und in dünne Scheiben geschnitten*

*1 Granny-Smith-Apfel, geschält, entkernt und gerieben*

*1 Tasse Rosinen*

*½ Tasse gehackte kandierte Orangenschalen (Rezept siehe unten)*

*1 Tasse brauner Zucker*

*2 TL Zimt*

*½ Tasse Mandelstifte*

*1 Lage tiefgekühlter Blätterteig, aufgetaut*

*1 verquirltes Ei*

*Zimtzucker zum Bestreuen (3 Teile Zucker vermischt mit 1 Teil Zimt)*

#### ***Zubereitung***

1. Äpfel, Rosinen, kandierte Orangenschalen, braunen Zucker und Zimt in einer großen Schüssel vermengen. 30 Minuten durchziehen lassen.
2. Ofen auf 200 Grad vorheizen.
3. Die Mandelstifte in einer dünnen Schicht auf einem Backblech verteilen und 7–9 Minuten im Ofen rösten, bis sie leicht gebräunt sind. Herausnehmen und 5 Minuten abkühlen lassen; zu der Apfelmischung geben.
4. Ein Sieb mit einem Sehtuch auslegen, die Apfelmischung mit einem Löffel einfüllen und mit einem zweiten Tuch festdrücken, um der Mischung die Feuchtigkeit zu entziehen. Unter dem Tuch im Sieb abtropfen lassen, während man den Blätterteig auf ein gefettetes Backblech legt. Leicht ausrollen, um die Teigfläche zu vergrößern, ohne den Teig einzureißen.
5. Die Apfelmischung der Länge nach in der Mitte der Teigfläche verteilen, den Teig über der Mischung zusammenklappen; die Ränder an allen Seiten mit ein bisschen Wasser zwischen den Fingern verschließen und fest zusammendrücken.
6. Die Oberseite des Strudels mit dem verquirlten Ei bestreichen, fünf- oder sechsmal leicht einschneiden und großzügig mit Zimtzucker bestreuen.

7. 35–40 Minuten backen, bis der Strudel goldbraun ist.

## KANDIERTE ORANGENSCHALEN

### **Zutaten**

*4 unbehandelte Orangen*

*2 Tassen Kristallzucker*

*14 Tassen Wasser*

### **Zubereitung**

1. Alle vier Orangen schälen, wobei die Schalen nach Möglichkeit ganz oder in zwei Teilen entfernt werden sollten.
2. Die Schalen in schmale Streifen schneiden.
3. 6 Tassen Wasser zum Kochen bringen und die Schalen in das kochende Wasser geben. Drei Minuten kochen, das Wasser abgießen und die Schalen abspülen, anschließend denselben Vorgang noch einmal wiederholen, um den Orangenschalen etwas von ihrem bitteren Geschmack zu nehmen.
4. Die restlichen zwei Tassen Wasser mit zwei Tassen Zucker verrühren und zum Kochen bringen. Die Schalen dazugeben, die Temperatur zurückschalten und den Topf abdecken. 45 Minuten köcheln lassen.
5. Die Schalen mit einem Schaumlöffel aus dem Zuckerwasser nehmen und zum Trocknen auf ein Gitter legen. Mindestens zwei Stunden warten, bevor man sie für das oben angegebene Rezept verwendet. Die restlichen Schalen in geschmolzene Zartbitterschokolade tauchen und als Snack genießen.

*Als Rose an diesem Morgen aufgewacht war, hatte sie es gewusst. Es war genau wie früher, als sie bestimmte Dinge instinktiv gespürt hatte, bevor sie geschahen. Diese Tage lagen jetzt weit in der Vergangenheit. Aber in letzter Zeit, während die Alzheimerkrankheit ihr immer mehr von den Tagen dazwischen stahl, war es, als wäre die Zeitschiene ihres Lebens zu einem Akkordeon geworden, das sich zusammenfaltete und die Vergangenheit immer näher an die Gegenwart heranrückte, indem es die Jahre, die verstrichen waren, raffte und zusammenzog.*

*Aber an diesem Tag erinnerte sich Rose an alles: an ihre Familie, ihre Freunde, das Leben, das sie einmal hatte. Sie hatte für einen Moment die Augen geschlossen und sich gewünscht, wieder in diesen Zustand des Vergessens zurückzudriften, aus dem sie gekommen war. Die Alzheimerkrankheit machte ihr an manchen Tagen schreckliche Angst, aber an anderen Tagen war sie ein Trost. Rose war nicht bereit für dieses klare Fenster in die Vergangenheit. Aber dann schlug sie die Augen auf und sah auf den Kalender, der auf ihrem Nachttisch stand. Jeden Abend, bevor sie die Augen schloss, strich sie den Tag durch, den sie soeben abgeschlossen hatte. Sie war dabei, alles andere zu verlieren, aber den Wochentag zu wissen, das war etwas, was sie noch beherrschen konnte. Und nach den roten Kreuzchen auf dem Kalender war der heutige Tag, der neunundzwanzigste September, ein besonderer Tag. Rose wusste sofort, dass die Tatsache, dass ihr ausgerechnet an diesem Tag eine Gnadenfrist geistiger Klarheit gewährt worden war, ein Fingerzeig des Himmels war.*

*Und so hatte sie den Vormittag damit verbracht, alles niederzuschreiben, so gut sie konnte, in einem Brief an ihre Enkelin. Eines Tages würde Hope ihn lesen und verstehen. Aber noch nicht. Es fehlten noch immer Teile. Als Rose den Umschlag kurz vor dem Mittagessen schloss, fühlte sie sich leer und traurig, als hätte sie soeben ein Stück von sich selbst versiegelt. In gewisser Weise, dachte sie, hatte sie das tatsächlich getan.*

*Sorgfältig schrieb sie die Anschrift von Thom Evans darauf, dem Anwalt, der ihr Testament aufgesetzt hatte, und bat eine der Schwestern, den Brief zu frankieren und einzuwerfen. Dann setzte sie sich wieder und erstellte eine Liste, wobei sie jeden Namen sorgfältig und deutlich in großen Blockbuchstaben schrieb, trotz ihrer zitternden Hände.*

*Etwas später an diesem Tag, als sie mit Hope und Annie zum Strand fuhr, hatte sie dreimal in ihrer Rocktasche nachgesehen, nur um sich zu vergewissern, dass die Liste noch immer da war. Sie bedeutete ihr alles, und nun würde auch Hope bald die Wahrheit erfahren. Es war unmöglich, die Flut noch länger aufzuhalten. Und Rose war sich ohnehin nicht sicher, ob sie das überhaupt noch wollte. Ein Eine-Frau-Damm gegen eine einsetzende Flut zu sein war erschöpfend.*

*Jetzt, während sie auf den aufgeschichteten Felsen stand, ihre Enkelin an einer Seite und ihre Urenkelin an der anderen, in der verblässenden heure bleue, sah sie zum Himmel hoch und atmete ein und aus, im Rhythmus mit dem Ozean, während sie das Sterntörtchen in ihren Händen hielt. Sie warf das erste Stück ins Wasser und sprach so leise, dass sie ihre eigenen Worte über dem rhythmischen Rauschen der Wellen nicht hören konnte.*

*»Es tut mir leid, dass ich gegangen bin«, flüsterte sie in den Wind.*

*»Es tut mir leid, dass ich die Entscheidungen getroffen habe, die ich getroffen habe.« Ein Stück Kruste landete auf einer heranrollenden Welle.*

*»Es tut mir leid um die Menschen, die ich verletzt habe.« Der Wind trug ihre Worte fort.*

*Während sie das Törtchen Stück für Stück ins Meer warf, sah sie zu Hope und Annie, die sie beide verwirrt anstarrten. Sie verspürte einen Anflug von Schuldgefühlen, da sie ihnen Angst machte, aber sie würden es noch früh genug verstehen. Es war an der Zeit.*

*Sie sah wieder zum Himmel und sprach leise zu Gott, benutzte Worte, die sie seit sechzig Jahren nicht mehr laut ausgesprochen hatte. Sie erwartete keine Vergebung. Sie wusste, dass sie sie nicht verdient hatte. Aber sie wollte Gott wissen lassen, dass es ihr leidtat.*

*Niemand kannte die Wahrheit. Niemand außer Gott und natürlich Ted, der vor fünfundzwanzig Jahren verstorben war. Er war ein guter Mann gewesen, ein freundlicher Mann, Papa für ihre Josephine und Opa für ihre Hope. Er hatte ihnen Liebe entgegengebracht, und dafür würde sie ewig dankbar sein, denn sie selbst hatte sich nicht darauf verstanden. Trotzdem fragte sie sich, ob er sie genauso geliebt hätte, wenn er die ganze Wahrheit gekannt hätte. Er hatte sie sich denken können, das wusste sie, aber sie ihm zu sagen, sie laut auszusprechen, das hätte seine Seele erschüttert.*

*Rose holte einmal tief Luft und sah Hope in die Augen, der Enkelin, die sie, wie sie wusste, enttäuscht hatte. Hopes Mutter, Josephine, hatte unter Roses Fehlern gelitten, und daher auch Hope. Selbst jetzt konnte es Rose in den Augen ihrer Enkelin sehen und an der Art und Weise, wie sie ihr Leben lebte. Dann sah sie hinüber zu Annie, dem Mädchen, das dafür gesorgt hatte, dass all die Erinnerungen zurückfluteten. Sie hoffte auf eine bessere Zukunft für sie. »Du musst etwas für mich tun«, wandte sich Rose schließlich an ihre Enkelin.*

*»Was brauchst du?«, fragte Hope leise. »Ich werde alles tun, was du willst.«*

*Hope wusste nicht, wozu sie sich bereit erklärte, aber Rose hatte keine andere Wahl.*

*»Du musst nach Paris fahren«, sagte Rose ruhig.*

*Hopes Augen weiteten sich. »Nach Paris?«*

*»Nach Paris«, wiederholte Rose entschieden. Bevor Hope irgendwelche Fragen stellen konnte, fuhr sie fort: »Ich muss wissen, was mit meiner Familie passiert ist.« Rose griff in ihre Rocktasche und zog die Liste hervor, die sich anfühlte, als würde sie brennen, zusammen mit einem Scheck über eintausend Dollar, den sie sorgfältig ausgestellt hatte. Genug für ein Flugticket nach Frankreich. Ihre Handfläche brannte, als Hope ihr beides abnahm. »Ich muss es wissen«, wiederholte Rose leise. Die Wellen schlugen wieder gegen den Damm ihrer Erinnerungen, und sie machte sich auf die Flut gefasst.*

*»Deine ... Familie?«, fragte Hope zögernd.*

Rose nickte, und Hope entfaltete das Blatt Papier. Ihre Augen überflogen rasch die sieben Namen.

Sieben Namen, dachte Rose. Sie blickte nach oben, wo die Sterne des Großen Wagens allmählich aufgingen. Sieben Sterne am Himmel. »Ich muss erfahren, was passiert ist«, sagte sie zu ihrer Enkelin. »Und du musst es jetzt auch erfahren.«

»Was ist denn los?«, schaltete sich Annie ein. Sie sah verängstigt aus, und Rose sehnte sich danach, sie zu trösten, aber sie wusste, dass sie sich auf Trost auch nicht besser verstand als auf die Wahrheit. Das hatte sie noch nie getan. Außerdem war Annie zwölf. Alt genug, um es zu erfahren. Nur zwei Jahre jünger, als Rose gewesen war, als der Krieg ausbrach.

»Wer sind denn diese Leute?«, fragte Hope, während sie wieder auf die Liste sah.

»Das ist meine Familie«, sagte Rose. »Deine Familie.« Sie schloss für einen Moment die Augen und schrieb ihre Namen auf ihrem eigenen Herzen nieder, das erstaunlicherweise all die Jahre nicht aufgehört hatte zu schlagen.

Albert Picard, geb. 1897

Cécile Picard, geb. 1901

Hélène Picard, geb. 1924

Claude Picard, geb. 1929

Alain Picard, geb. 1931

David Picard, geb. 1934

Danielle Picard, geb. 1937

Als Rose die Augen aufschlug, starrten Hope und Annie sie an. Sie holte einmal tief Luft. »Dein Großvater ist 1949 nach Paris gefahren«, begann sie. Ihre Stimme war angespannt, denn es fiel ihr selbst jetzt, nach so vielen Jahren, schwer, die Worte laut auszusprechen. Rose schloss wieder die Augen und erinnerte sich an Teds Miene an dem Tag, an dem er nach Hause kam. Er hatte ihr nicht in die Augen sehen können. Er hatte langsam gesprochen, während er ihr die Nachricht von den Menschen überbrachte, die sie mehr als alles andere auf der Welt geliebt hatte.

»Sie sind alle gestorben«, fuhr Rose fort. Sie schlug die Augen wieder auf und sah Hope an. »Das war alles, was ich damals wissen musste. Ich habe deinen Großvater gebeten, mir nicht mehr zu sagen. Mein Herz konnte es nicht ertragen.«

Erst nachdem er ihr die Nachricht überbracht hatte, hatte sie sich schließlich bereit erklärt, mit ihm in die Stadt am Cape Cod zurückzukehren, in der er geboren und aufgewachsen war. Bis dahin war sie entschlossen gewesen, in New York zu bleiben, für alle Fälle. Dort hatte sie geglaubt, gefunden zu werden, an jenem Treffpunkt, von dem sie Jahre zuvor gesprochen hatten. Aber jetzt gab es niemanden mehr, der sie finden könnte. Sie war für immer verloren.

»Diese ganzen Leute?«, brach Annie das Schweigen, und Rose kehrte in die Gegenwart zurück. »Sie sind alle, na ja, gestorben? Was ist denn passiert?«

Rose schwieg einen Augenblick. »Die Welt ist eingestürzt«, sagte sie schließlich. Das war die einzige Erklärung, die sie geben konnte, und es war die Wahrheit. Die Welt war in sich zusammengebrochen, erschüttert und geborsten zu etwas, was sie nicht mehr wiedererkannte.

*»Das verstehe ich nicht«, murmelte Annie. Sie sah verängstigt aus.*

*Rose holte einmal tief Luft. »Von manchen Geheimnissen kann man nicht sprechen, ohne ein ganzes Leben zunichtezumachen«, sagte sie. »Aber ich weiß, wenn mein Gedächtnis stirbt, dann werden auch meine Liebsten sterben, die ich all die Jahre tief in meinem Herzen bewahrt habe.«*

*Rose sah Hope an. Sie wusste, dass ihre Enkelin ihr Bestes tun würde, um es Annie eines Tages zu erklären. Aber zuerst würde sie es selbst verstehen müssen. Und dafür musste sie dorthin fahren, wo alles begonnen hatte.*

*»Bitte flieg bald nach Paris, Hope«, drängte Rose. »Ich weiß nicht, wie viel Zeit mir noch bleibt.«*

*Und dann war sie fertig. Der Tribut war zu hoch. Sie hatte mehr gesagt, als sie in zweiundsechzig Jahren gesagt hatte, seit dem Tag, an dem Ted mit der Nachricht zurückgekehrt war. Sie sah hoch zu den Sternen und fand den, den sie Papa genannt hatte, den, den sie Maman genannt hatte, und die, die sie Hélène, Claude, Alain, David und Danielle genannt hatte. Ein Stern fehlte noch immer. Sie konnte ihn nicht finden, so sehr sie auch danach suchte. Und sie wusste, was sie schon immer gewusst hatte: dass es ihre Schuld war, dass er nicht da war. Ein Teil von ihr wollte, dass Hope auf ihrer Reise nach Paris etwas über ihn herausfand. Sie wusste, dass die Entdeckung Hopes Leben verändern würde.*

*Hope und Annie stellten Fragen, aber Rose konnte sie nicht mehr hören. Stattdessen schloss sie die Augen und begann zu beten.*

*Die Flut hatte eingesetzt. Es hatte begonnen.*

»Hast du, na ja, irgendeine Ahnung, wovon sie geredet hat?«, fragt Annie, sobald wir wieder in den Wagen steigen, nachdem wir Mamie abgesetzt haben.

Sie fummelt an ihrem Gurt, um sich anzuschlallen. Erst als ich sehe, dass ihre Hände zittern, wird mir bewusst, dass meine es ebenfalls tun.

»Ich meine, na ja, wer *sind* diese Leute denn?« Schließlich klinkt Annie den Gurt ein und sieht mich an. Auf ihrer glatten Stirn zeichnet sich Verwirrtheit ab, zwischen der Hand voll Sommersprossen, die immer blasser werden, je länger die Sommersonne hinter uns liegt. »Mamies Mädchennamen war nicht einmal Picard. Er war Durand.«

»Ich weiß«, murmele ich.

Als Annie in der fünften Klasse war, machten sie in ihrer Schule ein einfaches Stammbaum-Projekt. Sie hatte versucht, über eine Webseite Mamies Wurzeln zurückzuverfolgen, aber Anfang der Vierzigerjahre hatte es so viele Einwanderer mit dem Nachnamen Durand gegeben, dass sie nicht weitergekommen war. Sie hatte deswegen eine Woche lang geschmollt, wütend auf mich, da ich nicht auf die Idee gekommen war, Nachforschungen über Mamies Vergangenheit anzustellen, bevor ihr Gedächtnis zu schwinden begann.

»Vielleicht hat sie sich in dem Namen geirrt«, sagt Annie schließlich. »Vielleicht hat sie Picard geschrieben, aber Durand gemeint.«

»Vielleicht«, sage ich langsam, aber ich weiß, dass keine von uns beiden das wirklich glaubt. Mamie war heute so klar im Kopf gewesen wie schon seit Jahren nicht mehr. Sie hatte genau gewusst, was sie sagte.

Den Rest des Nachhausewegs fahren wir schweigend. Aber ausnahmsweise ist es kein unbehagliches Schweigen; Annie auf dem Beifahrersitz zürnt mir nicht mit jedem Atemzug; sie denkt über Mamie nach.

Das Licht am Himmel ist inzwischen fast völlig erloschen, und ich stelle mir vor, wie Mamie an ihrem Fenster sitzt und nach den Sternen Ausschau hält, während die Dämmerung allmählich der Schwärze der Nacht weicht. Hier draußen am Cape, vor allem wenn die Sommertouristen ihre Verandalichter bis zur nächsten Saison gelöscht haben, sind die Nächte dunkel und tief. Die größeren Straßen sind beleuchtet, aber als ich in die Lower Road und dann in die Prince Edward Lane einbiege, verschwindet das schwache Schimmern der Main Street hinter uns, und vor uns lösen sich die letzten Spuren von Mamies *heure bleue* in dem dunklen Nichts auf, das, wie ich weiß, die Westseite der Bucht von Cape Cod ist.

Ich habe das Gefühl, in einer Geisterstadt zu leben, als ich die letzte Abzweigung in die Bradford Road nehme. Sieben der zehn Häuser in unserer Straße sind Ferienhäuser, und jetzt, da die Saison zu Ende ist, stehen sie leer. Ich biege in meine Auffahrt ein – dieselbe Auffahrt, in der ich als kleines Mädchen an Sommerabenden Glühwürmchen gefangen und an Wintertagen

meiner Mom beim Schneeräumen geholfen habe, um ihren alten Kombi zu befreien. Ich stelle den Motor ab. Wir bleiben im Wagen sitzen, aber weil wir nur einen Block vom Strand entfernt sind, kann ich Salz in der Luft riechen. Auf einmal überkommt mich das Bedürfnis, mit einer Taschenlampe hinunter zum Strand zu laufen und die Zehen in die schäumende Brandung zu tauchen, aber ich beherrsche mich; ich muss Annie helfen, sich dafür fertig zu machen, heute Abend zu ihrem Vater zu fahren.

Sie scheint auch nicht mehr bereit als ich, aus dem Wagen zu steigen.

»Warum wollte Mamie denn eigentlich unbedingt weg aus Frankreich?«, fragt sie schließlich.

»Der Krieg muss ziemlich schlimm für sie gewesen sein«, sage ich. »Wie Mrs Sullivan und Mrs Koontz gesagt haben, glaube ich, dass ihre Eltern gestorben waren. Mamie müsste erst siebzehn gewesen sein, als sie aus Paris weggegangen ist. Und dann hat sie, glaube ich, deinen Uropa kennengelernt und sich verliebt.«

»Das heißt, sie hat, na ja, alles zurückgelassen?«, fragt Annie. »Wie konnte sie das denn tun, ohne total traurig zu werden?«

Ich schüttele den Kopf. »Ich weiß es nicht, Schatz.«

Annies Augen verengen sich. »Du hast sie *nie* gefragt?« Sie sieht mich an, und ich kann sehen, dass die Wut, die für eine Weile im Winterschlaf gelegen hat, wieder da ist.

»Natürlich habe ich sie gefragt«, sage ich. »Als ich in deinem Alter war, habe ich sie ständig nach ihrer Vergangenheit gefragt. Ich wollte gern, dass sie mit mir nach Frankreich fährt und mir alles zeigt, was sie als Kind gemacht hat. Ich habe mir immer vorgestellt, dass sie den ganzen Tag mit dem Aufzug im Eiffelturm auf- und abgefahren ist, mit einem Pudel und einer Baskenmütze, und dazu ein Baguette gegessen hat.«

»Das sind doch alles Klischees, Mom.« Annie verdreht die Augen. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass ich den Anflug eines Lächelns um ihre Mundwinkel sehen kann, als sie aus dem Wagen steigt.

Ich steige ebenfalls aus und folge ihr durch den Vorgarten. Ich habe vorhin vergessen, das Verandalicht einzuschalten, bevor ich losgefahren bin, sodass es jetzt aussieht, als ob die Dunkelheit Annie vollständig verschluckt. Ich laufe rasch zur Tür und schließe auf.

Annie verharrt einen langen Moment in der Diele und sieht mich an. Ich bin mir sicher, dass sie irgendetwas sagen will, aber als sie den Mund aufmacht, kommt kein Ton heraus. Sie dreht sich abrupt auf dem Absatz um und marschiert zu ihrem Zimmer im hinteren Teil unseres kleinen Cottage. »Bin in fünf Minuten fertig!«, ruft sie über die Schulter.

Da »fünf« in Annie-Sprache im Allgemeinen mindestens zwanzig Minuten bedeuten, wundere ich mich, sie nur wenig später in der Küche zu sehen. Ich stehe vor der offenen Kühlschranktür und wünsche, ich könnte aus dem Nichts irgendetwas Essbares herbeizaubern. Für jemanden, der beruflich den ganzen Tag mit Essen zu tun hat, ist die Vorratshaltung in meinem Kühlschrank wirklich erbärmlich.

»Im Gefrierfach ist noch ein Diät-Fertigmenü«, sagt Annie hinter mir.

Ich drehe mich lächelnd um. »Ich nehme an, es ist Zeit, dass ich mal wieder einkaufen gehe.«



»Nö«, sagt Annie. »Ich würde unseren Kühlschrank gar nicht wiedererkennen, wenn er voll wäre. Ich würde denken, dass ich aus Versehen ins falsche Haus gegangen bin.«

»Haha, sehr witzig«, sage ich grinsend. Ich schließe die Kühlschranktür und öffne das Gefrierfach. Darin liegen zwei Schalen Eiswürfel, eine halbe Tüte Mini-Erdnuss-Schokoriegel, ein Beutel Tiefkühlerbsen und, wie Annie versprochen hat, ein Diät-Fertigmenü.

»Außerdem haben wir sowieso schon gegessen«, fährt Annie fort. »Schon vergessen? Die Hummerbrötchen?«

Ich nicke und schließe die Gefrierfachtür. »Ich weiß«, sage ich. Ich sehe hinüber zu Annie, die am Küchentisch steht, ihre Reisetasche neben sich an den Stuhl gelehnt.

Sie verdreht die Augen vor mir. »Du bist so komisch. Sitzt du jedes Mal nur hier und isst Junkfood, wenn ich zu Dad fahre?«

Ich räuspere mich. »Nein«, lüge ich.

Mamie hat Stress mit Backen bewältigt. Meine Mutter, indem sie sich wegen Kleinigkeiten aufgeregt und mich im Allgemeinen auf mein Zimmer geschickt hat, nachdem sie mir vorgehalten hatte, was für eine lausige Tochter ich sei. Ich selbst bewältige offenbar Stress, indem ich mir den Bauch vollschlage.

»Okay, Schatz«, sage ich. »Hast du alles?« Ich gehe durch die Küche auf sie zu, mit absurd langsamen Schritten, als könnte ich so meine Zeit mit ihr verlängern. Ich ziehe sie zu einer Umarmung an mich, was sie ebenso zu verblüffen scheint wie mich. Aber sie erwidert meine Umarmung, und der Schmerz in meinem Herzen legt sich für eine Weile.

»Ich liebe dich, meine Kleine«, murmele ich in ihr Haar.

»Ich dich auch, Mom«, sagt Annie einen Augenblick später, ihre Stimme gedämpft an meiner Brust. »Kannst du mich jetzt gehen lassen, bevor du mich, na ja, erstickst?«

Verlegen lasse ich sie los. »Ich bin mir nicht sicher, was ich wegen Mamie tun soll«, sage ich, während sie ihre Reisetasche hochnimmt und sich über die Schulter wirft. »Vielleicht redet sie nur Unsinn.«

Annie erstarrt. »Was meinst du damit?«

Ich zucke mit den Schultern. »Ihr Gedächtnis ist weg, Annie. Das ist furchtbar, aber so ist eben Alzheimer.«

»Heute war es nicht weg«, sagt sie, und ich bemerke, wie ihre Augenbrauen in der Mitte scharf nach unten wandern, während sie die Stirn furcht. Ihr Tonfall ist auf einmal eisig.

»Nein, aber ihr Gerede von diesen Leuten, von denen wir noch nie gehört haben ... Du musst zugeben, dass das nicht sehr logisch klingt.«

»Mom«, sagt Annie tonlos. Ihre Augen brennen ein Loch in mich. »Du *wirst* doch nach Paris fahren, oder?«

Ich lache. »Na klar. Und danach zum Shoppen nach Mailand. Und zum Skifahren in die Schweizer Alpen. Und danach werde ich vielleicht noch mit einer Gondel durch Venedig schippern.«

Annie kneift die Augen zusammen. »Du *musst* nach Paris fahren.«

Mir wird klar, dass sie es ernst meint. »Schatz«, sage ich sanft, »das ist einfach nicht sinnvoll. Ich bin die Einzige hier, die die Bäckerei führen kann.«

»Dann mach sie für ein paar Tage zu. Oder ich kümmere mich nach der Schule darum.«

»Schatz, das wird nicht klappen.« Ich denke daran, wie kurz davor ich stehe, alles zu verlieren.

»Aber Mom!«

»Annie, wer sagt denn, dass Mamie sich an dieses Gespräch später überhaupt noch erinnern wird?«

»Genau deshalb *musst* du ja fahren!«, sagt Annie. »Hast du denn nicht gesehen, wie wichtig es ihr war? Sie will, dass du herausfindest, was mit diesen Leuten passiert ist! Du darfst sie nicht hängen lassen!«

Ich seufze. Ich hatte gedacht, dass Annie es besser verstehen würde, dass sie begriffen hätte, wie oft ihre Urgroßmutter Unsinn redet. »Annie ...«, beginne ich.

Aber sie schneidet mir das Wort ab. »Was, wenn das ihre letzte Chance ist? Was, wenn das *unsere* letzte Chance ist, ihr zu helfen?«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich kann ihr unmöglich erklären, wie nah am Abgrund wir taumeln.

Als ich einen Augenblick schweige, scheint Annie ihren Entschluss ohne mich zu fassen. »Ich hasse dich«, zischt sie. Dann dreht sie sich auf dem Absatz um und marschiert aus der Küche, ihre Reisetasche wippend über einer Schulter. Ein paar Sekunden später höre ich die Haustür zuknallen. Ich hole einmal tief Luft und folge ihr nach draußen, während ich mich auf eine wortlose Fahrt zu ihrem Vater gefasst mache.

Nach einer fast schlaflosen Nacht bin ich am nächsten Morgen allein in der Bäckerei. Ich schiebe eben ein Blech Riesen-Zuckerplätzchen in den Ofen, als laut klirrend an die Glasscheibe der Ladentür geklopft wird. Ich werfe die Ofenhandschuhe auf die Arbeitsplatte, stelle die Zeitschaltuhr am Herd, klopfe mir die Hände an der Schürze ab und sehe auf meine Armbanduhr: 5.35 Uhr. Fünfundzwanzig Minuten, bevor ich aufmache.

Als ich von der Backstube in den Verkaufsraum gehe, sehe ich durch die Latten der Schwingtür Matt dastehen, eine Hand über die Augen gelegt, das Gesicht an die Scheibe gepresst, um hineinzuspähen. Als er mich sieht, richtet er sich rasch auf und winkt beiläufig, als hätte er nicht eben seinen Nasenabdruck auf meiner Scheibe hinterlassen.

»Matt, wir haben noch nicht geöffnet«, sage ich, nachdem ich die drei Schlösser aufgesperrt und die Tür einen Spalt breit geöffnet habe. »Ich meine, du kannst gern hereinkommen und warten, aber der Kaffee ist noch nicht aufgesetzt, und ...«

»Nein, nein, ich bin nicht wegen des Kaffees hier«, sagt Matt. Er schweigt kurz und fügt dann hinzu: »Aber wenn du welchen aufsetzt, nehme ich gern eine Tasse.«

»Oh.« Ich sehe noch einmal auf meine Armbanduhr. »Okay, na gut.« Es dürfte nicht mehr als zwei Minuten dauern, die Bohnen zu mahlen, sie in die Kaffeemaschine zu füllen und auf den Einschaltknopf zu drücken. Ich nehme das rasch in Angriff, während ich in Gedanken all die anderen Dinge durchgehe, die ich noch erledigen muss, bevor wir aufmachen, während Matt mir in den Laden folgt und die Tür hinter sich schließt.

»Hope, ich bin gekommen, um dich zu fragen, was du jetzt tun wirst«, sagt Matt, während die Kaffeemaschine blubbert und die ersten Tropfen zischelnd in die Kanne spritzen.

Im ersten Moment frage ich mich, woher er weiß, was Mamie gesagt hat, aber dann wird mir klar, dass er von der Bäckerei spricht und davon, dass die Bank offenbar im Begriff ist, Schritte einzuleiten, um sie mir wegzunehmen. Meine Stimmung sinkt.

»Ich weiß nicht, Matt«, sage ich steif, ohne mich umzudrehen. Ich tue so, als wäre ich noch immer mit dem Kaffeekochen beschäftigt. »Ich hatte noch keine Gelegenheit, alles durchzugehen.«

Mit anderen Worten, ich bin im Zustand des Leugnens. Das ist meine übliche Vorgehensweise, wenn irgendetwas schiefgeht; ich stecke einfach den Kopf in den Sand und warte darauf, dass sich der Sturm verzieht. Manchmal tut er das. Aber meistens stehe ich am Ende nur mit Sand in den Augen da.

»Hope ...«, beginnt Matt.

Ich schüttele seufzend den Kopf. »Hör zu, Matt, falls du gekommen bist, um mich zu überreden, an diese Investoren von dir zu verkaufen – ich habe dir schon gesagt, dass ich noch nicht weiß, was ich tun soll, und ich bin nicht bereit ...«

Er schneidet mir das Wort ab. »Dir läuft die Zeit davon«, sagt er entschieden. »Wir müssen darüber reden.«

Schließlich drehe ich mich um. Er steht vorgebeugt an der Theke. »Okay«, sage ich. Meine Brust ist wie zugeschnürt.

Er schweigt einen Moment, während er einen unsichtbaren Fleck von seinem Kragenaufschlag bürstet, und räuspert sich dann. Der Geruch von Kaffee zieht jetzt durch die Luft, und da Matt mich nervös macht, drehe ich mich wieder um und schenke ihm eine Tasse ein, bevor der Kaffee fertig durchgelaufen ist. Ich rühre ihm Sahne und Zucker hinein, und er nimmt die Tasse nickend entgegen.

»Ich will versuchen, die Investoren zu überzeugen, dich zum Partner zu machen«, platzt er schließlich heraus. »Falls sie die Bäckerei übernehmen, was ich noch immer nicht weiß. Sie müssen herkommen, sich den laufenden Betrieb ansehen und deine Zahlen durchgehen. Aber ich empfehle dich ihnen.«

»Partner?«, frage ich. Ich beschließe, lieber nicht zu erwähnen, wie sehr es mich verletzt, dass mir die Möglichkeit, einen Anteil an meinem eigenen Familienunternehmen zu bekommen, wie ein Geschenk angeboten wird. »Heißt das, ich müsste das Geld aufbringen, um einen bestimmten Prozentsatz des Kaufpreises von der Bank zu übernehmen?«

»Ja und nein«, sagt er.

»Das habe ich nämlich nicht, Matt.«

»Ich weiß.«

Ich starre ihn an, während ich darauf warte, dass er fortfährt.

Er räuspert sich. »Was, wenn du dir etwas Geld von mir leihen würdest?«

Meine Augen weiten sich. »Was?«

»Es wäre eine Art Geschäftsvereinbarung, Hope«, fügt er rasch hinzu. »Ich meine, ich habe das Geld. Wir könnten zum Beispiel sagen fünfundsiebzig Prozent Eigentum für dich. Fünfundzwanzig für mich. Und du bezahlst mir jeden Monat einfach, was du eben kannst. Wir könnten einen Teil der Bäckerei in deiner Familie behalten ...«

»Das kann ich nicht«, sage ich, bevor ich auch nur die Gelegenheit hatte, es in Betracht zu ziehen. Die Bedingungen, die damit verknüpft wären, würden mir die Luft zum Atmen nehmen. Und so sehr ich die Vorstellung auch verabscheue, dass Fremde den Großteil meiner Bäckerei besitzen, ist der Gedanke noch schlimmer, auch Matt könnte als Eigentümer an ihr beteiligt sein. »Matt, das ist ein wirklich nettes Angebot, aber ich kann unmöglich ...«

»Hope, ich bitte dich nur, darüber nachzudenken.« Er spricht schnell. »Da ist gar nichts dabei. Ich habe das Geld. Ich suche sowieso nach einer Investitionsmöglichkeit, und dieser Laden ist eine Institution in der Stadt. Ich weiß, dass du das Ruder bald herumreißen wirst, und ...«

Seine Stimme verliert sich, und er sieht mich hoffnungsvoll an.

»Matt, das bedeutet mir sehr viel«, sage ich leise. »Aber ich weiß, was du da tust.«

»Was denn?«, fragt er.

»Almosen«, sage ich. Ich hole einmal tief Luft. »Du hast Mitleid mit mir. Und das weiß ich zu schätzen, Matt, wirklich. Es ist nur – ich brauche dein Mitleid nicht.«

»Aber ...«, beginnt er, doch ich schneide ihm wieder das Wort ab.

»Hör zu, ich werde allein untergehen oder schwimmen, okay?« Ich halte kurz inne und schlucke schwer, versuche zu glauben, dass ich hier das Richtige tue. »Und vielleicht werde ich ja wirklich untergehen. Vielleicht werde ich alles verlieren. Vielleicht werden die Investoren zu dem Schluss kommen, dass dieser Laden nichts wert ist.« Ich hole einmal tief Luft. »Aber wenn das passiert, dann soll es vielleicht einfach so sein.«

Seine Miene verdüstert sich. Er klopft ein paarmal mit den Fingern auf die Theke. »Weißt du, Hope, du bist anders«, bemerkt er schließlich.

»Anders?«

»Als du früher warst«, sagt er. »Damals auf der Highschool hast du dich von nichts unterkriegen lassen. Du bist immer wieder auf die Beine gekommen. Diese Eigenschaft hat mir mit am besten an dir gefallen.«

Ich sage nichts. Ich habe einen Kloß im Hals.

»Aber jetzt bist du drauf und dran aufzugeben«, fährt er einen Augenblick später fort. Er weicht meinem Blick aus. »Ich ... ich dachte einfach, du würdest das anders anpacken. Es ist, als ob du dein Leben einfach *passieren* lässt.«

Ich presse die Lippen zusammen. Ich weiß, ich sollte nichts darauf geben, was Matt denkt, aber seine Worte verletzen mich trotzdem, vor allem da ich weiß, dass er nicht absichtlich grausam ist. Er hat recht; ich *bin* anders als früher.

Er sieht mich einen langen Moment an und nickt. »Ich glaube, deine Mutter wäre enttäuscht.«

Die Worte tun weh, denn das sollen sie. Aber zugleich sind sie hilfreich, denn in dem Punkt liegt er völlig falsch. Meine Mutter hat sich nie so um die Bäckerei gekümmert wie meine

Großmutter; sie hat sie als Belastung empfunden. Vermutlich hätte sie sich gefreut, zu ihren Lebzeiten zu sehen, wie sie zugrunde geht, nur um nichts mehr damit zu tun zu haben.

»Vielleicht, Matt«, sage ich.

Er zückt seine Brieftasche und entnimmt ihr zwei Dollarscheine. Er legt sie auf die Theke.

Ich seufze. »Sei nicht albern. Der Kaffee geht aufs Haus.«

Er schüttelt den Kopf. »Ich brauche deine Almosen nicht, Hope.« Er schenkt mir ein halbes Lächeln. »Schönen Tag noch.« Er schnappt sich seinen Kaffee und geht rasch. Während ich zusehe, wie sich die Dunkelheit um seine kleiner werdende Silhouette legt, läuft mir ein Schauer über den Rücken.

Annie kommt und geht an diesem Morgen, und wieder wechselt sie kaum ein Wort mit mir, außer knapp zu fragen, ob ich schon Zeit hatte, mich nach Flügen nach Paris zu erkundigen. Um elf Uhr vormittags ist die Bäckerei leer, und ich starre durch die Schaufenster auf die sich verfärbenden Blätter in der Main Street. Eine leichte Brise geht heute, und von Zeit zu Zeit tänzeln feuerrote Eichenblätter oder Ahornblätter in einem leuchtenden Orange vorbei und erinnern mich an anmutige Vögel.

Um halb zwölf, ohne Kunden, mit nichts mehr zu tun und einem Schwung Sterntörtchen im Ofen, logge ich mich in meinen alten Laptop ein, den ich hinter der Kasse aufbewahre – ich »borge« mir das WLAN von Jessica Gregorys Geschenkboutique nebenan –, und gebe langsam *www.google.com* ein. Danach halte ich einen Augenblick inne. Wonach suche ich eigentlich? Ich kaue einen Moment auf meiner Lippe und gebe den ersten Namen von Mamies Liste ein. *Albert Picard*.

Eine Sekunde später sind die Suchergebnisse da. Es gibt einen Flughafen in Frankreich namens Albert-Picardie, aber ich nehme nicht an, dass er irgendetwas mit Mamies Liste zu tun hat. Ich lese den Wikipedia-Eintrag trotzdem, aber es ist klar, dass es sich dabei um etwas völlig anderes handelt; es ist ein Regionalflughafen, der eine Gemeinde namens Albert in der Picardie in Nordfrankreich bedient. Sackgasse.

Ich klicke zurück, um die anderen Suchergebnisse zu überfliegen. Es gibt einen Frank Albert Picard, aber das ist ein amerikanischer Rechtsanwalt, der in Michigan geboren und aufgewachsen und Anfang der Sechzigerjahre verstorben ist. Das kann nicht die Person sein, nach der sie sucht; er hat keinerlei Verbindungen nach Paris. Noch ein paar andere Albert Picards tauchen auf, als ich meine Suche um das Wort *Paris* erweitere, aber nichts scheint in die Zeit zu passen, als Mamie Anfang der Vierzigerjahre in Frankreich lebte.

Ich beiße mir auf die Unterlippe und lösche das Suchfeld. Ich gebe *Telefonbuch, Paris* ein und klicke mich durch, bis ich zu einer Seite namens *Pages Blanches* komme, die nach einem *nom* und einem *prénom* fragt. Von meinem bescheidenen Highschool-Französisch weiß ich noch, dass die Worte Nachname und Vorname bedeuten, daher gebe ich *Picard* und *Albert* ein, und in die Leerzeile, die *Où?* fragt, tippe ich *Paris*.

Ein Eintrag wird angezeigt, und mein Herz setzt einen Takt aus. Kann es wirklich so einfach sein? Ich notiere mir die Nummer, dann lösche ich *Albert* und setze stattdessen den zweiten Namen von Mamies Liste ein: *Cécile*. Es gibt acht Treffer in Paris, darunter vier Personen, die

als *C. Picard* aufgeführt sind. Ich notiere mir auch diese Nummern und wiederhole die Suche mit den restlichen Namen. *Hélène, Claude, Alain, David, Danielle*.

Als ich fertig bin, habe ich eine Liste mit fünfunddreißig Namen. Ich gehe zurück zu Google, um herauszufinden, wie ich von den Vereinigten Staaten aus nach Frankreich telefonieren kann, und notiere mir auch diese Anweisungen; dann stelle ich mir die Auslandsverbindung für den ersten Picard zusammen und greife zum Telefon.

Ich halte kurz inne, bevor ich den Hörer abnehme. Ich habe keine Ahnung, was Auslandsgespräche kosten, da ich bis jetzt noch nie eines führen musste. Aber ich bin sicher, dass sie ein kleines Vermögen kosten. Ich denke an den Scheck über eintausend Dollar, den Mamie mir ausgestellt hat, und beschließe, die Gebühren für die Auslandsgespräche davon abzuziehen und das restliche Geld wieder auf ihr Girokonto einzuzahlen. Das wird immer noch weitaus billiger sein als ein Flugticket nach Paris.

Ich werfe einen Blick zur Tür. Noch immer keine Kunden. Die Straße draußen ist leer; ein Gewitter braut sich zusammen, der Himmel verdüstert sich, und der Wind frischt auf. Ich sehe zurück zum Ofen. Noch sechsunddreißig Minuten auf der Zeitschaltuhr. Der Geruch von Zimt zieht durch die Bäckerei, während ich einmal tief Luft hole.

Ich wähle die erste Nummer. Es klickt ein paarmal in der Leitung, während die Verbindung hergestellt wird, und dann klingelt es zweimal, fast wie ein Türsummer. Am anderen Ende nimmt jemand ab.

»*Allo?*«, sagt eine Frauenstimme.

Auf einmal fällt mir ein, dass ich nicht mehr als ein paar Brocken Französisch spreche. »Äh, hallo«, sage ich nervös. »Ich suche nach den Verwandten von jemandem namens Albert Picard.«  
Schweigen am anderen Ende.

Ich zermartere mir das Gehirn nach den richtigen französischen Wörtern. »Ähm, *je chercher* Albert Picard«, versuche ich mein Glück. Ich weiß, dass es nicht ganz korrekt ist, aber ich hoffe mich verständlich zu machen.

»Hier gibt es keinen Albert Picard.« Die Frau spricht ein klares Englisch mit einem starken französischen Akzent.

Meine Stimmung sinkt. »Oh. Entschuldigung ...«

»Hier gibt es keinen Albert Picard, weil er ein dreckiger Nichtsnutz ist«, fährt die Frau in aller Ruhe fort. »Er kann einfach von keiner anderen Frau die Finger lassen. Und ich bin fertig damit.«

»Oh, das tut mir leid ...« Meine Stimme verliert sich, denn ich weiß nicht, was ich sonst sagen soll.

»Sie sind nicht zufällig eine dieser Frauen, oder?« Auf einmal klingt sie misstrauisch.

»Nein, nein«, beeile ich mich zu sagen. »Ich suche nach jemandem, den meine Großmutter einmal gekannt hat oder mit dem sie vielleicht verwandt war. Sie ist Anfang der Vierzigerjahre aus Paris weggegangen.«

Die Frau lacht. »Dieser Albert hier, der ist erst zweiunddreißig. Und sein Vater ist Jean-Marc. Das heißt, er ist nicht der Albert Picard, den Sie suchen.«

»Entschuldigung.« Ich werfe einen Blick auf meine Liste. »Kennen Sie zufällig eine Cécile Picard? Oder eine Hélène Picard? Oder einen Claude Picard? Oder ...« Ich halte kurz inne. »Oder eine Rose Durand? Oder Rose McKenna?«

»Nein«, sagt die Frau.

»Okay«, sage ich enttäuscht. »Danke für Ihre Zeit. Und ich hoffe, ähm, dass mit Ihnen und Albert alles wieder gut wird.«

Die Frau schnaubt verächtlich. »Und ich hoffe, dass er von einem Taxi überfahren wird.«

Es klickt in der Leitung, und ich halte verdutzt den Hörer in der Hand. Ich schüttele den Kopf, warte auf das Freizeichen und wähle die nächste Nummer.

Als Annie um kurz vor vier kommt, sind die Sterntörtchen abgekühlt, die Blaubeermuffins für morgen duften aus dem Ofen, und ich habe alle fünfunddreißig Namen auf meiner Liste angerufen. Zweiundzwanzig von ihnen haben abgenommen. Keiner von ihnen kannte die Leute von Mamies Liste. Zwei von ihnen haben mir vorgeschlagen, bei den Synagogen anzurufen, die Verzeichnisse ihrer Mitglieder aus jener Zeit haben könnten.

»Danke«, sagte ich verwirrt zu beiden, »aber meine Großmutter ist katholisch.«

Annie würdigt mich kaum eines Blickes, als sie ihren Rucksack hinter die Theke wirft und in die Backstube stapft. Ich seufze. Na toll. Wir werden wieder einen *dieser* Nachmittage haben.

»Ich habe die Schüsseln und Bleche schon alle abgewaschen!«, rufe ich meiner Tochter zu, während ich anfangs, Kekse aus der Vitrine zu nehmen, um in ein paar Minuten schließen zu können. »Heute war nicht viel los, da hatte ich genug Zeit dafür«, füge ich hinzu.

»Und, hast du deinen Flug nach Paris gebucht?«, fragt Annie. Sie steht im Türrahmen der Backstube, die Hände in die Hüften gestemmt. »Wenn du genug Zeit dafür hattest?«

»Nein, aber ich ...«, beginne ich, aber Annie hebt eine Hand, um mich zum Schweigen zu bringen.

»Nein? Okay. Mehr muss ich gar nicht hören«, greift sie offenkundig auf eine Ausdrucksweise ihres Vaters zurück, in einem Versuch, wie eine kleine Erwachsene zu klingen. Genau das, was ich brauche.

»Annie, du hörst mir nicht zu«, sage ich. »Ich habe die ganzen Leute ange-...«

»Hör zu, Mom, wenn du Mamie nicht helfen willst, dann weiß ich nicht, was wir noch zu bereden hätten«, sagt sie scharf.

Ich hole einmal tief Luft. Ich habe in den letzten paar Monaten einen Eiertanz um sie aufgeführt vor Sorge, wie sie mit der Scheidung zurechtkommt. Aber ich habe es satt, der Buhmann zu sein. Vor allem, wenn ich es gar nicht bin. »Annie«, sage ich mit Nachdruck. »Ich tue, was ich kann, um uns hier über Wasser zu halten. Ich verstehe ja, dass du Mamie helfen willst. Das will ich auch. Aber sie hat Alzheimer, Annie. Ihre Bitte ergibt keinen Sinn. Und wenn du mir jetzt bitte zuhörst, dann werde ich dir ...«

»Egal, Mom«, schneidet sie mir wieder das Wort ab. »Du kümmerst dich eben um niemanden.«

Sie stapft zurück in die Backstube, und ich gehe ihr nach, die Hände zu Fäusten geballt, bemüht, nicht die Beherrschung zu verlieren. »Junge Dame, du läufst mir nicht bei einem Streit einfach so weg!«

In dem Augenblick bimmelt die Ladenglocke, und als ich herumschnelle, sehe ich Gavin in verwaschenen Jeans und einem roten Flanellhemd. Er fängt meinen Blick auf und fährt sich mit einer Hand durch seine wilden braunen Locken, die, wie ich verwirrt feststelle, geschnitten werden müssen.



»Äh, störe ich bei irgendwas?«, fragt er. Er sieht auf seine Armbanduhr. »Habt ihr noch geöffnet?«

Ich zwingen mich zu einem Lächeln. »Natürlich, Gavin«, sage ich. »Komm herein. Was kann ich für dich tun?«

Er blickt unsicher, während er an die Theke tritt. »Bist du sicher?«, fragt er. »Ich kann morgen wiederkommen, wenn ...«

»Nein, nein«, unterbreche ich ihn. »Entschuldige. Annie und ich haben uns nur eben ... unterhalten.«

Gavin schweigt kurz und lächelt mich an. »Meine Mom und ich haben uns auch oft unterhalten, als ich in Annies Alter war«, sagt er leise. »Ich bin sicher, meine Mom hatte immer ihre helle Freude daran.«

Ich muss unwillkürlich lachen. In dem Augenblick kommt Annie wieder aus der Backstube zum Vorschein. »Ich habe Ihnen einen Kaffee gebracht«, erklärt sie Gavin, bevor ich irgendetwas sagen kann. »Aufs Haus«, ergänzt sie. Sie wirft mir einen Blick zu, als wollte sie mich herausfordern, ihr zu widersprechen. Sie weiß nicht, dass ich Gavin für nichts etwas berechnet habe, seit er mit den Arbeiten an unserem Cottage fertig ist.

»Na, danke schön, Annie. Das ist sehr großzügig.« Gavin nimmt den Kaffee von ihr entgegen. Ich beobachte, wie er die Augen schließt und den Duft einatmet. »O Mann, das riecht aber köstlich.«

Ich sehe ihn mit einer hochgezogenen Augenbraue an, denn ich nehme an, er weiß genauso gut wie ich, dass der Kaffee seit ungefähr zwei Stunden auf der Wärmeplatte stand und alles andere als frisch ist.

»Mr Keyes«, beginnt Annie, »Sie, na ja, helfen doch anderen Leuten und so, oder?«

Gavin blickt verdutzt. Er räuspert sich und nickt. »Na klar, Annie, ich denke schon.« Er hält kurz inne und sieht zu mir hinüber. »Und du kannst mich Gavin nennen, wenn du willst. Äh, du meinst, ich helfe anderen Leuten, weil ich Handwerker bin? Weil ich Sachen repariere?«

»Egal«, sagt sie wegwerfend. »Sie helfen anderen Leuten, weil es das Richtige ist, oder?« Gavin wirft mir noch einen Blick zu, und ich zucke mit den Schultern. »Jedenfalls«, fährt Annie fort, »wenn irgendetwas verloren gegangen ist und das jemandem einfach keine Ruhe lässt, dann würden Sie ihm doch sicher helfen wollen, es zu finden, oder?«

Gavin nickt. »Na klar, Annie«, sagt er langsam. »Niemand verliert gern etwas.« Er wirft mir noch einen Blick zu.

»Das heißt, na ja, wenn jemand Sie bitten würde, ihm zu helfen, ein paar Verwandte wiederzufinden, die er verloren hat, dann würden Sie ihm doch helfen, oder?«

»Annie«, sage ich warnend, aber sie achtet gar nicht auf mich.

»Oder würden Sie es, na ja, einfach ignorieren, wenn Sie um Hilfe gebeten werden?« Sie sieht mich scharf an.

Gavin räuspert sich wieder und sieht mich an. Ich weiß, dass ihm bewusst ist, dass er ungewollt in unseren Streit hineingezogen wurde, auch wenn er keine Ahnung hat, worum es eigentlich

geht. »Na ja, Annie«, sagt er langsam, während er wieder zu ihr zurücksieht, »ich nehme an, ich würde versuchen zu helfen, sie zu finden. Aber es kommt wirklich auf die Situation an.«

Annie dreht sich mit triumphierender Miene zu mir um. »Siehst du, Mom? Mr Keyes kümmert sich, auch wenn du es nicht tust!« Sie schnellert herum und verschwindet wieder in die Backstube. Ich schließe die Augen und höre, wie eine Metallschüssel auf die Arbeitsplatte geknallt wird. Als ich die Augen wieder aufschlage, sieht Gavin mich besorgt an. Unsere Blicke treffen sich kurz, und dann wenden wir uns beide um, als Annie wieder von hinten auftaucht.

»Mom, der Abwasch ist erledigt«, sagt sie, ohne mich anzusehen. »Ich gehe jetzt zu Dad, okay?«

»Viel Spaß«, sage ich tonlos. Sie verdreht die Augen, schnappt sich ihren Rucksack und stapft davon, ohne noch einmal zurückzusehen.

Als ich Gavin wieder in die Augen sehe, ist mir sein sorgenvoller Blick unangenehm. Ich will nicht, dass er – oder irgendjemand sonst – sich Sorgen um mich macht. »Entschuldige«, murmele ich. Ich schüttele den Kopf und versuche beschäftigt auszusehen. »Also, was kann ich dir anbieten, Gavin? Ich habe hinten ein paar Muffins, ganz frisch aus dem Ofen.«

»Hope?«, sagt er nach einer Pause. »Ist alles okay mit dir?«

»Es geht mir gut.«

»So siehst du nicht aus«, sagt er.

Ich blinzele und weiche seinem Blick weiterhin aus. »Ach nein?«

Er schüttelt den Kopf. »Es ist dein gutes Recht, aufgebracht zu sein, weißt du«, sagt er.

Ich muss ihn scharf angesehen haben, ohne es zu meinen, denn auf einmal errötet er und sagt: »Entschuldigung. Ich wollte nicht ...«

Ich hebe eine Hand. »Ich weiß«, sage ich. »Ich weiß. Hör zu, ich weiß es zu schätzen.«

Wir schweigen einen Moment, und dann sagt Gavin: »Wovon hat sie denn da eigentlich geredet? Kann ich irgendwie helfen?«

Ich lächle ihn an. »Ich weiß dein Angebot zu schätzen«, sage ich wieder. »Aber es ist nichts.«

Er blickt, als ob er mir nicht glaubt.

»Es ist eine lange Geschichte«, stelle ich klar.

Er sieht mich an. »Ich habe Zeit.«

Ich sehe auf meine Armbanduhr. »Aber du wolltest doch irgendwohin, oder?«, frage ich. »Du bist gekommen, um ein bisschen Gebäck mitzunehmen.«

»Ich hab's nicht eilig«, sagt er. »Aber ein Dutzend Kekse nehme ich gern mit. Die mit Cranberrys und weißer Schokolade. Wenn du nichts dagegen hast.«

Ich nicke und lege die restlichen Cape Codder Kekse aus der Vitrine behutsam in eine blassblaue Schachtel, auf der in weißer Schnörkelschrift *Nordstern-Bäckerei, Cape Cod* steht. Ich binde sie mit einer weißen Schleife zu und reiche sie ihm über die Theke.

»Also?«, hakt Gavin nach, während er mir die Schachtel abnimmt.

»Willst du es wirklich hören?«

»Wenn du es mir erzählen willst.«

Ich nicke. Auf einmal wird mir bewusst, dass ich wirklich gern einem anderen Erwachsenen erzählen will, was los ist. »Also, meine Großmutter hat Alzheimer«, beginne ich. Und die nächsten fünf Minuten, während ich Törtchen, Croissants, Baklava, Muffins und Halbmonde aus der Vitrine nehme und in luftdichte Behälter für das Gefrierfach oder in Schachteln für das Frauenhaus der Kirche verpacke, erzähle ich Gavin, was Mamie gestern Abend gesagt hat. Gavin hört gebannt zu, aber sein Kiefer klappt herunter, als ich ihm erzähle, wie Mamie Teile des Sterntörtchens ins Meer geworfen hat.

Kopfschüttelnd sage ich: »Ich weiß, das klingt verrückt, oder?«

Er schüttelt ebenfalls den Kopf mit einer seltsamen Miene. »Nein, überhaupt nicht. Gestern war der erste Tag von Rosch ha-Schana.«

»Okay«, sage ich langsam. »Aber was hat das mit irgendetwas zu tun?«

»Rosch ha-Schana ist das jüdische Neujahrsfest«, erklärt Gavin. »Da ist es bei uns üblich, für eine kleine Zeremonie namens *Taschlich* an ein fließendes Gewässer – oder ans Meer – zu gehen.«

»Du bist Jude?«, frage ich.

Er lächelt. »Mütterlicherseits«, sagt er. »Ich wurde sozusagen halb jüdisch, halb katholisch erzogen.«

»Oh.« Ich sehe ihn nur an. »Das habe ich nicht gewusst.«

Er sieht mich an. »Jedenfalls, das Wort *Taschlich* bedeutet im Grunde so viel wie ›wegwerfen‹.«

Auf einmal kommt mir der Ausdruck bekannt vor. »Ich glaube, meine Großmutter hat gestern Abend so etwas gesagt.«

Er nickt. »Bei dieser Zeremonie werden Krümel ins Wasser geworfen, um das Abschütteln unserer Sünden zu symbolisieren. Im Allgemeinen Brotkrümel, aber ich nehme an, Kuchenkrümel erfüllen den Zweck auch.« Er hält kurz inne und fügt dann hinzu: »Meinst du, das könnte es sein, was deine Großmutter getan hat?«

Ich schüttele den Kopf. »Das kann nicht sein«, sage ich. »Meine Großmutter ist katholisch.« Während mir die Worte über die Lippen kommen, fällt mir auf einmal wieder ein, dass zwei der Leute, die ich heute in Paris erreicht habe, mir rieten, bei Synagogen anzurufen.

Gavin zieht eine Augenbraue hoch. »Bist du sicher? Vielleicht war sie nicht immer katholisch.«

»Aber das ist doch verrückt. Wenn sie Jüdin wäre, dann wüsste ich das doch.«

»Nicht unbedingt«, meint er. »Meine Großmutter mütterlicherseits, meine Nana, hat die Schoah überlebt. Bergen-Belsen. Sie hat ihre Eltern und einen ihrer Brüder verloren. Ihretwegen habe ich mit fünfzehn angefangen, ehrenamtlich mit Überlebenden zu arbeiten. Manche von ihnen sagen, dass sie für eine Weile ihre Wurzeln aufgegeben haben. Es war schwer für sie, daran festzuhalten, was sie gewesen waren, nachdem ihnen alles genommen worden war. Vor allem für diejenigen, die als Kinder von christlichen Familien aufgenommen wurden. Aber letztendlich sind sie alle zum Judentum zurückgekehrt. Als würden sie nach Hause kommen.«

Ich starre ihn nur an. »Deine Großmutter war eine Holocaust-Überlebende?«, wiederhole ich, während ich versuche, eine ganz neue Seite von Gavin zu begreifen. »Und du hast früher mit Überlebenden gearbeitet?«

»Das tue ich noch immer. Ich arbeite einmal die Woche in dem jüdischen Pflegeheim in Chelsea.«

»Aber das ist eine zweistündige Fahrt«, sage ich.

Er lächelt. »Dort hat meine Großmutter gelebt, bis sie gestorben ist. Der Ort bedeutet mir etwas.«

»Wow.« Ich weiß nicht, was ich sonst sagen soll. »Und was machst du da? Als Ehrenamtlicher?«

»Kunstunterricht«, sagt er schlicht. »Malen. Bildhauerei. Zeichnen. So etwas. Und ich bringe ihnen Kekse.«

»Dorthin nimmst du also immer die Schachteln mit, die du hier abholst?«

Er nickt. Ich starre ihn weiterhin an. Mir wird bewusst, dass Gavin Keyes mehr Fassetten besitzt, als ich bisher an ihm wahrgenommen habe. Ich frage mich, was ich noch alles nicht mitbekommen habe. »Du machst ... Kunst?«, frage ich schließlich.

Er wendet den Blick ab, ohne zu antworten. »Hör zu, ich weiß, diese Sache mit deiner Großmutter ist vermutlich ein bisschen viel zu verkraften. Und vielleicht liege ich damit ja auch völlig falsch. Aber weißt du, manche Leute, die entkommen konnten, bevor sie in ein Konzentrationslager geschickt wurden, wurden mit gefälschten Papieren aus Europa herausgeschmuggelt, die sie als Christen auswiesen«, sagt er. »Könnte es sein, dass deine Großmutter unter einer angenommenen Identität nach Amerika ist?«

Ich schüttele prompt den Kopf. »Nein. Ausgeschlossen. Das hätte sie uns doch gesagt.« Aber es könnte, begreife ich auf einmal, erklären, warum auf der Liste, die sie uns gegeben hat, alle den Nachnamen Picard trugen, während ich immer geglaubt hatte, ihr Mädchennamen sei Durand.

Gavin kratzt sich am Kopf. »Annie hat recht, Hope. Du musst herausfinden, was mit deiner Großmutter passiert ist.«

Wir reden eine ganze Stunde lang. Gavin erklärt mir geduldig alles, was ich nicht verstehe. Wenn Mamie tatsächlich aus einer jüdischen Familie in Paris stammt, frage ich ihn, warum kann ich dann nicht einfach bei den Synagogen in Paris anrufen? Oder gibt es nicht Organisationen, die einem dabei helfen, Überlebende der Schoah ausfindig zu machen? Ich bin sicher, von solchen Einrichtungen schon einmal gehört zu haben, auch wenn ich noch nie einen Grund hatte, mich genauer mit ihnen zu befassen.

Gavin erklärt, dass solche Organisationen als erster Schritt einen Versuch wert sein könnten, aber er halte es für unwahrscheinlich, dass ich dort alle Antworten finden werde. Selbst wenn ich die Namen irgendwo auf einer Liste entdecke, werde ich dort allenfalls Geburtsdaten und Geburtsorte bekommen, vielleicht ein Deportationsdatum und, wenn ich Glück habe, den Namen des Lagers, in das sie gebracht wurden.

»Aber das wird dir nicht die ganze Geschichte erzählen«, fügt er hinzu. »Und ich denke, deine Großmutter verdient zu erfahren, was wirklich mit den Menschen passiert ist, die sie geliebt hat.«

»Falls sie überhaupt die ist, für die du sie hältst«, werfe ich ein. »Ich finde, das klingt verrückt.«

Gavin nickt. »Das kann ich dir nicht verdenken. Aber du musst hinfahren und es herausfinden.«

Ich bin nicht überzeugt, und ich wende den Blick ab, während er mir erklärt, dass die Synagogen möglicherweise bessere Unterlagen haben, dass man mich dort vielleicht an andere Überlebende verweist, die sich an die Familie Picard erinnern. Außerdem, sagt er, geben manche Verwahrer solcher Verzeichnisse nur ungern am Telefon Informationen heraus, auch wenn die Shoah siebzig Jahre her sei. Zwar habe es im Laufe der Jahre etliche Bemühungen um eine Öffnung gegeben, aber für viele Menschen, die den Krieg überlebt haben, hieße einen Namen preiszugeben immer noch, ein Leben preiszugeben.

»Außerdem«, sagt Gavin abschließend, »will deine Großmutter offenbar, dass du nach Paris fährst. Dafür muss es einen Grund geben.«

»Aber was, wenn es gar keinen Grund gibt?«, frage ich leise. »Sie ist krank, Gavin. Ihr Gedächtnis ist weg.«

Gavin schüttelt den Kopf. »Mein Opa hatte auch Alzheimer«, sagt er. »Es ist schrecklich, ich weiß. Aber ich kann mich an seine klaren Momente erinnern. Vor allem, was die Vergangenheit betraf. Und was du gesagt hast, klingt, als ob deine Großmutter völlig klar im Kopf war, als sie dir die Namen gegeben hat.«

»Ich weiß«, räume ich schließlich ein. »Ich weiß.«

Bis ich zusperre und wir hinausgehen, schwindet das Tageslicht, und das Blau des Himmels verdunkelt sich allmählich. Ich fröstele und wickele mich fester in meine Jeansjacke.

»Alles okay mit dir?« Gavin bleibt kurz stehen, bevor er sich nach links wendet. Ich kann seinen Jeep sehen, der etwa einen Block weiter in der Main Street steht.

Ich nicke. »Ja. Danke. Für alles.«

»Es ist viel zu verkraften«, sagt er. »Falls es stimmt«, fügt er als Nachgedanken hinzu, und ich weiß, dass die Worte eher für mich gedacht sind als für ihn.

Ich nicke wieder. Ich fühle mich benommen, als hätten mich die Dinge, die er mir an diesem Nachmittag erklärt hat, physisch völlig überfordert. Ich kann mich einfach nicht dazu durchringen zu glauben, dass meine Großmutter eine Vergangenheit hat, von der sie nie gesprochen hat. Andererseits muss ich zugeben, dass alles, was Gavin gesagt hat, logisch klingt. Und das erschüttert mich bis ins Mark.

»Also«, sagt Gavin, und mir wird bewusst, dass ich einfach auf der Straße gestanden und ins Nichts gestarrt habe.

Ich schüttele den Kopf, zwingte mich zu einem Lächeln und strecke die Hand aus. »Danke nochmal. Vielen Dank.«

Gavin scheint verblüfft von meiner ausgestreckten Hand, aber gleich darauf schüttelt er sie und sagt: »Gern geschehen.«

Seine Hand ist schwielig und warm, und ich brauche einen Moment länger, als ich sollte, um sie loszulassen. »Ich hoffe, die Kekse schmecken dir«, sage ich mit einem Nicken auf die Schachtel in seiner linken Hand.

Er lächelt. »Sie sind nicht für mich.«

Auf einmal bin ich verlegen. »Also, pass auf dich auf«, sage ich.

»Und du auf dich.« Und während ich ihm nachsehe, rollt ein Gefühl von Verlust aus dem Nichts heran.

Ich wälze mich die ganze Nacht hin und her, und als ich schließlich doch einschlafe, habe ich Alpträume von Menschen, die vor meiner Bäckerei auf der Straße zusammengetrieben und zu Eisenbahnwaggons abgeführt werden. In meinem Traum laufe ich durch die Menge, versuche Mamie zu finden, aber sie ist nicht da. In kaltem Schweiß gebadet, wache ich um halb drei Uhr morgens auf, und obwohl ich normalerweise erst um Viertel vor vier zur Arbeit gehe, stehe ich schon jetzt auf, schlüpfe in ein paar Anzihsachen und gehe hinaus an die frische Luft. Ich weiß, dass ich ohnehin kein Auge mehr zutun werde.

Es muss Ebbe sein, denn als ich zu meinem Wagen gehe, rieche ich das schlammige Salz von der Bucht zwei Blocks weiter. In der Stille des frühen Morgens höre ich das schwache Geräusch der Wellen, die gegen die Küste schlagen. Bevor ich mich ans Steuer setze, bleibe ich einen Augenblick stehen und atme tief ein und aus. Den Geruch von Salzwasser habe ich immer geliebt. Er erinnert mich an meine Kindheit, wenn mein Großvater nach einem Tag Fischen bei uns vorbeikam und mich in die Luft hochwarf.

»Wer ist mein Lieblingsmädchen auf der Welt?«, fragte er, während er mich im Supergirl-Stil durchs Zimmer wirbelte.

»Iiiiiich«, rief ich dann kichernd, jedes Mal aufs Neue entzückt. Selbst in dem Alter hatte ich schon begriffen, dass meine Mutter kalt und launisch sein konnte und meine Großmutter schrecklich zurückhaltend. Aber mein Großvater bedeckte mich mit Küssen, las mir Gutenachtgeschichten vor, brachte mir Fischen und Baseballspielen bei und nannte mich seinen »besten Kumpel«.

Plötzlich vermisse ich ihn schrecklich. Er würde wissen, was ich wegen Mamie tun sollte. Ich frage mich, ob er von ihren Geheimnissen wusste. Er hat es sich jedenfalls nie anmerken lassen. Ich dachte immer, die beiden hätten eine glückliche Ehe geführt. Aber kann eine Beziehung wirklich überleben, wenn sie auf Lügen fußt?

Es ist kurz nach drei, als ich die Bäckerei betrete. Mechanisch nehme ich die tiefgefrorenen Muffins, Kekse und Küchlein von gestern heraus, die in die Vitrinen der Bäckerei kommen werden, sobald sie aufgetaut sind. Dann setze ich mich hin, um eine Stunde online zu verbringen, bevor ich mit dem Backen für den Tag beginnen muss.

Ich logge mich in meinen E-Mail-Account ein und bin verblüfft, als ich eine Nachricht von Gavin sehe, um kurz nach Mitternacht an die Online-Bestelladresse der Bäckerei geschickt. Ich klicke sie an, um sie zu öffnen.

Hey, Hope,

dachte, ich schicke dir die Links der Organisationen, von denen ich dir erzählt habe. [www.yadvashem.org](http://www.yadvashem.org) und [www.jewishgen.org](http://www.jewishgen.org) sind die besten Seiten, um mit deiner

Suche zu beginnen. Danach könntest du es vielleicht noch beim Mémorial de la Shoah, der Holocaust-Gedenkstätte in Paris, versuchen. Sie haben gute Unterlagen über französische Opfer der Schoah, glaube ich. Gib mir Bescheid, wenn ich dir helfen kann.

Viel Glück,  
Gavin

Ich halte kurz inne und hole einmal tief Luft, um mir Mut zu machen, dann klicke ich den ersten Link an, der mich zu einer Datenbank mit Namen von Holocaust-Überlebenden führt. Unter dem Suchfeld steht, dass die Datenbank Unterlagen über die Hälfte der sechs Millionen Juden enthält, die im Zweiten Weltkrieg ermordet wurden. Auf einmal verkrampft sich mein Magen; sicher, ich habe die Zahl schon einmal gehört, aber jetzt klingt sie auf einmal persönlicher. *Sechs Millionen. Mein Gott.* Ich rufe mir in Erinnerung, dass Gavin sich wegen Mamie vermutlich sowieso irrt. Er muss sich irren.

Der Text auf der Hauptseite erklärt außerdem, dass Millionen von Opfern nie identifiziert wurden. Ich frage mich, wie das sein kann, sieben Jahrzehnte später. Wie können so viele Menschen für immer verloren sein?

Ich hole einmal tief Luft, gebe *Picard* und *Paris* ein und klicke auf Suchen.

Achtzehn Treffer erscheinen, und mit hämmerndem Herzen überfliege ich die Liste. Keiner der Vornamen stimmt mit einem der Namen überein, die Mamie mir gegeben hat, und ich weiß nicht, ob ich darüber erleichtert oder enttäuscht sein soll. Aber es gibt eine Annie auf der Liste; mir wird auf einmal flau im Magen. Ich klicke ihren Namen an, und erst in diesem Augenblick wird mir bewusst, dass meine Hand zittert. Ich lese den knappen Text; das Mädchen wurde im Dezember 1934 geboren, steht dort. Sie hat in Paris und Marseille gelebt und ist am 20. Juli 1943 in Auschwitz ermordet worden. Ich rechne rasch nach. Sie hat nicht einmal ihren neunten Geburtstag erlebt.

Ich muss an meine Annie denken. An ihrem neunten Geburtstag fuhren Rob und ich mit ihr und drei ihrer Freundinnen nach Boston, um im Park Plaza eine Nachmittagsparty zu feiern. Sie hatten sich wie Prinzessinnen herausgeputzt und kicherten über die kleinen Teesandwiches, bei denen die Kruste abgeschnitten war. Das Foto, das ich damals von Annie aufgenommen habe – in ihrem hellrosa Kleidchen, mit offenen langen Haaren, während sie die Kerze auf einem rosa Törtchen ausbläst –, ist noch immer eines meiner Lieblingsbilder von ihr.

Aber die kleine Annie Picard aus Paris konnte nie ihren neunten Geburtstag feiern. Sie konnte nie zu einem Teenager heranwachsen, mit ihrer Mutter über Make-up streiten, sich den Kopf über ihre Hausaufgaben zerbrechen, sich verlieben oder lange genug leben, um herauszufinden, wer sie wirklich sein wollte.

Plötzlich wird mir bewusst, dass ich weine. Ich bin mir nicht sicher, wann ich damit angefangen habe. Ich schließe die Webseite rasch, wische mir die Augen und gehe weg. Ich muss eine Viertelstunde in der Backstube auf und ab laufen, bis die Tränen versiegen.



Danach sitze ich noch einmal dreißig Minuten da und klicke mich durch die erste Webseite, die Gavin mir geschickt hat, entsetzt von fast allem, was ich finde. Ich kann mich erinnern, dass wir das Tagebuch der Anne Frank in der Schule gelesen und den Holocaust im Geschichtsunterricht behandelt haben, aber als Erwachsene darüber zu lesen berührt mich doch auf eine völlig andere Weise.

Die schwindelerregenden Zahlen und Fakten verschwimmen vor meinen Augen. Zweihunderttausend Juden lebten 1939 in Paris, als der Krieg ausbrach. Fünfzigtausend von ihnen wurden ermordet. Die Nazis begannen im Mai 1941, Pariser Juden zu verhaften, als sie 3700 Männer zusammentrieben und in Internierungslager schickten. Im Juni 1942 wurden alle Juden in Paris gezwungen, den gelben Davidstern mit der Aufschrift *juif*, dem französischen Wort für *Jude*, zu tragen. Einen Monat später, am 16. Juli 1942, gab es eine massive Razzia gegen fast dreizehntausend – hauptsächlich im Ausland geborene – Juden, die in eine Radsporthalle namens *Vélodrome d’Hiver* gebracht und wenig später nach Auschwitz deportiert wurden. Ab 1943 gingen die Nazis dann in Waisenhäuser, Altersheime und Krankenhäuser, um auch noch die Wehrlosesten zu verhaften. Bei dem Gedanken dreht sich mir der Magen um.

Ich gebe den Namen *Picard* bei der zweiten Datenbank ein, die Gavin mir geschickt hat. Ich stoße auf drei überlebende Picards, die in einer Münchener Zeitung aufgelistet sind, und drei weitere – darunter noch eine Annie Picard –, die offenbar in Italien wohnen. Wieder drei Picards stehen auf der Todesliste des Konzentrationslagers Mauthausen in Österreich, elf weitere unter Dachau in Deutschland; siebenunddreißig Picards auf einer Liste mit 7346 französischen weiblichen Deportierten, die ermordet wurden. Erneut finde ich die achtjährige Annie Picard auf dieser Liste, und die Tränen kommen wieder. Mein Blick ist so verschwommen, dass ich es fast übersehe, als zwei bekannte Namen auf dem Bildschirm erscheinen. Cécile Picard – der zweite Name auf Mamies Liste – und Danielle Picard – der letzte.

Mit hämmerndem Herzen lese ich die Details zu dem ersten Namen.

*Cécile Picard, geboren als Cécile Pachcinski am 30. Mai 1901 in Krakau, Polen. Aus Paris, Frankreich. Deportiert nach Auschwitz 1942. Gestorben im Herbst 1942.*

Ich schlucke ein paarmal schwer. Cécile Picard muss einundvierzig gewesen sein, als sie starb. Nur fünf Jahre älter, als ich jetzt bin. Mamie ist 1925 geboren, sodass sie 1942 siebzehn gewesen sein muss. Könnte Cécile ihre Mutter gewesen sein? Meine Urgroßmutter? Wenn das stimmt, wie kommt es dann, dass wir nie darüber gesprochen haben?

Ich blinzele ein paarmal, und als ich die Details über Danielle lese, bleibt mir das Herz im Hals stecken.

*Danielle Picard, geboren am 4. April 1937. Aus Paris, Frankreich. Deportiert nach Auschwitz. Gestorben 1942.*

Sie war erst fünf.

Ich schließe die Augen und versuche, wieder gleichmäßig zu atmen. Einen Augenblick später gebe ich die dritte Organisation, die Gavin vorgeschlagen hat, bei Google ein, das *Mémorial de la Shoah*. Ich klicke den Link an und gebe den ersten Namen von Mamies Liste, Albert Picard, in das Suchfeld ein. Meine Augen weiten sich, als ich ihn finde.

*Monsieur Albert PICARD, né le 26/03/1897. Déporté à Auschwitz par le convoi n° 58 au départ de Drancy le 31/07/1942. De profession médecin.*

Mit der *Copy & Paste*-Funktion gebe ich den Eintrag rasch in eine Online-Übersetzungshilfe ein und starre auf das Ergebnis. *Albert Picard, geboren am 26. März 1897. Deportiert nach Auschwitz mit Transport Nummer 58 aus Drancy am 31. Juli 1942. Von Beruf Arzt.*

Benommen gebe ich die anderen Namen der Familie ein. Es wird nicht erwähnt, was mit ihnen passiert ist, nur die Daten ihrer Deportation. Sie wurden alle Ende Juli 1942 mit Transport 57 oder 58 nach Auschwitz gebracht. Ich finde alle Namen bis auf den von Alain, der nach Mamies Liste elf gewesen sein muss, als offenbar seine ganze Familie abgeholt wurde. Ich starre entsetzt auf den Bildschirm.

Ich werfe einen Blick auf die Uhr. Bei uns ist es halb sechs Uhr morgens. In Frankreich ist es sechs Stunden später, was bedeutet, dass das Büro der Gedenkstätte jetzt besetzt sein dürfte. Ich hole einmal tief Luft und versuche, nicht an meine Telefonrechnung zu denken, während ich die Nummer auf dem Bildschirm wähle.

Beim sechsten Klingeln schaltet sich ein Anrufbeantworter mit einer französischen Ansage ein. Ich lege auf und wähle noch einmal, aber wieder springt der Anrufbeantworter an. Ich sehe noch einmal auf die Uhr. Sie müssten um die Zeit eigentlich geöffnet haben. Ich wähle ein drittes Mal, und nach langem Klingeln antwortet eine Frau auf Französisch.

»Hallo«, sage ich, während ich erleichtert ausatme. »Ich rufe aus Amerika an, und es tut mir leid, aber ich spreche fast kein Französisch.«

Die Frau schaltet sofort auf ein stark akzentuiertes Englisch um. »Wir haben geschlossen«, sagt sie. »Es ist Samstag. Wir haben jeden Samstag geschlossen. Wegen des Sabbats. Ich bin nur hier, um ein paar Recherchen abzuschließen.«

»Oh«, sage ich mit sinkendem Mut. »Es tut mir leid. Das war mir nicht bewusst.« Ich halte kurz inne und frage mit leiser Stimme: »Wäre es Ihnen möglich, mir rasch eine Frage zu beantworten?«

»Das ist bei uns nicht üblich.« Ihr Tonfall ist entschieden.

»Bitte«, sage ich leise. »Ich versuche jemanden zu finden. Bitte.«

Sie schweigt einen Moment, und dann seufzt sie. »Na schön. Aber schnell.«

Hastig erkläre ich ihr, dass ich nach Leuten suche, bei denen es sich um die Familie meiner Großmutter handeln könnte, und dass ich einige ihrer Namen gefunden habe, einer jedoch fehlt. Sie seufzt noch einmal und erklärt mir dann, dass die Gedenkstätte mit die besten Unterlagen in Europa hat, da die Deportationen von der französischen Polizei, die sie durchgeführt hat, genauestens dokumentiert wurden.

»In ganz Europa«, sagt sie, »fehlt ungefähr die Hälfte der Unterlagen. Aber in Frankreich kennen wir den Namen von fast jedem Menschen, der aus unserem Land deportiert wurde.«

»Aber wie kann ich herausfinden, was nach den Deportationen mit ihnen passiert ist?«, frage ich.

»In vielen Fällen kann man das leider nicht«, sagt sie. »*Mais*, nun ja, in manchen Fällen kann man es doch. Wir haben hier die schriftlichen Unterlagen, die Erhebungen der Volkszählung und

ein paar andere Dinge. Auf einigen der Deportationskarten ist vermerkt, was mit den Menschen passiert ist.«

»Und wie sieht es damit aus, Alain zu finden? Den Namen, der nicht in Ihrer Datenbank steht?«

»Das ist schon schwieriger«, sagt sie. »Wenn er nicht deportiert wurde, dann haben wir vermutlich keine Unterlagen über ihn. Aber Sie können gern herkommen und unsere Unterlagen durchsehen. Es gibt hier einen Bibliothekar, der Ihnen dabei helfen wird. Vielleicht werden Sie ihn ja finden.«

»Nach Paris kommen?«, frage ich.

»Oui«, sagt sie. »Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

»Danke«, murmele ich. »*Merci beaucoup*.«

»*De rien*«, erwidert sie. »Dann werden wir Sie vielleicht bald sehen?«

Ich zögere nur einen Moment. »Ja, vielleicht werden Sie mich bald sehen.«

Ich bin so erschüttert von den Ergebnissen meiner Suche – und von dem Gespräch mit der Frau in der Gedenkstätte –, dass ich spät dran bin, die Sterntörtchen in den Ofen zu schieben und die Mandel-Rosen-Törtchen vorzubereiten. Das sieht mir gar nicht ähnlich; die strenge Einhaltung meiner Morgenroutine hilft mir an den meisten Tagen, nicht den Verstand zu verlieren. Und daher bin ich, als der Wecker in der Backstube schrillt und mich erinnert, dass es sechs Uhr und an der Zeit ist, die Ladentür aufzuschließen, ungewohnt durcheinander.

Ich laufe rasch nach vorn – und sehe zu meiner Verblüffung Gavin geduldig vor der Tür stehen. Als er mich durch die Scheibe sieht, lächelt er und hebt eine Hand zum Gruß. Ich sperre die Tür auf. »Warum hast du denn nicht geklopft?«, frage ich, während ich die Tür aufdrücke. »Ich hätte dich doch hereingelassen.«

Er folgt mir in den Laden und sieht zu, wie ich das »Geöffnet«-Schild umklappe. »Ich stehe noch nicht lange da«, sagt er. »Außerdem machst du um sechs auf. Es erschien mir nicht richtig, dich vorher zu stören.«

Ich fordere ihn mit einer Handbewegung auf, mir zu folgen. »Ich habe Törtchen im Ofen. Entschuldige, ich bin heute ein bisschen spät dran. Kaffee?«

»Gern«, sagt er.

Er bleibt an der Theke stehen, und ich fordere ihn noch einmal auf, mir nach hinten in die Backstube zu folgen. »Kann ich dir bei irgendwas helfen?« Er krempelt die Ärmel hoch, als wäre er schon bereit loszulegen.

Ich schüttele lächelnd den Kopf. »Nein, schon gut«, sage ich. »Es sei denn, du kannst die Uhr zurückdrehen, damit ich wieder im Zeitplan bin.«

Ich mahle eine Tasse Kaffeebohnen, und als ich mich umdrehe, sehe ich verblüfft, wie Gavin Wasser in die Kaffeemaschine füllt und eine Tüte in den Filter steckt, ganz als wäre er hier zu Hause.

»Danke«, sage ich.

»Harter Morgen?«

»Seltsamer Morgen. Ich habe deine E-Mail bekommen. Danke.«

»War es hilfreich?«

Ich nicke. »Ich war eine ganze Weile auf diesen Webseiten.«

»Und?«

»Und ich habe von der Liste meiner Großmutter alle Namen bis auf einen gefunden.« Ich schütte das Kaffeepulver in den Filter, und Gavin schaltet die Maschine ein. Wir schweigen einen Moment, während die Maschine zu blubbern und zu zischen beginnt. »Alain konnte ich nicht finden. Aber die anderen wurden alle deportiert. 1942. Die Jüngste war gerade mal fünf. Die Mutter war nicht viel älter, als ich heute bin.«

Ich hole einmal tief Luft, und dabei spüre ich ein Zittern in meiner Brust. »Ich bin noch immer nicht überzeugt, dass es wirklich die Familie meiner Großmutter ist.«

»Warum nicht?«

Auf einmal bin ich verlegen und weiche seinem Blick aus. »Ich weiß nicht. Das würde alles ändern.«

»Was würde es ändern?«

»Wer meine Großmutter ist.«

»Eigentlich nicht.«

»Es ändert, wer ich bin«, füge ich leise hinzu.

»Tut es das?«

»Dadurch wäre ich zur Hälfte jüdisch. Oder zu einem Viertel, nehme ich an.«

»Nein«, sagt Gavin. »Es würde nur heißen, dass du dieses Stück ihrer Vergangenheit die ganze Zeit in dir hattest. Es würde heißen, dass du schon immer zu einem Viertel jüdisch gewesen bist. Es würde nichts daran ändern, wer du wirklich bist.«

Auf einmal fühle ich mich, als würde ich mit einem Therapeuten reden, und das gefällt mir nicht. »Wie auch immer«, sage ich. Die Kaffeekanne ist erst halb voll, aber ich schnappe sie mir trotzdem, um Gavin eine Tasse einzuschenken, während ich das Thema wechsle. »Du bist heute Morgen früher dran als sonst.«

Sobald mir die Worte über die Lippen kommen, wird mir bewusst, dass es klingt, als überwachte ich ihn. Meine Wangen beginnen zu glühen, aber Gavin scheint es nicht zu bemerken.

»Ich konnte nicht schlafen. Und ich wollte gern erfahren, wie deine Suche vorankommt.«

Ich nehme das mit einem Nicken zur Kenntnis, während ich mir selbst eine Tasse Kaffee einschenke.

»Wirst du nach Paris fahren?«, fragt Gavin.

»Gavin, ich kann nicht.«

Die Zeitschaltuhr geht los, und ich spüre Gavins Blick auf mir, während ich die Ofenhandschuhe überstreife und zwei Bleche mit Sterntörtchen aus dem Ofen nehme. Ich schalte die Temperatur um fünfundzwanzig Grad zurück für die Croissants, die ich bereits ausgerollt und geformt habe, dann gehe ich nach vorn in den Verkaufsraum, um zu sehen, ob irgendjemand in die Bäckerei gekommen ist, ohne dass ich die Türglocke gehört habe. Der Laden ist leer. Gavin wartet, bis ich die Croissants in den Ofen geschoben habe, bevor er wieder das Wort ergreift.

»Warum kannst du nicht fahren?«, fragt er.

Ich beiße mir auf die Lippe. »Ich kann es mir nicht leisten, die Bäckerei für ein paar Tage zu schließen.«

Gavin nimmt das zur Kenntnis, und ich werfe verstohlen einen Blick auf ihn, um zu sehen, ob er mich verurteilt. Auf seinem Gesicht ist nichts davon zu erkennen. »Okay«, sagt er langsam. Mir wird bewusst, dass er gar nicht gefragt hat, warum, und ich bin froh darüber. Ich will meine Situation niemandem erklären müssen.

»Kann nicht jemand anders sie ein paar Tage für dich führen?«, fragt er einen Augenblick später.

Ich lache, und mir fällt auf, wie bitter es klingt. »Wer denn? Annie ist, streng genommen, noch nicht einmal alt genug, um hier zu arbeiten. Und ich habe nicht das Geld, um jemanden einzustellen.«

Gavin blickt nachdenklich. »Du hast doch sicher Freunde, die einspringen können.«

»Nein«, sage ich, »habe ich nicht.« *Noch einer der vielen Misserfolge in meinem Leben*, ergänze ich im Stillen.

Wir werden vom Bimmeln der Türglocke unterbrochen, und ich gehe hinaus, um meine erste Kundin des Tages zu bedienen. Es ist Marcie Golgoski, die die Stadtbibliothek leitet, seit ich ein kleines Mädchen war. Während ich ihr einen Becher Kaffee zum Mitnehmen einschenke und einen Blaubeermuffin – ihre übliche Wahl – einpacke, hoffe ich, dass Gavin in der Backstube bleibt. Ich weiß, wie es für sie aussehen wird, wenn er dort hinten bei mir ist, und ich will nicht, dass irgendjemand in der Stadt Mutmaßungen über mein Privatleben anstellt. So gern ich auch hier lebe, diese Stadt ist so geschwätzig wie eine Highschool.

Die Zeitschaltuhr am Ofen geht in dem Moment los, als ich Marcies Betrag in die Kasse eintippe, und nachdem sie gegangen ist, eile ich rasch zurück in die Backstube, voller Angst, ich könnte die Croissants ein bisschen zu lange gebacken haben. Ich sehe verblüfft, wie Gavin das Blech mit den Croissants sanft auf ein Abkühlgitter stellt.

»Danke«, sage ich.

Er nickt und streift die Ofenhandschuhe ab. »Ich muss los«, sagt er. »Aber du täuschst dich.«

»Worin?«, frage ich, denn wenn ich ganz ehrlich zu mir bin, gibt es sicher vieles, worin ich mich täusche.

»Dass du keine Freunde hast«, sagt er. »Du hast mich.«

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, daher sage ich nichts. Aber mein Herz rast auf einmal, und ich spüre, wie mir die Hitze in die Wangen steigt.

»Ich weiß, du denkst, ich bin nur der Typ, der Rohre und so repariert«, fährt er nach einer kurzen Pause fort.

Mein Gesicht beginnt zu glühen. »Ich bin ein einziges Chaos«, sage ich schließlich. »Warum solltest du mein Freund sein wollen?«

»Aus demselben Grund, aus dem jeder jemand's Freund sein will«, sagt Gavin. »Weil ich dich mag.«

Ich starre ihm nach, während er zur Tür hinaus verschwindet.

Annie ist verblüffend freundlich, als sie am Nachmittag kommt. Sie scheint so gut gelaunt, dass ich die Internet-Recherche, die ich durchgeführt habe, oder meinen inneren Konflikt bezüglich Paris nicht zur Sprache bringe, da ich den Gedanken an einen neuerlichen Streit nicht ertragen kann. Sie wird heute Abend wieder zu ihrem Vater gehen. Während wir nach Ladenschluss nebeneinander in der Backstube das Geschirr abspülen, unterbricht sie unser geselliges Schweigen mit einer Frage.

»Gehst du jetzt eigentlich mit Matt Hines oder so?«

Ich schüttele entschieden den Kopf. »Nein. Absolut nicht.«

Annie blickt skeptisch. »Ich glaube nicht, dass er das weiß.«

»Warum sagst du das?«

»So, wie er dich ansieht«, sagt sie. »Und mit dir redet. Ganz besitzergreifend. Als ob du seine Freundin wärst.«

Ich verdrehe die Augen. »Na ja, ich bin sicher, er wird schon noch darauf kommen, dass ich das nicht bin.«

»Wieso gehst du eigentlich nie mit irgendwem aus?«, fragt Annie nach einer Pause, und so, wie sie in die Küchenspüle starrt, anstatt mir in die Augen zu sehen, habe ich das Gefühl, dass ihr das Thema unangenehm ist. Ich frage mich, warum sie es dann zur Sprache bringt.

»Dein Dad und ich sind noch nicht lange geschieden«, erwidere ich.

Annie sieht mich seltsam an. »Heißt das, du willst wieder mit Dad zusammenkommen oder so?«

»Nein!«, sage ich prompt, denn das ist es überhaupt nicht. »Nein, ich denke, es ist nur so, dass ich nicht damit gerechnet habe, wieder Single zu sein. Außerdem kommst du für mich jetzt an erster Stelle, Annie.« Ich halte kurz inne und frage dann: »Warum?«

»Nur so«, beeilt sich Annie zu sagen. Sie schweigt einen Moment. Ich kenne sie gut genug, um zu wissen, dass sie, wenn ich sie nicht bedränge, von selbst sagen wird, was ihr durch den Kopf geht – oder zumindest eine Version davon. »Es ist nur irgendwie seltsam.«

»Was ist seltsam?«

»Dass du keinen Freund oder so hast.«

»Ich finde das nicht seltsam, Annie«, sage ich. »Nicht jeder muss eine Paarbeziehung haben.« Ich will nicht, dass Annie zu einem dieser Mädchen heranwächst, die sich ohne Beziehung unvollkommen fühlen. Bis jetzt bin ich noch nie auf die Idee gekommen, dass ihr solche Gedanken durch den Kopf geistern könnten.

»Dad hat eine Paarbeziehung«, murmelt sie. Wieder starrt sie direkt in die Küchenspüle, und im ersten Moment bin ich mir nicht sicher, was mich mehr schmerzt – die plötzliche Erkenntnis, dass Rob so schnell mit mir abgeschlossen hat, oder die Tatsache, dass Annie das sichtlich zu schaffen macht. Wie auch immer, ich fühle mich, als hätte mir jemand mit der Faust in den Magen geschlagen.

»Ach ja?«, frage ich so gelassen wie möglich. »Und wie findest du das?«

»Es ist schon okay.«

Ich sage nichts, warte darauf, dass sie fortfährt.

Sie bricht wieder das Schweigen. »Sie ist ständig da, weißt du. Seine Freundin. Oder was auch immer.«

»Du hast sie noch nie erwähnt.«

Annie zuckt die Schultern und murmelt: »Ich dachte, dann würdest du dich schlecht fühlen.«

Ich blinzele ein paarmal. »Darüber musst du dir nicht den Kopf zerbrechen, Annie. Du kannst mir alles sagen.«

Sie nickt, und ich kann sehen, dass sie mich von der Seite mustert. Ich tue, als wäre ich in den Abwasch vertieft. »Wie heißt sie denn?«, frage ich beiläufig.

»Sunshine«, murmelt sie.

»*Sunshine*?« Ich halte mitten in der Arbeit inne und starre sie an. »Dein Dad geht mit einer Frau namens Sunshine?«

Annie bringt zum ersten Mal ein Lächeln zustande. »Ganz schön bescheuerter Name«, pflichtet sie mir bei.

Ich pruste und schrubbe weiter ein Backblech. »Und, magst du sie?«, frage ich nach einer Weile zögernd.

Annie zuckt mit den Schultern. Sie dreht ihren Wasserhahn zu, schnappt sich ein Handtuch und beginnt, eine Edelstahlschüssel abzutrocknen. »Kann sein.«

»Ist sie nett zu dir?«, versuche ich es noch einmal, denn ich habe das Gefühl, dass ich hier irgendetwas nicht mitbekomme.

»Kann sein«, wiederholt sie. »Jedenfalls, ich bin froh, dass du mit niemandem gehst, Mom.«

Ich nicke und versuche es mit ein bisschen Humor. »Na ja, die Männer, die noch zu haben sind, rennen mir nicht unbedingt die Türen ein.«

Annie blickt verwirrt, als hätte sie den selbstironischen Seitenhieb nicht verstanden. »Jedenfalls«, sagt sie, »es ist besser, wenn wir eine Familie sind. Ohne Fremde.«

Ich widerstehe dem Drang, ihr recht zu geben, denn das wäre egoistisch von mir. Aber ich soll doch das Richtige tun, oder? Und das Richtige ist hier, ihr verstehen zu helfen, dass ihr Vater und ich unser Leben letztendlich getrennt weiterleben müssen. »Wir können immer noch eine Familie sein, Annie«, sage ich. »Dass dein Dad eine Freundin hat, ändert nichts an seinen Gefühlen für dich.«

Annie sieht mich mit zusammengekniffenen Augen an. »Egal.«

»Schatz, dein Vater und ich lieben dich beide sehr«, sage ich. »Daran wird sich nie etwas ändern.«

»Egal«, sagt sie noch einmal. Sie stellt die Rührschüssel auf den Abtropfständer. »Kann ich jetzt gehen? Ich habe heute viele Hausaufgaben.«

Ich nicke langsam und sehe zu, wie sie ihre Schürze abnimmt und sorgfältig an den Haken neben dem großen Kühlschrank hängt. »Schatz?«, wage ich mich vor. »Alles okay mit dir?«

Sie nickt. Sie schnappt sich ihren Rucksack und kommt durch die Küche, um mir einen raschen, unerwarteten Kuss auf die Wange zu geben. »Ich habe dich lieb, Mom.«

»Ich dich auch, Schatz. Bist du sicher, dass alles okay ist?«

»Ja, Mom.« Ihr gereizter Ton ist wieder da, und sie verdreht die Augen.

Sie ist fort, bevor ich noch etwas sagen kann.

An diesem Abend besuche ich Mamie, nachdem ich die Bäckerei zugesperrt habe. Auf der Fahrt zu ihr rumort in meinem Inneren eine Mischung aus Beklommenheit, Traurigkeit und Angst, die ich nicht ganz begreifen kann. Binnen eines Jahres bin ich zur geschiedenen Besitzerin einer schlecht laufenden Bäckerei geworden, die von ihrer Tochter gehasst wird. Jetzt könnte ich auch noch jüdisch sein. Es ist, als ob ich nicht mehr weiß, wer ich bin.

Meine Großmutter sitzt am Fenster und starrt nach Osten hinaus, als ich die Tür öffne und eintrete.

»Oh, Liebes!«, sagt sie, während sie sich umdreht. »Ich habe dich gar nicht klopfen hören!«

»Hi, Mamie«, begrüße ich sie. Ich durchquere das Zimmer, küsse sie auf die Wange und setze mich neben sie. »Weißt du, wer ich bin?«, frage ich zögernd, denn der Verlauf dieses Gesprächs wird davon abhängen, wie klar im Kopf sie ist.

Sie blinzelt. »Natürlich, Liebes«, sagt sie. »Du bist meine Enkelin. Hope.«

Ich seufze erleichtert auf. »So ist es.«

»Das ist eine dumme Frage«, sagt sie.

Ich seufze. »Du hast recht. Dumme Frage.«

»Und, wie geht es dir, Liebes?«

»Danke, gut«, sage ich. Ich überlege, wie ich die Dinge, die ich wissen muss, zur Sprache bringen soll. »Ich habe über das nachgedacht, was du mir an dem Abend neulich erzählt hast, und ich habe da noch ein paar Fragen.«

»An dem Abend neulich?«, fragt Mamie. Sie neigt seitlich den Kopf und starrt mich an.

»Über deine Familie«, sage ich sanft.

Irgendetwas flackert in ihren Augen auf, und ihre knotigen Finger sind auf einmal in Bewegung und kneten die Troddeln an den Enden ihres Schals.

»An dem Abend neulich am Strand«, fahre ich fort.

Sie starrt mich an. »Wir waren nicht am Strand. Es ist Herbst.«

Ich hole einmal tief Luft. »Du hast Annie und mich gebeten, mit dir an den Strand zu fahren. Du hast uns ein paar Dinge erzählt.«

Mamie blickt noch verwirrter. »Annie?«

»Meine Tochter«, erinnere ich sie. »Deine Urenkelin.«

»Ich weiß doch, wer Annie ist!«, fährt sie mich an. Dann wendet sie den Blick von mir ab.

»Ich muss dich etwas fragen, Mamie«, sage ich nach einer kurzen Pause. »Es ist sehr wichtig.«

Sie starrt wieder aus dem Fenster, und im ersten Augenblick denke ich, dass sie mich gar nicht gehört hat. Aber schließlich sagt sie: »Ja.«

»Mamie«, sage ich langsam, wobei ich jede Silbe deutlich ausspreche, sodass sie mich nicht falsch verstehen kann. »Ich muss wissen, ob du jüdisch bist.«

Sie reißt den Kopf so schnell zu mir herum, dass ich auf meinem Stuhl erschrocken zurückweiche. Ihr Blick durchbohrt mich, und sie schüttelt heftig den Kopf. »Wer hat dir das denn erzählt?«, fragt sie mit scharfer, strenger Stimme.



Ich wundere mich, dass meine Stimmung ein wenig sinkt. So schwer es mir auch fällt, Gavins Worten zu glauben, wird mir doch klar, dass ich die Möglichkeit in Betracht gezogen habe.

»N-niemand«, sage ich. »Ich dachte nur ...«

»Wenn ich Jüdin wäre, dann würde ich den Stern tragen«, fährt meine Großmutter zornig fort. »Das verlangt das Gesetz. Und Sie sehen keinen gelben Stern an mir, oder? Erheben Sie keine Anschuldigungen, die Sie nicht beweisen können. Ich fahre nach Amerika, um meinen Onkel zu besuchen.«

Ich starre sie an. Ihr Gesicht ist rot angelaufen, und ihre Augen flackern. »Mamie, ich bin's«, sage ich sanft. »Hope.«

Aber sie scheint mich gar nicht zu hören. »Belästigen Sie mich nicht, sonst werde ich Sie anzeigen«, sagt sie. »Nur weil ich allein bin, können Sie mich noch lange nicht ausnutzen.«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, Mamie, ich würde dich niemals ...«

Sie schneidet mir das Wort ab. »Und wenn Sie mich jetzt entschuldigen.« Ich sehe mit offenem Mund zu, wie sie erstaunlich behände aufsteht und rasch auf ihr Schlafzimmer zugeht. Sie knallt die Tür hinter sich zu.

Ich stehe auf und haste ihr einen Schritt nach, aber dann bleibe ich wie angewurzelt stehen. Ich weiß nicht, was ich sagen oder tun soll. Es tut mir entsetzlich leid, dass ich sie aus der Fassung gebracht habe. Die Heftigkeit ihrer Reaktion verwirrt mich.

Einige Augenblicke später gehe ich ihr nach und klopfe leicht an ihre Tür. Ich kann hören, wie sie vom Bett aufsteht, wie die Sprungfedern ihrer alten Matratze wie zum Protest knarren. Sie öffnet die Tür und lächelt mich an. »Hallo, Liebes«, sagt sie. »Ich habe dich gar nicht hereinkommen hören. Verzeih mir. Ich habe nur eben meinen Lippenstift nachgezogen.«

Und tatsächlich hat sie einen frischen, burgunderroten Lippenstift aufgetragen. Ich sehe sie einen Moment an. »Geht es dir gut?«, frage ich zögernd.

»Natürlich, Liebes«, sagt sie fröhlich.

Ich hole einmal tief Luft. Sie scheint keine Erinnerung an ihren Ausbruch vor ein paar Sekunden zu haben. Diesmal ergreife ich ihre Hände. Ich brauche eine Antwort.

»Mamie, sieh mich an«, sage ich. »Ich bin deine Enkelin, Hope. Erinnerst du dich?«

»Natürlich erinnere ich mich. Sei nicht albern.«

Ich halte ihre Hände fest umklammert. »Hör zu, Mamie, ich werde dir nicht wehtun. Ich liebe dich über alles. Aber ich muss wissen, ob deine Familie jüdisch war.«

Ihre Augen flackern wieder, aber diesmal halte ich meine Großmutter fest und Sorge dafür, dass sie nicht wegsieht. »Mamie, ich bin's«, sage ich. Ich spüre, wie sich ihre Hände fest um meine legen. »Ich versuche nicht, dir wehzutun. Aber du musst mir antworten.«

Sie starrt mich noch einen Augenblick an, dann löst sie sich von mir. Ich folge ihr, während sie wieder zum Fenster im Wohnzimmer geht. Ich fange schon an zu glauben, dass sie meine Frage vergessen hat, als sie schließlich mit einer Stimme, die kaum mehr als ein Flüstern ist, zu sprechen beginnt.

»Gott ist überall, Liebes«, sagt sie. »Man kann ihn nicht durch eine einzige Religion definieren. Weißt du das denn nicht?«

Ich lege ihr eine Hand auf den Rücken und fasse neuen Mut, als sie nicht zusammenzuckt. Sie starrt an den austernfarbenen Himmel, während das Blau allmählich im Horizont versinkt.

»Egal, was wir von Gott halten«, fährt sie in demselben sanften, gelassenen Ton fort, »wir leben alle unter demselben Himmel.«

Ich zögere. »Diese Namen, die du mir gegeben hast, Mamie«, sage ich leise. »Die Picards. War das deine Familie? Wurden sie im Zweiten Weltkrieg verschleppt?«

Sie gibt keine Antwort. Sie starrt noch immer aus dem Fenster. Einen Augenblick später versuche ich es noch einmal. »Mamie, war deine Familie jüdisch? Bist du jüdisch?«

»Ja, natürlich«, sagt sie, und ich bin so verdutzt darüber, wie prompt ihre Antwort kommt, dass ich einen Schritt zurückweiche.

»Wirklich?«, frage ich.

Sie nickt. Schließlich wendet sie sich zu mir um. »Ja, ich bin jüdisch«, sagt sie. »Aber ich bin auch katholisch.« Sie schweigt kurz und ergänzt dann: »Und auch muslimisch.« Meine Stimmung sinkt. Einen Augenblick lang hatte ich gedacht, sie würde mit klarem Verstand sprechen.

»Mamie, was meinst du damit?«, frage ich, bemüht, das Zittern in meiner Stimme zu unterdrücken. »Du bist doch keine Muslimin.«

»Das ist doch alles dasselbe, oder? Die Menschheit hat die Unterschiede geschaffen. Das heißt nicht, dass es nicht derselbe Gott ist.« Sie wendet sich wieder zum Fenster um. »Der Stern«, murmelt sie einen Augenblick später, und ich folge ihrem Blick zu dem ersten winzigen Lichtpunkt vor der untergehenden Sonne. Einen Moment lang sehe ich mit ihr zusammen dorthin, versuche zu sehen, was sie sieht, versuche zu verstehen, was sie veranlasst, jeden Abend an diesem Fenster zu sitzen und nach etwas zu suchen, das sie offenbar nie findet. Nach einer langen Weile wendet sie sich lächelnd zu mir um.

»Meine Tochter Josephine wird mich bald einmal besuchen kommen«, sagt sie zu mir. »Sie sollten sie kennenlernen. Sie werden sie mögen.«

Ich schüttele den Kopf und sehe zu Boden. Ich entscheide, ihr nicht zu sagen, dass meine Mutter vor langer Zeit gestorben ist. »Bestimmt«, murmele ich.

»Ich denke, ich werde mich jetzt ausruhen«, sagt sie. Sie sieht mich ohne einen Schimmer des Erkennens an. »Danke fürs Kommen. Ich habe mich über Ihren Besuch gefreut. Ich werde Sie jetzt zur Tür bringen.«

»Mamie«, versuche ich es noch einmal.

»Nein, nein«, sagt sie. »Meine *mamie* lebt nicht hier. Sie lebt in Paris, in der Nähe des Turms. Aber ich werde sie von Ihnen grüßen.«

Ich mache den Mund auf, um etwas zu erwidern, aber es kommen keine Worte hervor. Mamie scheucht mich zur Tür.

Ich bin schon über der Schwelle, und die Tür hat sich fast hinter mir geschlossen, als Mamie sie plötzlich noch einmal einen Spalt breit öffnet und mich lange und gebannt anstarrt. »Du musst nach Paris fahren, Hope«, sagt sie ernst. »Du musst. Ich bin jetzt sehr müde, und es ist fast

Schlafenszeit für mich.« Und dann wird die Tür geschlossen, und ich starre auf eine nichts sagende Palette blassblauer Farbe.

Ich stehe so lange völlig fassungslos davor, dass ich gar nicht bemerke, wie Schwester Karen auf mich zukommt.

»Ms McKenna-Smith?«

Ich wende mich um und sehe sie ausdruckslos an.

»Alles in Ordnung mit Ihnen, Ma'am?«

Ich nicke langsam. »Ich werde wohl nach Paris fahren.«

»Na ... das ist ja schön«, sagt Karen zögernd. Sie denkt offensichtlich, dass ich nicht mehr ganz bei Trost bin, und das kann ich ihr nicht verübeln. »Äh, wann denn?«

»Sobald ich kann«, sage ich zu ihr. Ich lächele. »Ich muss los.«

»Okay.« Sie blickt noch immer verwirrt.

»Ich fahre nach Paris«, sage ich noch einmal zu mir selbst.

## ***Cape-Cod-Kekse***

### ***Zutaten***

*110 g Butter, Zimmertemperatur*  
*2 Tassen brauner Zucker*  
*2 große Eier*  
*½ TL Vanilleextrakt*  
*2 EL Sahne*  
*3 Tassen Mehl*  
*2 TL Backpulver*  
*½ TL Salz*  
*1 Tasse getrocknete Cranberrys*  
*1 Tasse weiße Schokoladensplitter*

### ***Zubereitung***

1. Ofen auf 190 Grad vorheizen.
2. In einer großen Schüssel Butter und braunen Zucker mit einem elektrischen Handrührgerät schaumig rühren. Eier, Vanille und Sahne unterschlagen.
3. Mehl, Backpulver und Salz mischen, sieben und portionsweise zu der Buttermasse geben und gründlich verrühren.
4. Cranberrys und Schokoladensplitter dazugeben und gleichmäßig verteilen.
5. Jeweils einen gehäuften Teelöffel auf ein gefettetes Backblech geben, dabei Platz zum Zerlaufen lassen. 10–13 Minuten backen. 5 Minuten auf dem Backblech abkühlen lassen, dann auf ein Drahtgitter legen.

Ergibt ca. 50 Kekse

*Der Sonnenuntergang war an jenem Abend noch strahlender als sonst, und während Rose den östlichen Horizont betrachtete, dachte sie darüber nach, wie diese leuchtende Farbenpracht des Himmels einer von Gottes wundervollsten Kunstgriffen war. Sie erinnerte sich mit einer Klarheit, die sie selbst verblüffte, wie sie immer in der Wohnung ihrer Familie in der Rue du Général Camou am Fenster gesessen und zugesehen hatte, wie die Sonne im Westen über dem Champ de Mars versank. Sie hatte immer das Gefühl gehabt, dass diese Aussicht bei Sonnenuntergang die schönste Verbindung der Magie Gottes und der Magie des Menschen war; eine wunderschöne Lichtershow um einen gleißenden, geheimnisvollen Turm aus Stahl herum. Sie stellte sich oft vor, eine Prinzessin in einem Schloss zu sein und dass diese Lichtershow nur für sie aufgeführt wurde. Sie war sich sicher, dass ihr Fenster das beste in der ganzen Stadt war, vielleicht das mit der schönsten Aussicht auf der ganzen Welt.*

*Aber das war damals, als sie noch schrecklich stolz auf ihr Land war, stolz darauf, Pariserin zu sein. Der Eiffelturm schien ihr ein Symbol für all das, was ihre geliebte Stadt so großartig machte.*

*Später sollte sie hassen, wofür er stand. Sie staunte, wie rasch sich Liebe und Stolz in etwas Düsteres und Unabwendbares verwandeln konnten.*

*Rose sah zu, wie der Himmel über dem Cape Cod feuerrot aufflammte, dann zu Rosa verblasste und schließlich in das strahlende Blau übergang, das ihr das Gefühl gab, zu Hause zu sein, hier, so weit entfernt von dem Ort, an dem sie zu ihrer Reise aufgebrochen war. Auch wenn der Sonnenuntergang selbst hier anders aussah als in Paris – eine optische Täuschung, nahm sie an –, war die tiefblaue Abenddämmerung noch immer genau so, wie sie vor all den Jahren gewesen war. Es tröstete sie zu wissen, dass das Ende von Gottes Lichtershow bis in alle Ewigkeit dasselbe bleiben würde, auch wenn alles andere auf der Welt sich veränderte.*

*Während sie dort am Fenster saß, meinte Rose zu spüren, dass irgendetwas Wichtiges geschah. Aber es fiel ihr schwer, dieses Gefühl einzuordnen. Es schien ihr, als hätte ihr irgendjemand irgendetwas Entscheidendes gesagt, aber wer? Und wann? Sie konnte sich nicht daran erinnern, Besuch gehabt zu haben.*

*Die Klingel ertönte und unterbrach ihre Gedankenketten, und mit einem letzten, widerstrebenden Blick auf den Nordstern über dem Horizont schlurfte sie langsam zur Tür. Wann nur hatte dieser Körper angefangen, sie im Stich zu lassen? Sie konnte sich noch erinnern, wie sie sich auf ihren Beinen leicht wie Luft und anmutig wie eine Brise bewegt hatte. Es kam ihr vor, als wäre es erst gestern gewesen. Aber jetzt fühlte sich ihr Körper an wie ein Sack Knochen, den sie mühsam überall mitschleppen musste, wohin sie ging.*

An der Tür angekommen, starrte sie in das Gesicht der freundlichen Schwester, an deren Namen sie sich nie erinnern konnte. Aber sie hatte ein Gesicht, dem man vertrauen konnte, das wusste Rose.

»Hi, Rose«, sagte die Schwester in einem sanften Ton, der Rose in Erinnerung rief, dass die Leute hier Mitleid mit ihr empfanden. Sie wollte ihr Mitleid nicht. Sie hatte es nicht verdient. »Kommen Sie zum Abendessen herunter? Die anderen drei Damen an Ihrem Tisch vermissen Sie im Speisesaal.«

Rose wusste, dass das nicht stimmte. Sie konnte sich beim besten Willen nicht an die Namen oder auch nur die Gesichter der drei Frauen erinnern, in deren Gesellschaft sie drei Mahlzeiten täglich einnahm.

»Nein, ich werde hierbleiben«, sagte Rose zu der Schwester. »Vielen Dank.«

»Soll ich Ihnen ein Tablett auf Ihr Zimmer bringen?«, fragte die Schwester. »Heute Abend gibt es Hackbraten.«

»Das wäre schön«, antwortete Rose.

Die Schwester zögerte. »Sie hatten heute Besuch von Ihrer Enkelin?«

Rose versuchte angestrengt, sich zu erinnern. »Aber ja, das hatte ich«, beeilte sie sich zu sagen, denn die Schwester schien sich sicher zu sein, und sie wollte natürlich nicht, dass irgendjemand erfuhr, dass sie dabei war, ihr Gedächtnis zu verlieren.

Die Schwester schien sich über Roses Antwort zu freuen, und einen Moment lang hatte Rose ein etwas schlechtes Gewissen, sie so zu täuschen.

»Das ist ja schön«, sagte die Schwester. »Sie kommt in letzter Zeit öfter. Das ist doch wunderbar.«

»Ja, natürlich«, stimmte Rose ihr zu, während sie sich fragte, wann ihre Enkelin hier gewesen war. Die Schwester hatte keinen Grund, sie zu belügen, und sie verspürte ein plötzliches, schmerzliches Bedauern darüber, dass sie sich die Besuche nicht ins Gedächtnis rufen konnte. Sie hätte sich so gern an einen Besuch von Hope erinnert.

Die Schwester klopfte Rose leicht auf die Schulter und fuhr in demselben sanften Ton fort: »Es klingt, als plane sie eine aufregende Reise.«

»Eine Reise?«, fragte Rose.

»Aber ja, hat sie Ihnen das nicht erzählt?« Die Miene der Schwester hellte sich auf. »Sie fährt nach Paris.«

Und mit einem Mal erinnerte sich Rose. Hope, die zu Besuch gekommen war. Annies Verwirrung, als Rose Hope Anfang der Woche die Namensliste gegeben hatte. Die Sorge, die sich erst heute Nachmittag auf Hopes Zügen abgezeichnet hatte. Sie schloss für einen Moment die Augen, überwältigt von den Erkenntnissen, bis sie aus weiter Ferne die Stimme der Schwester hörte, die sie zurückrief.

»Rose? Mrs McKenna? Geht es Ihnen nicht gut?«

Rose zwang sich, die Augen aufzuschlagen, und täuschte ein Lächeln vor. Im Laufe der Jahre hatte sie ein Geschick dafür entwickelt, sich glücklich zu stellen. Es war, dachte sie, ein entsetzliches Talent.

*»Entschuldigung«, sagte Rose. »Ich habe nur eben an meine Enkelin und ihre Reise gedacht.«*

*Die Schwester blickte erleichtert. Rose wusste, dass die tatsächliche Erklärung – dass sie nämlich in Gedanken auf einmal wieder im Jahr 1942 war – die Frau erschrecken würde, deren sanfte Augen verriet, dass sie nie die Art Verlust erleiden musste, die die eigene Seele für immer zerrüttete. Rose erkannte diese Art Verlust bei anderen Menschen, denn sie sah sie jedes Mal in ihren eigenen Augen, wenn sie ihr Spiegelbild betrachtete.*

*Die Schwester ging, um ein Tablett mit Essen vorzubereiten, und Rose schloss hinter ihr die Tür und schlurfte wieder ans Fenster. Sie starrte zum östlichen Himmel, der von den ersten Sternen der Abenddämmerung gesprenkelt war, aber jetzt sah der Himmel für sie anders aus als noch vorhin. Hinter der Dunkelheit des Horizonts, jenseits des riesigen Ozeans, irgendwo im Osten, lag Paris, die Stadt, in der alles begonnen hatte, die Stadt, in der alles enden würde. Rose würde niemals dorthin zurückkehren, aber sie wusste, dass Hope hinfahren musste, damit die Vergangenheit abgeschlossen werden konnte.*

*Rose war sich bewusst, dass das Ende nahte. Sie spürte es instinktiv, genau wie sie es in jenem Sommer des Jahres 1942 gespürt hatte, bevor sie kamen. Als sie gegen Ende jenes Jahres die Küste Amerikas erreichte und an der Freiheitsstatue vorbei in New York einfuhr, hatte sie sich geschworen, die Vergangenheit für immer hinter sich zu lassen. Aber die Alzheimerkrankheit, die an ihrem Gehirn nagte und ihre zeitliche Orientierung verzerrte, hatte sie tobend zurückgebracht, ohne dass sie es gewollt hatte.*

*Jetzt fiel es Rose jeden Morgen beim Aufwachen schwer, an der Gegenwart festzuhalten. An manchen Tagen erwachte sie wieder im Jahr 1936 oder 1940 oder 1942. Dinge waren ihr so bewusst, als wären sie eben erst geschehen, und zu seltenen, in der Zeit erstarrten Augenblicken lag ihr Leben vor ihr anstatt hinter ihr. Sie stellte sich vor, diese Augenblicke in der wunderschönen Schmuckschatulle zu verstecken, die ihre eigene mamie ihr zu ihrem dreizehnten Geburtstag geschenkt hatte, das Schloss abzuschließen und den Schlüssel in die unendlichen Tiefen der Seine zu werfen.*

*Aber jetzt, da die Gegenwart schwankend und verschwommen war, schien es Rose, als würde diese wunderschöne Schatulle voller Erinnerungen, die seit fast siebzig Jahren verschlossen war, die einzigen Momente der Klarheit enthalten, die sie in diesem Leben finden konnte. Manchmal fragte sie sich, ob das willkürliche Vergessen erst dafür gesorgt hatte, dass die Erinnerungen völlig intakt überlebt hatten, so wie ein Dokument dadurch, dass man es jahrelang in einem luftdichten, dunklen Behälter aufbewahrt, nicht zerfällt.*

*Zu ihrer Verblüffung stellte Rose fest, dass sie Trost in den Augenblicken fand, vor denen sie sich so viele Jahre versteckt hatte. In die Vergangenheit zu entgleiten war, als würde sie sich in Zeitlupe den Film ihres Lebens ansehen, das sie, wie sie wusste, bald hinter sich lassen würde. Und dank der Lücken in ihren Erinnerungen gab es Tage, an denen sie sich in der Vergangenheit aalen konnte, ohne prompt den erdrückenden Schmerz ihres unvermeidlichen Endes zu spüren.*

*Sie liebte es, auf diesen kurzen Ausflügen in die Vergangenheit ihre Mutter, ihren Vater, ihre Schwestern und ihre Brüder zu sehen. Sie liebte es, die Hand ihrer mamie um ihre eigene zu*

*spüren; sie liebte es, das helle Lachen ihrer kleinen Schwester zu hören; sie liebte es, den süßen, überwältigenden Duft der Bäckerei ihrer Großeltern einzuatmen. Jetzt lebte sie für die Tage, an denen sie zurück in die Vergangenheit schlüpfen und die Menschen sehen konnte, von denen sie, das hatte sie sich geschworen, nie wieder sprechen würde. Denn dort war ihr Herz geblieben; dort hatte sie es zurückgelassen, an jenen fernen Küsten, vor so langer Zeit.*

*Während ihre eigene Dämmerung sich um sie schloss, erkannte sie, dass es grundfalsch von ihr gewesen war, die Vergangenheit so unbedingt vergessen zu wollen, denn sie war der Schlüssel zu der Person, die sie war. Aber es war zu spät. Sie hatte alles in dieser schrecklichen, schönen Vergangenheit zurückgelassen. Und dort würde es für immer bleiben.*



Als ich an jenem Abend schweigend nach Hause fahre, dreht sich mir der Kopf. *Ich fahre nach Paris.*

An der Ampel in der Main Street zücke ich mein Handy und wähle Gavins Handynummer, bevor ich es mir anders überlegen kann.

Ich lasse es einmal klingeln, bevor mir klar wird, wie albern ich mich benehme. Ich drücke rasch auf Beenden. Warum sollte es Gavin kümmern, dass ich nach Paris fahre? Er hat mir geholfen, aber es wäre anmaßend von mir zu glauben, dass meine Pläne ihn überhaupt interessieren.

Die Ampel springt auf Grün um, und als ich aufs Gaspedal trete, klingelt mein Handy und erschreckt mich. Ich werfe einen Blick auf das Display und spüre sofort, wie mir die Hitze in die Wangen steigt, als ich *Gavin Keyes* sehe.

»Äh, hallo?«, sage ich zögernd.

»Hope?« Seine Stimme ist tief und warm, und ich ärgere mich über mich selbst, dass ich mich davon prompt getröstet fühle.

»Äh, ja, hi«, sage ich.

»Hast du mich eben angerufen?«

»Es war nichts.« Ich kann spüren, wie meine Wangen noch heißer werden. »Ich weiß nicht einmal, warum ich angerufen habe«, murmele ich.

Er schweigt einen Augenblick. »Hast du deine Großmutter besucht?«

»Woher weißt du das?«

»Ich wusste es nicht.« Er schweigt kurz und fragt dann: »Fährst du nach Paris?«

»Ich denke schon«, antworte ich leise.

»Gut«, sagt er prompt, als hätte er genau das von mir erwartet. »Hör zu, falls du jemanden brauchst, der dir hilft, die Bäckerei am Laufen zu halten, solange du weg bist ...«

Ich schneide ihm das Wort ab. »Gavin, das ist wirklich lieb von dir, aber das würde unmöglich klappen.«

»Warum denn nicht?«

»Na ja, zum einen hast du noch nie eine Bäckerei geführt, oder?«

»Ich lerne schnell.«

Ich lächele. »Und außerdem hast du deinen eigenen Job.«

»Es wäre kein Problem für mich, mir ein paar Tage freizunehmen. Wenn es einen Notfall gibt, kann ich mich immer noch darum kümmern, wenn die Bäckerei geschlossen hat.«

Ich bin es nicht gewohnt, dass sich jemand um mich kümmert, dass Leute mir helfen. Es ist mir unangenehm, und ich bin mir nicht sicher, was ich darauf antworten soll. »Danke«, sage ich schließlich. »Aber darum könnte ich dich niemals bitten.«

»Hope, geht es dir gut?«, fragt Gavin.

»Es geht mir gut«, antworte ich, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass ich lüge.

Eine Woche später, während der ich mich frage, ob ich verrückt bin, so etwas zu tun, gehe ich an Bord einer Aer-Lingus-Maschine von Boston nach Paris – über Dublin, die billigste Flugverbindung, die ich so kurzfristig kriegen konnte.

Annie war so begeistert von meinem Entschluss zu fliegen, dass sie mir nicht einmal die Ohren damit vollgejammt hat, dass sie ein paar Tage länger bei ihrem Vater bleiben muss. Natürlich hat sie mich gebeten, mit nach Paris kommen zu dürfen, aber offenbar hat sie es verstanden, als ich ihr erklärte, dass wir uns nur ein Ticket leisten konnten.

»Außerdem hat Mamie nur *dich* gebeten zu fahren«, hatte Annie gemurmelt und dabei auf ihre Füße gesehen.

»Weil sie dich hier bei sich braucht«, hatte ich zu meiner Tochter gesagt.

Ich hatte entschieden, an einem Samstagabend zu fliegen, sodass ich die Bäckerei insgesamt nur für drei Tage würde schließen müssen; montags haben wir ohnehin zu. Trotzdem kommt es mir vor, als würde ich eine Ewigkeit fort sein, vor allem jetzt, da sich der finanzielle Sturm zusammenbraut. Ich weiß nicht, ob und, wenn ja, wann die Investoren kommen werden, um sich die Bäckerei anzusehen. Ich habe nicht mehr mit Matt gesprochen, seit ich sein Angebot, mir Geld zu leihen, ausgeschlagen habe. Das hat ihn sicher verletzt, aber damit kann ich mich jetzt nicht befassen. Vielleicht begehe ich ja einen Riesenfehler, aber ich weiß, dass ich mich dieser Reise nicht länger verweigern kann.

Wir haben zwei Bestellungen auszuführen, während ich fort bin – beides wöchentliche Daueraufträge für zwei Hotels am Strand. Widerstrebend habe ich Gavins Angebot angenommen, Annie zu chauffieren, um die Muffins auszuliefern, die ich im Voraus gebacken und eingefroren habe. Sie muss sie am Montagmorgen vor der Schule auftauen, und nach der Schule wird Gavin sie fahren, um alles auszuliefern, und sie dann bei Rob zu Hause absetzen.

Elf Stunden nachdem ich in Boston gestartet und später in Dublin umgestiegen bin, sehe ich durchs Fenster zu, wie wir die Wolkendecke über dem Pariser Himmel durchbrechen und über der Stadt mit dem Landeanflug beginnen. Ich erkenne keine Wahrzeichen – wahrscheinlich werde ich sie noch früh genug vom Boden aus zu Gesicht bekommen. Aber ich kann das saphirblaue Band der Seine sehen, das sich durch die Landschaft schlängelt, und einen Fleckenteppich aus grünem Gras und feuerrot verfärbten Bäumen, der sich jenseits des Stadtgebiets erstreckt.

*Das hier war einmal Mamies Zuhause*, denke ich, als wir zur Landung ansetzen. Wie seltsam muss es gewesen sein, das alles hinter sich zu lassen und niemals zurückzukehren.

Nach der Landung haste ich durch die röhrenartigen, gläsernen Hallen des Internationalen Flughafens Charles de Gaulle, passiere den Zoll und stelle mich in der Schlange für die Taxis an, die, wie ich verblüfft feststelle, in Frankreich überwiegend Luxuslimousinen sind. Ich warte, bis ich an der Reihe bin, steige in einen Mercedes und reiche dem Fahrer die Adresse des Hotels, das ich auf Travelocity gebucht habe. Ich traue mir nicht zu, den Namen korrekt auszusprechen.

Wir brauchen dreißig Minuten, um durch eine Reihe von Industriegebieten am Stadtrand in die eigentlichen Vororte von Paris zu kommen. Wir fahren an einer riesigen Sportanlage vorbei, und auf einmal durchzuckt mich die Erinnerung an etwas, was ich im Internet gelesen habe – die große Razzia im Jahr 1942, als tausende von Juden in ein Radrennstadion verbracht wurden, bevor sie in Konzentrationslager deportiert wurden. Ich bezweifle, dass es sich um dasselbe Stadion handelt – dieses hier scheint zu modern zu sein –, aber das düstere Bild lässt mich nicht mehr los, während sich mein Fahrer geschickt durch den Verkehr schlängelt. In einer Straße namens Rue de la Verrerie biegt er halsbrecherisch nach links ab und hält schließlich mit quietschenden Reifen vor einem weißen Gebäude, das von großen Blockbuchstaben zum *Hôtel de Mille Étoiles* erklärt wird. Ich sehe zu den schmiedeeisernen Balkonen vor den bodentiefen Fenstern im ersten Stock hoch, und ich lächele. Irgendwie ist Paris genau so, wie ich es mir vorgestellt habe. Außerdem habe ich das Gefühl, dass sich zumindest in diesem Viertel im letzten Jahrhundert nicht viel verändert hat. Ich frage mich, ob Mamie vielleicht an demselben Gebäude vorbeigelaufen ist, dieselben Balkone bewundert und sich gewünscht hat, sie könnte durch die hauchzarten Vorhänge hinter dieselben bodentiefen Fenster sehen. Es ist seltsam, sie sich hier vorzustellen, als ein Mädchen, das kaum älter als Annie ist.

Nachdem ich eingeecheckt habe, dusche ich rasch und schlüpfe in Jeans, flache Stiefel und einen Pullover. Ausgestattet mit der Wegbeschreibung des Concierge, gehe ich die paar Blocks in Richtung Rue Geoffroy-l'Asnier, in der sich das *Mémorial de la Shoah* befindet.

Paris im Oktober ist klar und wunderschön, wird mir bewusst. Natürlich, ich bin noch nie hier gewesen, daher fehlt mir der Vergleich, aber die Straßen scheinen still und friedlich. Ich bin fasziniert davon, wie sich Alt und Neu hier mischen: An manchen Ecken trifft Kopfsteinpflaster auf Zement; an anderen verkaufen Läden Elektrogeräte oder die neueste Mode in Gebäuden, die aussehen, als wären sie hunderte von Jahren alt. Da ich fast mein ganzes Leben in Massachusetts verbracht habe, bin ich es gewohnt, dass die Geschichte ganz natürlich mit dem modernen Leben verwoben ist. Aber hier fühlt es sich doch anders an, vielleicht, weil die Geschichte so viel älter ist, oder vielleicht, weil es so viel mehr davon gibt.

Ich rieche backendes Brot, sich färbendes Herbstlaub und einen schwachen Geruch von Feuer, während ich durch die Straßen gehe, und ich atme tief durch, denn es ist eine Mischung, die ich nicht gewohnt bin. Kleine Torbögen, Fahrräder, die an Steinmauern lehnen, und fast versteckte, umzäunte Gärten rufen mir in Erinnerung, dass ich an einem Ort bin, der mir fremd ist, aber irgendetwas an Paris kommt mir dennoch sehr vertraut vor. Zum ersten Mal frage ich mich, ob ein Ortsgefühl über das Blut vererbt werden kann. Ich lasse den Gedanken fallen, aber obwohl die Straßen fremd und verwinkelt sind, finde ich problemlos den Weg zum Holocaust-Museum.

Nachdem ich vor dem massiven, düsteren Gebäude durch einen Metalldetektor gegangen bin, durchquere ich einen grauen Innenhof. Dabei komme ich vorbei an einem Denkmal mit den Namen der Konzentrationslager unter einem metallenen Davidstern und betrete das Museum durch die dahinter liegenden Türen. Die Frau am Empfangsschalter, die zum Glück Englisch spricht, schlägt mir vor, es zunächst einmal an den Computern gegenüber dem Schalter zu versuchen. Sie sind die erste Anlaufstelle für Besucher, die nach Angehörigen suchen. Dort stoße

ich, wie erwartet, auf dieselben Informationen, die ich bereits im Internet gefunden habe. Die Namen von der Liste meiner Großmutter, alle bis auf Alain.

Ich gehe wieder an den Schalter und erkläre der Frau, dass ich nach jemandem suche, dessen Name nicht in den Unterlagen auftaucht, und nach Informationen darüber, was genau mit den Leuten passiert ist, deren Namen ich gefunden habe. Sie nickt und führt mich zum Lift am Ende des Flurs.

»Nehmen Sie den Aufzug in den dritten Stock«, sagt sie. »Dort finden Sie einen Lesesaal. Bitten Sie am Schalter um Hilfe.«

Ich nicke, bedanke mich bei ihr und fahre mit dem Aufzug nach oben.

Der Lesesaal besteht aus zwei Ebenen, mit Computern und langen Tischen auf der unteren Ebene und Regalen voller Bücher und Aktenordner auf der oberen, unter einer hohen Decke, durch die von oben Licht hereinfällt. Ich wende mich an den Schalter, wo mich eine Frau auf Französisch begrüßt und ins Englische überwechselt, sobald ich frage: »Könnten Sie mir bitte helfen, Informationen über einige Leute zu finden?«

»Natürlich, *madame*«, sagt sie. »Was kann ich für Sie tun?«

Ich nenne ihr die Namen von Mamies Liste, zusammen mit ihren Geburtsjahren, und erkläre ihr, dass ich Alain nicht finden kann. Sie nickt und verschwindet für ein paar Minuten. Dann kommt sie mit mehreren Blättern loser Unterlagen wieder.

»Das hier ist alles, was wir über diese Leute haben«, sagt sie. »Wie Sie bereits sagten, können wir Alain auf keiner der Deportiertenlisten finden.«

»Was könnte das bedeuten?«, frage ich.

»Dafür könnte es viele Gründe geben. So umfassend unsere Unterlagen auch sind, gibt es hin und wieder doch Personen, die nicht richtig erfasst wurden, vor allem Kinder. Sie sind in dem Chaos untergegangen.«

Sie reicht mir die Unterlagen, die sie hat, und ich setze mich, um sie zu überfliegen. Die nächsten paar Minuten versuche ich die Anmerkungen zu lesen, ein paar handgeschrieben, ein paar getippt, alle auf Französisch. Erst als ich zu dem dritten Dokument komme, das sie mir gegeben hat, dem Eintrag einer Volkszählung, weiten sich meine Augen.

Da, in einer schrägen Handschrift, auf einer Liste, über die das Wort *recensement* gestempelt ist, steht eine Aufstellung der Familie Picard in Paris aus dem Jahr 1936, und unter ihren Kindern befindet sich eine 1925 geborene Tochter, Rose.

So gefesselt ich auch davon war, dem Schicksal der Namen auf Mamies Liste nachzugehen, und so sehr ich bereits zu glauben begonnen hatte, dass es sich dabei tatsächlich um ihre Familie handelte, dringt das alles doch erst jetzt zu mir durch: in dem Augenblick, als ich den Vornamen und das Geburtsjahr meiner Großmutter in unauslöschlicher Tinte vor mir sehe.

Mit hämmerndem Herzen starre ich auf die Seite.

Ich überfliege die knappen Details. Offenbar war der Mann, der Mamies Vater sein könnte, Albert, tatsächlich Arzt, wie es schon in den Deportationsunterlagen steht, die ich im Internet gefunden habe. Seine *femme*, seine Ehefrau, Cécile, ist als *sans profession* verzeichnet. Sie muss mit den Kindern zu Hause geblieben sein. Die Kinder – die *filis* und *filles* – darunter Rose, sind

ebenfalls aufgelistet, alle bis auf Danielle, die jüngste, die erst 1937 geboren wurde, im Jahr nach der Volkszählung. Alains Name steht ebenfalls auf der Liste. Er war ebenso echt wie alle anderen.

Ich gehe alle Dokumente durch, wofür ich lange Zeit brauche, zum einen, da sich meine Augen immer wieder mit Tränen füllen, aber auch, da ich andauernd auf das französisch-englische Wörterbuch zurückgreifen muss, das ich mitgebracht habe. Zum Schluss weiß ich auch nicht mehr darüber, was mit Alain passiert ist, als vorher, und ebenso wenig darüber, was passiert ist, nachdem die Familie deportiert wurde. Keine der Kopien von Deportationsunterlagen ist mit irgendwelchen zusätzlichen Anmerkungen versehen. Der letzte Hinweis auf jeden in der Familie – bis auf Rose und Alain, über die es keine Unterlagen gibt – ist, dass sie alle nach Auschwitz deportiert wurden.

Ich bringe die Dokumente zurück an den Schalter, wo die Frau, die mir geholfen hatte, aufsieht und mich anlächelt.

»Hatten Sie Glück?«

Ich nicke, während ich spüre, wie mir die Tränen in die Augen treten. »Ich glaube, das ist die Familie meiner Großmutter«, sage ich leise. »Aber ich kann nicht erkennen, was mit ihnen passiert ist, nachdem sie deportiert wurden.«

Sie nickt ernst. »Von den sechssiebzigttausend, die aus Frankreich verschleppt wurden, haben nur zweitausend überlebt. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sie getötet wurden, *madame*. Es tut mir leid.«

Ich nicke, und erst als ich einmal tief Luft hole, wird mir bewusst, dass ich zittere.

»Haben Sie den Namen gefunden, nach dem Sie gesucht haben?«, fragt sie einen Augenblick später.

Ich schüttele den Kopf. »Nur auf dem Formular der Volkszählung. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass ein Alain Picard verhaftet oder deportiert wurde.«

Sie kaut einen Moment auf der Lippe. »*Alors*. Es gibt noch eine Person, die Ihnen vielleicht helfen könnte. Sie arbeitet hier in der Forschung, und sie spricht etwas Englisch. Lassen Sie mich sehen, ob sie zu erreichen ist.«

Nach ein paar kurzen Telefonaten auf Französisch sagt sie mir, dass Carole von der Forschungsbibliothek in dreißig Minuten kommen wird, um mir zu helfen. Sie schlägt mir vor, im eigentlichen Museum zu warten, wo ich mir gern die Dauerausstellung ansehen dürfe.

Ich gehe die Treppe hinunter in den fast verlassenen Ausstellungsraum, und ich bin prompt überwältigt von den vielen Fotografien und Dokumenten, die den langen, schmalen Raum säumen. In der Mitte des Raums läuft auf einem großen Bildschirm ein Film in französischer Sprache, und während ich der Stimme eines Mannes zuhöre, der, wie ich vermute, über den Holocaust spricht, schendere ich zu der ersten Wand links. Ich bin erleichtert, als ich sehe, dass sämtliche Exponate nicht nur auf Französisch, sondern auch auf Englisch erläutert sind. Am Ende des Raums wird ein unheimliches Bild von Bahngleisen, die ins Nichts führen, auf eine große, kahle Wand projiziert, und ich muss wieder an den Traum denken, den ich hatte, kurz nachdem Mamie mir ihre Liste gegeben hatte.

Eine halbe Stunde lang bin ich in meine eigenen Gedanken verloren, während ich eine Zeugenaussage nach der anderen über den Ausbruch des Krieges, die Aberkennung jüdischer Rechte in Frankreich und ganz Europa und die ersten Deportationen aus dem Land lese.

Diese Dinge sind nicht nur zu Lebzeiten meiner Großmutter passiert, sie sind vermutlich sogar genau den Menschen passiert, die sie mehr als alles andere auf der Welt geliebt hat. Ich schließe die Augen, und mir wird bewusst, dass ich schwer atme. Mein Herz hämmert noch immer doppelt so schnell in meiner Brust, als ich vor mir die Stimme einer Frau höre.

»Madame McKenna-Smith?«

Ich schlage die Augen auf. Die Frau, die vor mir steht, ist etwa in meinem Alter, mit braunen Haaren, die zu einem Knoten gebunden sind, und blauen Augen, die von Lachfältchen umrandet sind. Sie trägt dunkle Jeans und eine weiße Bluse.

»Ja, das bin ich«, sage ich und füge dann rasch hinzu: »Entschuldigung, ich meine, *oui, madame*.«

Sie lächelt. »Schon gut. Ich spreche etwas Englisch. Ich bin Carole Didot. Möchten Sie vielleicht mitkommen?«

Ich nicke und folge ihr durch die restliche Ausstellung, während wir mit raschen Schritten an einer anderen Reihe mit Videos und noch mehr Wänden mit Dokumenten und Informationen vorbeigehen. Sie führt mich weiter durch einen Saal voller Fotos von Kindern; sie erstrecken sich, so weit das Auge reicht. Ich bleibe stehen und beuge mich vor, um eine der Bildunterschriften auf Augenhöhe zu lesen.

*Rachel Fournier, 1937–1942*, steht da. Auf dem Foto grinst ein dunkelhaariges kleines Mädchen in die Kamera, das Haar mit Schleifen zu Zöpfen gebunden. Sie hält einen großen Gummiball umklammert und lächelt direkt in die Kamera.

»Das hier sind die französischen Kinder, die ums Leben gekommen sind«, sagt Carole leise.

»Mein Gott«, murmele ich. Dieser Saal berührt mich noch tiefer als die erschütternden Bilder des Todes, die ich in dem anderen Raum gesehen hatte. Ich starre benommen auf die Bilder, während ich unwillkürlich an meine eigene Tochter denken muss. Hätte uns das Schicksal in ein anderes Land, in eine andere Zeit verschlagen, dann hätte sie leicht eines dieser kleinen Mädchen an der Wand sein können.

»Fast elftausend Kinder aus Frankreich sind in der Schoah ums Leben gekommen.« Carole liest in meinem Gesicht. »Dieser Saal erinnert mich immer an all das, was hätte sein können und niemals war.«

Ihre Worte klingen mir in den Ohren, während ich ihr zu einem Aufzug folge, in dem sie auf den Knopf für den dritten Stock drückt. Wir fahren schweigend nach oben, wobei ich über Mamies Familie und alles, was verloren gegangen ist, nachdenke.

Carole führt mich in ein modernes Büro mit zwei Stühlen vor einem Schreibtisch, auf dem sich Bücher und Papiere türmen. Durchs Fenster kann ich einen Kirchturm über einer Reihe von Wohnungen sehen, und an der Wand hängen Kinderzeichnungen, auf denen *Mama* steht. Carole deutet auf einen der Stühle und nimmt hinter ihrem Computer Platz.

»Was hat Sie veranlasst, diesen weiten Weg nach Paris auf sich zu nehmen?«, fragt sie, während sie ihre Maus hin- und herbewegt und auf ein paar Tasten drückt.

Ich erzähle ihr kurz Mamies Geschichte und dass ich glaube, dass die Namen, die sie mir gegeben hat, Familienangehörige sind, die im Holocaust umgekommen sind. Ich erkläre ihr, dass ich alle bis auf Alain gefunden habe, über den es keine Unterlagen zu geben scheint. Außerdem sage ich ihr, dass ich nicht herausfinden kann, was mit meiner Großmutter passiert ist; auch über eine Rose Picard steht nichts in den Deportationsunterlagen.

»Aber sagten Sie nicht, Ihre Großmutter sei vor ihrer Verhaftung aus Paris geflohen?«, fragt Carole.

Ich nicke. »Ja. Ich meine, ich glaube es. Sie hat es uns nie erzählt. Und jetzt hat sie Alzheimer.«

Carole schüttelt den Kopf. »Das heißt, die Vergangenheit ist für sie fast verloren.«

Ich nicke. »Ich will einfach wissen, was damals geschehen ist. Sie hat mich gebeten herauszufinden, was mit ihrer Familie passiert ist. Und ich befürchte, wenn ich ohne eine Antwort darauf, was aus Alain geworden ist, nach Hause fahre, wird es ihr das Herz brechen.«

»Es tut mir leid, dass wir Ihnen nicht weiterhelfen können, aber wenn er nicht in den Unterlagen steht, dann steht er eben nicht darin.«

Meine Stimmung sinkt. »Und das war's dann?«, frage ich leise. »Ich werde vielleicht nie herausfinden, was mit ihm passiert ist?«

Carole zögert. »Eine Möglichkeit gibt es noch«, sagt sie.

»Wirklich?«

»Es gibt da einen Mann«, beginnt sie, aber dann verliert sich ihre Stimme, und sie führt den Gedanken nicht zu Ende. Stattdessen blättert sie eine altmodische Rolodex-Rollkartei durch, hält kurz inne und greift dann zum Hörer, um eine Nummer zu wählen. Kurz darauf sagt sie etwas in schnellem Französisch, sieht mich kurz an, sagt noch etwas und legt dann auf.

»Voilà«, sagt sie. Sie kritzelt etwas auf ein Blatt Papier. »Nehmen Sie das«, sagt sie.

Ich nehme das Blatt Papier von ihr entgegen und sehe einen Namen, eine Adresse und eine Reihe, die aus vier Zahlen und dem Buchstaben *A* besteht.

»Das ist Olivier Berr«, sagt sie. Sie lächelt knapp. »Er ist eine Legende.«

Ich sehe sie fragend an.

»Er ist dreiundneunzig Jahre alt«, fährt sie fort. »Er ist ein Überlebender der Schoah, und er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, ein Verzeichnis aller jüdischen Bewohner von Paris zu erstellen, die umgekommen sind, und ein Verzeichnis all derer, die zurückgekommen sind.«

Ich starre sie ungläubig an. »Und seine Verzeichnisse unterscheiden sich von Ihren?«

»Oui«, erwidert sie. »Sie sind von den Leuten selbst, den Leuten, die in den Lagern waren, den Leuten, die nach dem Krieg in die Synagogen kamen, den Leuten, die noch immer mit den Narben des Verlusts herumlaufen. Unsere Unterlagen sind die offiziellen. Seine Unterlagen sind die mündlichen, die manchmal aufschlussreicher sind.«

»Olivier Berr«, wiederhole ich leise.

»Er sagt, Sie können gern jetzt zu ihm kommen. Die Nummer dort ist der Code zu seiner Haustür. Er sagt, Sie sollen einfach hereinkommen.«

Ich nicke mit hämmerndem Herzen. »Wie komme ich dorthin?«

Sie beschreibt mir den Weg, wobei sie mir erklärt, dass es zu Fuß vermutlich schneller gehen wird, als ein Taxi zu finden. »Außerdem werden Sie dann den Louvre sehen und die Seine beim Pont des Arts überqueren«, sagt sie. »Sie sollten etwas von Paris mitbekommen, wenn Sie schon einmal hier sind.«

Darüber muss ich lächeln; auf einmal wird mir bewusst, dass ich noch gar nicht auf die Idee gekommen bin, nach dem Eiffelturm Ausschau zu halten. »Danke«, sage ich. Ich erhebe mich, nicht sicher, ob ich enttäuscht von den unvollständigen Unterlagen hier sein sollte oder hoffnungsvoll, da dieser Olivier Berr mir vielleicht helfen kann.

»*Bonne chance*«, sagt Carole lächelnd. Sie streckt die Hand aus. »Viel Glück«, sagt sie und sieht mir in die Augen.

Carole Didots Wegbeschreibung führt mich durch ein paar Seitenstraßen auf die belebte Rue de Rivoli. Ich komme an der gotischen Fassade des Hôtel de Ville, des prächtigen Rathauses von Paris, zu meiner Linken und dann an einer Reihe von Geschäften – H & M, Zara, Celio, Etam – vorbei, die man in Boston alle in der Newbury Street finden würde. Mehrere französische Flaggen flattern sanft in der Brise, die breiten blauen, weißen und roten Balken wie zum Gruß ausgestreckt, während ich vorübergehe. Die wenigen Bäume, die hier und da die Straße säumen, haben sich mit dem nahenden Herbst tiefrot verfärbt und bereits die ersten Blätter auf die Gehsteige geworfen, wo sie von einem steten Strom von Menschen zertreten werden.

Ich folge Caroles Wegbeschreibung und wende mich nach links, sobald sich der gewaltige Louvre zu meiner Linken erhebt. Ich trete auf einen weitläufigen Platz, der auf allen vier Seiten von den Mauern des Museums umgeben ist, und bleibe für einen Moment unvermittelt, atemlos stehen. Ich weiß nicht viel über französische Geschichte, aber ich kann mich erinnern, gelesen zu haben, dass der Louvre früher einmal ein Palast war. Während ich mich umsehe, kann ich mir fast vorstellen, wie ein Monarch des siebzehnten Jahrhunderts, gefolgt von seinem Hofstaat, über diesen Platz schreitet.

Als ich das Gelände auf der anderen Seite verlasse, sehe ich die Fußgängerbrücke, von der Carole mir erzählt hat. Sie hatte mir erklärt, dass die Brückengeländer mit Vorhängeschlössern behängt sind, die Liebespaare dort angebracht haben, um ihre Beziehung zu besiegeln. Es ist ein romantischer Gedanke, aber ich weiß, dass Beziehungen, Vorhängeschloss hin oder her, vergänglich sind, selbst wenn man von ganzem Herzen an sie glaubt.

Ich sehe nach rechts, während ich die Brücke überquere, und ich muss lächeln, als ich die Spitze des Eiffelturms auf der anderen Seite des Flusses in der Ferne über den Häuserdächern aufragen sehe. Ich habe ihn tausendmal auf Fotos gesehen, aber ihn jetzt zum ersten Mal mit eigenen Augen zu sehen ruft mir in Erinnerung, dass ich wirklich, wahrhaftig hier bin, tausende von Meilen entfernt von meinem Zuhause, über einen Ozean hinweg. In diesem Augenblick vermisse ich Annie schrecklich.



Erst als ich die hölzerne Brücke halb überquert habe, überkommt mich auf einmal ein seltsames Déjà-vu-Gefühl, als wäre ich schon einmal hier gewesen. Ich brauche einen Moment, um zu begreifen, warum, und als es mir klar wird, bleibe ich so unvermittelt stehen, dass die Frau hinter mir mich glatt anrempelt. Sie murmelt irgendetwas auf Französisch, wirft mir einen vernichtenden Blick zu und schlägt dann einen übertrieben großen Bogen um mich. Ich achte gar nicht auf sie, während ich mich langsam, mit weit aufgerissenen Augen, im Kreis drehe. Zu meiner Rechten, jenseits der glitzernden Seine, ragt die Spitze des Eiffelturms in das Blau des Himmels empor. Hinter mir erhebt sich der Louvre prächtig und eindrucksvoll am Ufer des Flusses. Zu meiner Linken kann ich eine Insel sehen, die über zwei Brücken mit der Stadt verbunden ist. Ich zähle rasch die Brückenbögen. Sieben an der linken Brücke; fünf an der rechten. Und das Gebäude vor mir, das Institut de France, wie Carole mir erklärt hat, sieht fast aus wie ein zweiter Palast, als seien dieses Bauwerk und der Louvre einmal zwei Hälften ein und desselben Königreichs gewesen.

Mein Herz hämmert in meiner Brust, und ich höre Mamies Stimme in meinen Ohren, die mir das Märchen erzählt, das ich so oft von ihr gehört habe, dass ich es auswendig kannte, als ich in Annies Alter war.

*»Jeden Tag ging der Prinz über die hölzerne Brücke der Liebe, um seine Prinzessin zu sehen. Der große Palast lag hinter ihm, und vor ihm, am Eingang zum Königreich der Prinzessin, lag das Schloss mit der Kuppel. Er musste einen breiten Wassergraben überqueren, um zu seiner einzig wahren Liebe zu gelangen, und zu seiner Linken führten zwei Brücken ins Herz der Stadt – eine mit sieben Bögen und eine mit fünf. Zu seiner Rechten durchschnitt ein gewaltiges Schwert den Himmel und warnte ihn vor der Gefahr, die vor ihm lag. Dennoch kam er jeden Tag wieder und trotzte dieser Gefahr, da er die Prinzessin liebte. Er sagte, alle Gefahren dieser Welt könnten ihn nicht von ihr fernhalten. Jeden Tag saß die Prinzessin an ihrem Fenster und horchte auf seine Schritte, denn sie wusste, dass er sie niemals enttäuschen würde. Er liebte sie, und wenn er versprach, er würde kommen und sie holen, dann hielt er auf jeden Fall sein Wort.«*

Ich hatte immer gedacht, Mamies Geschichten seien einfach nur Märchen, die sie selbst als kleines Mädchen gehört hatte. Aber jetzt frage ich mich zum ersten Mal, ob sie sie sich vielleicht selbst ausgedacht und in ihrem geliebten Paris angesiedelt hat. Kopfschüttelnd gehe ich weiter, aber mit weichen Knien. Ich stelle mir vor, wie meine Großmutter als junges Mädchen genau dieselbe Brücke überquert, dieselben Gebäude und denselben Fluss unter sich gesehen und sich vorgestellt hat, dass eines Tages ein Prinz kommt und sie mitnimmt. Waren ihre Schritte dort gefallen, wo jetzt meine fallen, an genau dieser Stelle, vor rund siebzig Jahren? Hatte sie auf dieser Brücke gestanden und darauf gewartet, dass die Sterne im Osten aufgingen, über der Insel mitten auf der Seine, so wie sie jetzt jeden Abend an ihrem Fenster darauf wartet, dass sie aufgehen? Hatte sie es bereut, das alles für immer verlassen zu haben?

Während ich weitergehe, denke ich an mein Lieblingsmärchen von ihr, in dem der Prinz der Prinzessin sagt, dass er sie lieben wird, solange am Himmel Sterne stehen.

»Eines Tages«, sagte der Prinz zu der Prinzessin, »werde ich dich über ein großes Meer zu einer Königin führen, deren Fackel die ganze Welt erhellt, sodass all ihre Untertanen sicher und frei sind.«

Als kleines Mädchen klammerte ich mich an diese Worte und stellte mir vor, dass auch ich eines Tages einen Prinzen finden würde, der mich vor der Kälte meiner Mutter erretten würde. Ich stellte mir vor, dass ich zu dem Prinzen auf sein weißes Pferd steigen würde – denn natürlich hatte der Prinz in meiner Fantasie ein weißes Pferd – und für immer davonreiten würde zu jenem Märchenreich mit der Königin, die alle beschützte.

Aber jetzt bin ich sechszwanzig, und ich weiß es besser. Es gibt keine schneidigen, heldenhaften Prinzen, die nur darauf warten, mich zu erretten. Es gibt keine Märchenkönigin, die mich beschützt. Letztendlich kann man sich nur auf sich selbst verlassen. Ich frage mich, wie alt Mamie war, als sie diese Wahrheiten gelernt hat. Und plötzlich fühle ich mich einsamer als je zuvor, obwohl ich das Gefühl habe, von der Vergangenheit meiner Großmutter geborgen zu sein.

Die Rue Visconti ist düster und eng, eher eine lange Gasse als eine richtige Straße. Die Gehsteige sind zwei schmale Streifen zu beiden Seiten, und ein einsames Fahrrad, das an einem schwarzen Türeingang lehnt, erinnert mich an eine altmodische Postkarte. Ich gehe an ein paar Läden vorbei fast bis zum anderen Ende, wo ich schließlich die Nummer 24 sehe, eine riesige schwarze Doppeltür unter einem Türbogen. Auf dem Tastenfeld rechts daneben gebe ich den Code ein, den Carole mir aufgeschrieben hat – 48A51 –, und als der Summer ertönt, drücke ich die Tür nach innen auf. Als ich aus der dunklen Kühle des gewölbten Innenhofs in den ersten Stock des Gebäudes hochsteige, steht die Tür bereits offen. Ich klopfe trotzdem leicht an den Türrahmen, und aus den Tiefen der Wohnung ruft eine dunkle, heisere Stimme: »*Entrez-vous! Entrez-vous, madame!*«

Ich trete ein, schließe hinter mir sanft die Tür und gehe langsam durch einen schmalen Flur, der von Regalen voller alter, ledergebundener Bücher gesäumt ist. Dann komme ich in ein sonniges Zimmer, wo ich einen weißhaarigen, gebeugten Mann am Fenster stehen sehe. Er starrt auf die Straße unten hinaus. Er dreht sich um, als ich eintrete, und ich bin verblüfft, wie zerfurcht sein Gesicht ist. Er sieht aus, als hätte er hunderte Jahre der Geschichte durchlebt, nicht nur die dreiundneunzig, von denen Carole Didot gesprochen hatte. Ich gehe auf ihn zu, um ihm die Hand zu geben, und er sieht mich seltsam an.

»Ah, eine Amerikanerin«, sind seine ersten Worte an mich. Dann lächelt er, und ich bin verblüfft, wie strahlend seine grünen Augen aussehen; es sind die Augen eines jungen Mannes, die in seinen eingefallenen Gesichtszügen fast unpassend erscheinen. »Madame Didot hat mir nicht gesagt, dass Sie Amerikanerin sind. In Paris begrüßen wir uns mit *deux bisous*, zwei Küssen auf die Wangen, meine Liebe.« Er macht es mir vor, beugt sich vor, um mich leicht auf beide Wangen zu küssen. Ich spüre, wie ich erröte.

»Entschuldigung«, murmele ich.

»Sie müssen sich nicht entschuldigen«, sagt er. »Ihre amerikanischen Sitten sind durchaus charmant.« Er zeigt auf einen kleinen Tisch mit zwei Holzstühlen am Fenster. »Kommen Sie,

setzen Sie sich.« Er wartet, bis ich Platz genommen habe, bietet mir eine Tasse Tee an, und als ich ablehne, setzt er sich zu mir. »Ich bin Olivier Berr.«

»Ich bin Hope McKenna-Smith. Danke, dass Sie mich so kurzfristig empfangen«, sage ich langsam. Ich versuche Rücksicht auf sein Alter zu nehmen und auf die Tatsache, dass Englisch nicht seine Muttersprache ist.

»Das ist gar kein Problem«, sagt er. »Es ist mir immer ein Vergnügen, Besuch von einem hübschen Mädchen zu bekommen.« Er lächelt und tätschelt meine Hand. »Man hat mir gesagt, Sie suchen nach Informationen.«

Ich nicke und hole einmal tief Luft. »Ja, Sir. Meine Großmutter stammt aus Paris. Ich habe erst kürzlich erfahren, dass ihre Familie möglicherweise im Holocaust ums Leben gekommen ist. Ich glaube, sie waren jüdisch.«

Er sieht mich einen Moment an. »Und das haben Sie erst kürzlich erfahren?«

Verlegen versuche ich es zu erklären. »Na ja, sie hat nie darüber gesprochen.«

»Sie wurden in einer anderen Religion erzogen.« Es ist eine Feststellung, keine Frage.

Ich nicke. »Katholisch.«

Er wiegt bedächtig den Kopf. »Das ist durchaus nicht ungewöhnlich. Die Vergangenheit auf diese Weise hinter sich zu lassen. *Mais*, im Grunde ihres Herzens, nehme ich an, sieht sich Ihre Großmutter vielleicht immer noch als *juive*.«

Ich berichte ihm kurz, was an Rosch ha-Schana passiert ist, mit den Krusten des Sterntörtchens.

Er lächelt. »*Judaïsme* ist nicht nur eine Religion, sondern ein Zustand des Herzens und der Seele. Ich nehme an, alle Religionen sind vielleicht so, für die, die wirklich an sie glauben.« Er hält einen Moment inne. »Sie sind heute zu mir gekommen, um Antworten zu finden.«

»Ja, Sir.«

»Dazu, was aus ihrer Familie geworden ist.«

»Ja, Sir. Sie hat nie zuvor von ihr gesprochen.«

Wieder nickt er wissend. »Haben Sie ihre Namen dabei?«

»Ja.« Ich zücke eine Kopie von Mamies Liste und reiche sie ihm. Während seine klaren Augen die Seite überfliegen, füge ich rasch hinzu: »Alain, ihr Bruder, steht in keinem Holocaust-Verzeichnis.«

Er sieht lächelnd auf. »Ah ja. Aber meine Verzeichnisse sind anders.« Er erhebt sich leicht schwankend und bedeutet mir mit einem gekrümmten Finger, ihm zu folgen. Er schlurft, langsam einen Fuß vor den anderen setzend, zu dem Flur mit den Büchern. »Ich war zwanzig Jahre alt, als der Zweite Weltkrieg ausbrach, zweiundzwanzig, als sie damit anfangen, uns abzuholen, einfach von den Straßen Frankreichs. Über sechssundsiebzigttausend *juifs* wurden aus Frankreich deportiert, von denen die meisten nie wieder zurückgekehrt sind.«

Ich schüttele nur den Kopf, auf einmal sprachlos.

»Ich war in Auschwitz«, fährt er fort, und auf einmal hält er in seinem schlurfenden Gang inne, als würde die Erinnerung selbst ihn aufhalten. Einen Augenblick später geht er weiter. »Über sechzigtausend wurden aus Frankreich dorthin geschickt. Haben Sie das gewusst?« Wieder

verfällt er für einen Moment in Schweigen, und dann hustelt er. »Nach *la libération* bin ich zurückgekehrt, um alle zu finden. All meine Freunde. Meine Nachbarn.«

»Was ist mit Ihrer Familie?«, frage ich.

»Sie sind alle tot.« Seine Stimme ist tonlos. »Meine Frau. Mein Sohn. Mutter. Vater. Schwestern. Brüder. Tanten. Onkel. Cousins. Cousinen. Großeltern. Alle. Als ich nach Hause nach Paris kam, kam ich nach Hause zu nichts. Zu niemandem.«

»Es tut mir leid«, murmele ich. Das schiere Ausmaß dringt allmählich zu mir durch. Ich bin noch nie einem Überlebenden eines Konzentrationslagers begegnet, und während mir die Bilder aus dem Mémorial de la Shoah wieder durch den Kopf gehen, blinzele ich ein paarmal benommen. Die Grausamkeiten auf den Bildern sind diesem freundlichen Mann vor mir selbst widerfahren. Ich spüre Tränen in meinen Augen, und ich blinzele sie weg, bevor er sie sehen kann.

Er tut meine Worte mit einer Handbewegung ab. »Das ist die Vergangenheit. Es muss Ihnen nicht leidtun, *mademoiselle*. Die Welt, in der Sie heute leben, ist eine völlig andere, und darüber bin ich froh.« Er schlurft noch ein Stückchen weiter und betrachtet mit ernster Miene seine Bücherwand. Er legt einen knotigen Finger auf einen Buchrücken, dann auf einen anderen. »Als ich zurückkehrte, wusste ich nur einen einzigen Ort, den ich aufsuchen konnte: die Synagoge, in die ich als kleiner Junge gegangen war. Aber sie war zerstört worden. Sie war nur noch eine Ruine, kein Ort mehr.«

Ich sehe völlig gebannt zu, wie er die Bücher durchgeht. Er zieht eines heraus, schlägt etwas darin nach und stellt es dann ins Regal zurück.

»Als mir klar wurde, dass meine Liebsten nie mehr nach Hause zurückkehren würden, begann ich über diese gewaltige Tragödie nachzudenken, nicht nur über all die Toten, sondern über den Verlust ihrer Vermächtnisse«, fährt er fort. »Denn wenn man eine ganze Familie verschleppt und sie alle umbringt, wer wird dann ihre Geschichten erzählen?«

»Niemand«, murmele ich.

»*Précisément*. Und wenn das passiert, dann ist es, als ob ihr Leben ein zweites Mal ausgelöscht wird. Und daher habe ich begonnen, meine eigenen Verzeichnisse zu erstellen.« Er greift nach einem anderen Buch, und diesmal leuchten seine Augen auf, und er lächelt. Er blättert ein paar Seiten durch, bis er bei einer innehält. Er schweigt einen Moment, während er liest.

»Ihre eigenen Verzeichnisse?«, frage ich.

Er nickt und zeigt mir die Seite, bei der er innegehalten hat. Ich sehe eine schräge, krakelige Handschrift auf ordentlichen, linierten Seiten, die an den Rändern vergilbt sind. »Meine Listen der Verlorenen.« Er lächelt und ergänzt: »Und der Gefundenen. Und der Geschichten, die zu ihnen gehören.«

Ich trete einen Schritt zurück und sehe ehrfürchtig auf die Regale. »All diese Bücher sind Ihre Listen?«

»Ja.«

»Sie haben sie selbst zusammengestellt?« Ich sehe mich ungläubig um.

»In den ersten Tagen damals habe ich so meine Zeit ausgefüllt«, sagt er. »So konnte ich aufhören, in der Traurigkeit zu leben. Ich begann, jeden Tag zu Synagogen zu gehen, ihre Unterlagen einzusehen, mit jedem zu reden, den ich treffen konnte.«

»Aber wie haben Sie es geschafft, so viele Informationen zusammenzutragen?«

»Jeden, den ich traf, habe ich nach den Namen all derer gefragt, von denen er wusste, dass sie umgekommen waren, und all derer, von denen er wusste, dass sie überlebt hatten. Familienangehörige, Freunde, Nachbarn, ganz egal. Keine Information war klein oder *insignificant*. Jede stand für ein verlorenes oder ein gerettetes Leben. Im Laufe der Jahre habe ich ihre Erinnerungen aufgeschrieben und umgeschrieben, habe sie zu Bänden geordnet und bin den Anhaltspunkten nachgegangen, die sie mir gegeben haben, und ich habe die Leute ausfindig gemacht, die überlebt haben.«

»Mein Gott«, murmele ich.

»Jeder Mensch, der ein Lager überlebt hat«, fährt er fort, »hat viele Geschichten zu erzählen. Diese Menschen sind oft der Schlüssel zu denen, die verloren gegangen sind. Bei anderen ist der einzige Schlüssel, den wir haben, dass sie niemals zurückgekehrt sind. Aber ihre Namen sind hier und alle Details, die wir kennen.«

»Aber warum sind diese Listen nicht im Mémorial de la Shoah?«, frage ich.

»Das hier sind nicht die Art Unterlagen, die dort gesammelt werden«, sagt er. »Dort werden die offiziellen Unterlagen aufbewahrt, die von den Regierungen geführt wurden. Diese hier sind nicht offiziell. Und im Augenblick will ich meine Listen noch bei mir haben, denn ich stoße ständig auf neue Namen, und es ist wichtig, mein Lebenswerk zu bewahren. Wenn ich sterbe, dann werden diese Bücher in die Gedenkstätte kommen. Ich hoffe, dass man dort ebenfalls dafür sorgen wird, dass sie am Leben bleiben, damit so all die Menschen, die auf diesen Seiten beherbergt sind, für immer leben.«

»Das ist einfach unglaublich, Monsieur Berr«, sage ich.

Er nickt mit einem leisen Lächeln. »So unglaublich ist es gar nicht. Unglaublich wäre es, in einer Welt zu leben, in der man keine Listen von Toten erstellen müsste.« Bevor ich etwas erwidern kann, legt er einen Finger auf die aufgeschlagene Seite seines Buchs und sagt ruhig: »Ich habe sie gefunden.«

Ich sehe ihn verständnislos an.

»Ihre Familie«, stellt er klar.

Meine Augen weiten sich. »Augenblick, Sie haben die Namen gefunden? So schnell?«

Er kichert. »Ich lebe seit vielen Jahren in diesen Listen, *madame*. Ich kenne mich darin aus.« Er schließt für einen Moment die Augen und konzentriert sich auf die Seite vor ihm. »Die Familie Picard«, sagt er. »*Dix, Rue du Général Camou, septième arrondissement.*«

»Was heißt das?«

»Das war die Adresse Ihrer Großmutter«, sagt er. »Nummer zehn in der Rue du Général Camou. Ich habe versucht, auch die Adressen mit aufzunehmen, sofern ich es konnte.« Er lächelt leise und ergänzt: »Ihre Großmutter muss in einer hübschen Wohnung gelebt haben, im Schatten des Eiffelturms.«

Ich schlucke schwer. »Was steht da sonst noch?«

Er liest kurz voraus, bevor er wieder das Wort ergreift. »Die Eltern waren Albert und Cécile. Albert war Arzt. Die Kinder waren Hélène, Rose, Claude, Alain, David und Danielle.«

»Rose ist meine Großmutter«, flüstere ich.

Er sieht lächelnd von seinem Buch auf. »Dann werde ich meine Liste korrigieren müssen.«

»Warum?«

»Sie ist hier als ›mutmaßlich tot, 15. Juli 1942, Paris‹ aufgeführt.« Er sieht blinzelnd auf irgendetwas auf der Seite. »Nach meinen Aufzeichnungen ist sie an dem Abend weggegangen und nie mehr zurückgekehrt. Am nächsten Tag wurde ihre ganze Familie abgeholt.«

Mir hat es die Sprache verschlagen. Ich starre ihn nur an.

»Der sechzehnte Juli 1942«, fährt er fort. Sein Tonfall ist jetzt sanfter. »Der erste Tag der Vel' d'Hiv-Razzia.«

Meine Kehle ist wie ausgedörrt. Das ist die Massenverhaftung von dreizehntausend Parisern, von der ich im Internet gelesen habe.

»Ich war auch dort«, fügt er leise hinzu. »Meine Familie wurde ebenfalls an dem Tag abgeholt.«

Ich starre ihn nur an. »Es tut mir so leid.«

Er schüttelt den Kopf. »Das war das Ende des Lebens, das ich einmal kannte«, sagt er leise. »Und der Beginn des Lebens, das ich jetzt führe.«

Stille senkt sich über uns. »Was ist passiert?«, frage ich schließlich.

Er blickt in die Ferne. »Sie kamen vor Sonnenaufgang, um uns zu holen. Ich wusste nicht, dass wir damit zu rechnen hatten. Ich wusste nicht, dass es dazu kommen konnte. Im Nachhinein ist mir natürlich klar, dass ich es hätte wissen müssen. Wir alle hätten es wissen müssen. Aber manchmal im Leben ist es eben leichter zu glauben, dass alles wieder gut werden wird. Wir haben vor der Wahrheit die Augen verschlossen.«

»Aber wie hätten Sie das denn wissen können?«, frage ich.

Er nickt. »Im Nachhinein ist es immer leicht zu zweifeln, aber Sie haben recht; wir hätten unmöglich wissen können, was auf uns zukam. Wir – meine Frau und mein Sohn, der erst drei Jahre alt war – wurden mit vielen anderen ins Vélodrome d'Hiver im *quinzième* gebracht, in der Nähe des Eiffelturms, gleich bei der Seine. Dort waren vielleicht sieben- oder achttausend Menschen. Man konnte sie unmöglich alle zählen. Es war ein Meer von Menschen. Es gab kein Essen. Kaum Wasser. Wir waren zusammengepfercht wie die Sardinen. Manche Leute haben sich umgebracht. Ich habe eine Mutter gesehen, die ihr Baby erstickt hat, und ich dachte, sie sei verrückt, aber am Ende des dritten Tages begriff ich, dass sie gnädig gewesen war. Später, als sie laut wimmerte, sah ich, wie ein Wachmann sie erschoss. Ich kann mich noch genau erinnern, dass ich dachte: *die Glückliche*.«

Seine Stimme ist tonlos, aber seine Augen sind feucht, als er fortfährt: »Dort blieben wir fünf Tage, bevor sie uns wegbrachten. Am vierten Tag starb mein Sohn, mein Nicolas, in meinen Armen. Und bevor wir nach Drancy und dann nach Auschwitz gebracht wurden, wurden meine Frau und ich voneinander getrennt, aber ich konnte in ihren Augen sehen, dass sie schon längst

nicht mehr lebte. Nicolas zu verlieren hatte ihr den Lebenswillen genommen. Später hörte ich, sie habe schon die erste Selektion bei ihrer Ankunft in Auschwitz nicht überstanden, und sie habe kein einziges Mal geweint, als sie weggeführt wurde.«

»Es tut mir so leid«, murmele ich nur, aber wieder tut er meine Worte mit einer Handbewegung ab.

»Das ist lange her«, sagt er. Ich sehe zu, wie er sich wieder seinem Buch zuwendet und die Seite studiert, die, wie er mir sagte, die Informationen enthält, die ich gesucht habe.

»Alors«, sagt er. Er blinzelt ein paarmal. »Ihre Familie. Die Picards aus der Rue du Général Camou. Die beiden jüngsten, David und Danielle, sind in Auschwitz umgekommen. Gleich bei der Ankunft. David war acht Jahre alt und Danielle fünf.«

»Gott«, hauche ich. »Sie waren noch so klein.«

Monsieur Berr nickt. »Die meisten kleinen Kinder sind nie zurückgekehrt. Sie wurden sofort in die Gaskammer geschickt, da sie in den Augen der Deutschen nutzlos waren.« Er schluckt und liest weiter. »Hélène, achtzehn Jahre alt, und Claude, sechzehn, starben 1942 in Auschwitz, ebenso ihre Mutter, Cécile. Der Vater, Albert, starb Ende 1943 in Auschwitz.« Er hält einen Moment inne und ergänzt leise: »Hier steht, dass er im Krematorium gearbeitet hat, bis er im Winter krank wurde. Das muss schrecklich gewesen sein. Er kannte sein eigenes Schicksal.«

Ich spüre Tränen in meinen Augen, und diesmal ist es zu spät, um sie wegzublinzeln. Monsieur Berr schweigt, während sie mir in Strömen über die Wangen fließen. Es dauert ein paar Momente, bis seine Worte ganz zu meiner Seele durchdringen. »Sie sind alle dort umgekommen?«, flüstere ich. »In Auschwitz?« Er erwidert meinen Blick und nickt langsam, das Gesicht voller Mitgefühl. »Was ist mit Alain? Wie ist er gestorben?«

Zum ersten Mal an diesem Tag blickt Monsieur Berr verduzt. »Gestorben? Aber er war es doch, der mir diese Informationen gegeben hat.«

Ich starre ihn an. »Ich verstehe nicht.«

Er sieht noch einmal blinzeln auf die Seite. »Ja, dieses Interview ist auf den sechsten Juni 2005 datiert. Ich kann mich an ihn erinnern. Ein sehr netter Herr. Freundliche Augen. An den Augen kann man einen Menschen immer erkennen. Er hat mit einem anderen Überlebenden Schach gespielt, einem Mann, den ich kannte. So bin ich auf ihn gestoßen.«

»Augenblick.« Mein Herz hämmert, während ich zu begreifen versuche, was er sagt. »Wollen Sie damit sagen, dass Alain Picard, der Bruder meiner Großmutter, noch lebt? Und dass Sie mit ihm gesprochen haben?«

Monsieur Berr blickt besorgt. »*Bien sûr*, im Jahr 2005 war er auf jeden Fall noch am Leben. Ich weiß nicht, was danach aus ihm geworden ist. Er wurde nie deportiert, aber er hat im Krieg gelitten. So wie alle. Er hat mir erzählt, er sei in den Untergrund gegangen und hätte fast drei Jahre kaum etwas zu essen bekommen. Ein Mann, sein alter Klavierlehrer, bot ihm in den kältesten Winternächten einen Schlafplatz an, aber der Mann hatte Angst, damit seine eigene Familie in Gefahr zu bringen. Daher hat Alain auf der Straße geschlafen, und manchmal haben ihm die Nonnen von der Kirche etwas zu essen gegeben. Er wäre jetzt achtzig, falls er noch am

Leben ist. Andererseits bin ich selbst dreiundneunzig, meine Liebe. Und ich werde in absehbarer Zeit nicht aufgeben.«

Er lächelt darüber. Ich bin zu perplex, um etwas zu erwidern.

»Der Bruder meiner Großmutter«, murmele ich. »Wissen Sie, wo er ist?«

Monsieur Berr greift nach einem Notizblock. »Haben Sie einen Stift dabei?«, fragt er. Ich nicke und krame in meiner Handtasche. Er kritzelt etwas auf ein Blatt Papier, reißt es ab und reicht es mir. »Das ist die Adresse, die er mir 2005 gegeben hat. Das ist im Marais, im jüdischen Viertel, in der Nähe der Place des Vosges. Dort habe ich ihn beim Schachspielen getroffen.«

»Das ist ganz in der Nähe meines Hotels«, sage ich zu ihm. Ich sehe auf die Adresse, die er mir gegeben hat: 27, Rue du Foin, no. 2B. Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken.

»Na dann«, sagt Monsieur Berr. »Sie sollten jetzt gehen. Die Vergangenheit wartet auf niemanden.«



Ich bin starr vor Fassungslosigkeit, als ich Monsieur Berr Adieu sage und die Treppe hinuntereile. Meine Füße tragen mich zurück zur Seine, wo ich mir an der Hauptstraße ein Taxi winke und dem Fahrer den Zettel zeige, den Monsieur Berr mir eben gegeben hat. Der Fahrer knurrt zur Antwort und fährt von der Bordsteinkante los. Er schießt zwischen den Fahrspuren hin und her, nimmt eine Brücke über die Seine und schwenkt zurück nach Osten, parallel zum Fluss, während ich durchs rechte Fenster zusehe, wie die beiden Türme von Notre-Dame immer näher kommen. Schließlich biegt er nach links ab und hält nach etlichen Kurven und Biegungen mit quietschenden Reifen vor einem grauen steinernen Gebäude mit einer massiven, dunklen, hölzernen Doppeltür. Ich bezahle den Fahrer, und während er wieder losfährt, gehe ich auf das Klingelschild zu.

Dort, schwarz auf weiß, steht der Name *Picard*. Ich hole einmal tief Luft und drücke auf die Klingel neben dem inzwischen vertrauten Nachnamen. Erst jetzt wird mir bewusst, dass meine Hände zittern.

Mein Herz hämmert wie wild, während ich warte. Niemand antwortet. Ich klinge noch einmal, aber es kommt noch immer keine Reaktion. Meine Stimmung sinkt. Was, wenn es zu spät ist; was, wenn er tot ist? Ich rufe mir in Erinnerung, dass es ebenso gut möglich ist, dass er nur außer Haus ist; es ist mitten am Nachmittag an einem herrlichen Herbsttag. Vielleicht ist er spazieren oder einkaufen gegangen. Ich warte ein paar Minuten vor dem Gebäude, in der Hoffnung, dass irgendjemand hinein- oder herausgeht, den ich nach ihm fragen kann, aber die Straße ist still, und niemand kommt oder geht.

Ich werfe einen Blick auf meine Armbanduhr. Vielleicht ist er auf der Place des Vosges und spielt Schach, wie Monsieur Berr gesagt hat. Ich zücke meinen Stadtplan, klappe die richtige Seite auf und stelle fest, dass der Park keinen Block weit entfernt ist. Ich wende mich um und gehe in diese Richtung.

Unterwegs halte ich an einer Telefonzelle an, und nachdem ich ein paar Minuten versucht habe, einen Englisch sprechenden Telefonvermittler zu erreichen, benutze ich meine Visa-Card, um Annie auf ihrem Handy anzurufen. Mir ist klar, dass sie vermutlich schläft und nicht abnehmen wird, aber auf einmal brenne ich darauf, ihr zu berichten, was ich herausgefunden habe. Ihre Mailbox schaltet sich ein, und obwohl ich damit gerechnet hab, sackt meine Stimmung wieder ab. Ich überlege, ob ich ihr von Alain erzählen soll, aber stattdessen sage ich nur: »Ich habe eben an dich gedacht, Schatz, und ich wollte kurz Hi sagen. Es ist wunderschön hier in Paris. Ich glaube, ich habe vielleicht etwas gefunden, aber ich versuche, meine Hoffnungen nicht zu hoch zu hängen. Ich rufe dich später wieder an. Ich habe dich lieb.«

Fünf Minuten später betrete ich die Place des Vosges durch den mittleren von drei Steinbögen unter einem Gebäude. Der ganze Platz ist von einheitlichen Ziegel- und Steinbauten umgeben,

mit grauen Dächern, bodentiefen Fenstern und schmalen Balkonen. Fast zwanzig hoch aufragende Bäume mit gelbgrünen Blättern umgeben ein Reiterstandbild in der Mitte des rechteckigen Parks, und vier zweistöckige Brunnen schmücken die vier grasbewachsenen Ecken, umrahmt von sandigen Fußwegen.

Ich sehe mich nach irgendjemandem um, auf den Alains ungefähre Beschreibung passen könnte, aber bisher war der älteste Mann, den ich gesehen habe – ein Mann, der einen kleinen schwarzen Hund ausführte –, kaum älter als sechzig. Ich laufe den Park rasch der Länge nach ab, starre in die Gesichter der entgegenkommenden Leute, aber es ist niemand da, der Alain sein könnte. Schweren Herzens seufze ich und verlasse den Park in der Richtung, aus der ich gekommen bin. Allmählich dämmert mir, dass ich ihm vielleicht niemals begegnen werde, weder hier noch sonst irgendwo. Ich kämpfe gegen ein Gefühl abgrundtiefer Enttäuschung an – ich will mich noch nicht geschlagen geben.

Ich schlendere in Richtung Osten, um ein bisschen Zeit totzuschlagen, bevor ich noch einmal zu der Adresse zurückkehre, die Monsieur Berr mir gegeben hat. Ich gehe um ein paar Ecken, vorbei an Wohnhäusern und Geschäften, bis ich auf einmal in einer schmalen Straße voller Leute stehe, die in und aus Designerläden huschen. Rue des Rosiers, lese ich auf einem Straßenschild. Ich schlendere die Straße hinunter, während ich auf eine verwirrende Mischung aus anscheinend uralten Metzgereien, Buchhandlungen und Synagogen mit modernen Bekleidungsgeschäften dazwischen starre.

Vor einer kleinen Fassade mit einem Davidstern und dem Wort *synagogue*, das im Französischen offenbar dasselbe ist wie im Englischen, bleibe ich unvermittelt stehen. Mein Herz hämmert, während ich zitternd eine Hand ausstrecke, um die Außenmauer zu berühren. Ich frage mich, wie lange sie wohl schon hier steht und ob meine Großmutter irgendwann einmal vielleicht hier gebetet hat.

Während ich so dastehe, in Gedanken an die Vergangenheit versunken, zieht mich auf einmal ein vertrauter Geruch in die Gegenwart zurück. In der Luft liegt ein hauchzarter Duft der buttrigen, mit Zimt gewürzten und mit Feigen und Dörripflaumen gefüllten Sterntörtchen, die ich jeden Tag in meiner eigenen Bäckerei backe.

Als ich mich langsam umwende, stehe ich vor einer dunkelroten Ladenfassade mit großen Schaufenstern, die von Broten und Gebäckstücken überquellen. Eine Bäckerei. Ich blinzele ein paarmal, bevor ich, wie von einem unsichtbaren Magneten angezogen, über die Straße und durch die Ladentür schwebe.

Der Laden ist voller Leute. Auf der rechten Seite befindet sich eine lange Feinkostvitrine mit Fleisch und fertigen Salaten; und auf der linken ist eine schier unendliche Auslage mit Bagels, Käsekuchen, Torten, Törtchen und Gebäckstücken, alle mit kleinen Schildern versehen, die ihre Namen auf Französisch und ihren Preis in Euro angeben.

Ich stehe wie angewurzelt da, während ich die Blicke über die vertraute Auswahl schweifen lasse. Ich sehe den Zitronen-Trauben-Käsekuchen, der eine der Spezialitäten der Nordstern-Bäckerei ist, und einen köstlich aussehenden Strudel, der genauso aussieht wie der, der in meiner Bäckerei immer ausverkauft ist; und als ich einen Schritt näher herantrete, wird mir klar, dass es

praktisch derselbe ist; er ist mit Äpfeln, Mandeln, Rosinen, kandierten Orangenschalen und Zimt gefüllt, genau wie ich ihn mache. Es gibt sogar ein Roggensauerteigbrot genau wie das, mit dem ich vor zwei Jahren bei der Umfrage der *Cape Cod Times* zu den »Besten Broten am Cape« große Ehre eingefahren habe.

Und dort, im Schaufenster, liegen Scheiben von etwas, was sie hier *Ronde des Pavés* nennen. Ich kenne sie als kleine, einzeln gebackene Törtchen mit einer sternförmigen Gitterkruste obenauf, aber als ich mich hinunterbeuge, um mir die Scheiben genauer anzusehen, ist die Füllung unverkennbar: Mohn, Mandeln, Trauben, Feigen, Dörrpflaumen und Zimtzucker. Genau wie Mamies geliebte Sterntörtchen.

»*Que puis-je pour vous?*«, ertönt eine schrille französische Stimme hinter mir, und ich wende mich wie benebelt langsam um.

»Äh, ich spreche kein Französisch«, stammele ich. »Es tut mir leid.« Mein Herz rast noch immer.

Die Frau, die etwa in meinem Alter zu sein scheint, lächelt. »Kein Problem.« Sie wechselt nahtlos in ein akzentuiertes Englisch über. »Wir haben hier viele Touristen. Was darf es sein?«

Ich deute zitternd auf ein Stück *Ronde des Pavés*. Sie will es eben schon für mich einpacken, aber ich strecke einen Arm aus, um sie aufzuhalten. Ich spüre, wie meine Hand zittert, als sie ihren Arm berührt. Sie sieht verblüfft auf.

»Woher stammen diese Rezepte?«, frage ich sie.

Sie legt die Stirn in Falten und sieht mich misstrauisch an. »Das sind alte Rezepte meiner Familie, *madame*«, sagt sie. »Wir geben sie nicht heraus.«

»Nein, nein, das habe ich nicht gemeint«, beeile ich mich zu sagen. »Es ist nur so, ich habe eine Bäckerei in Amerika, in Massachusetts, und ich mache genau dieselben Sachen. Diese ganzen Rezepte, von denen ich immer dachte, es seien die Familienrezepte meiner Großmutter ...«

Das Misstrauen schwindet aus ihrer Miene, und sie lächelt. »Ah. Ihre Großmutter, ist sie Polin?«

»Nein, sie ist von hier. Aus Paris.«

Die Frau legt den Kopf auf die Seite. »Aber ihre Eltern sind aus Polen, oder?« Sie beißt sich auf die Lippe. »Diese Bäckerei wurde kurz nach dem Krieg von meinen Urgroßeltern eröffnet. 1947. Sie stammten aus Polen. Diese Rezepte sind stark osteuropäisch beeinflusst.«

Ich nicke langsam.

»Alles, was wir backen, wurde in der *tradition ashkénaze* meiner Familie entwickelt. Wir halten uns bis heute an diese Traditionen. Ihre Großmutter, ist sie *juive*? Äh, jüdisch?«

Ich nicke langsam. »Ja, ich glaube schon. Aber was ist diese *tradition ash...* was Sie da gesagt haben?«

»Das ist, wie sagt man, le *judaïsme traditionnel* in Europa«, erklärt sie. »Er begann in Deutschland, aber vor hunderten von Jahren zogen diese *juifs* in andere Länder Europas weiter im Osten. Vor dem Krieg waren die meisten *communautés juives*, äh, Gemeinden von *juifs*, in Europa *ashkénaze*, wie meine Urgroßeltern. Bevor Hitler sie vernichtet hat.«

Ich nicke langsam und betrachte wieder die Gebäckstücke. »Meine Großmutter hat uns immer erzählt, ihre Familie hätte hier in Paris eine Bäckerei gehabt«, sage ich leise. »Vor dem Krieg.« Ich sehe mich um, und mir wird bewusst, wie viele von Mamies Lieblingskuchen fehlen. »Haben Sie auch Pistazienkuchen?«, frage ich.

Sie schüttelt den Kopf, sieht mich verständnislos an, und ich beginne, ihr Mamies süße Halbmonde und ihre Mandel-Rosen-Törtchen zu beschreiben. Wieder schüttelt die Frau den Kopf. »Die kommen mir nicht bekannt vor.« Sie sieht sich um, scheint auf einmal zu bemerken, wie voll der Laden ist. »Es tut mir leid«, sagt sie. »Ich muss jetzt weiterarbeiten. Es sei denn, Sie wollen ein Teilchen.«

Ich nicke und deute auf ein Stück Ronde des Pavés. Ich weiß schon jetzt, dass es genau wie unsere Sterntörtchen schmecken wird. »Ich hätte gern eines davon«, sage ich.

Sie nickt, wickelt es in Wachspapier und legt es für mich in eine kleine weiße Bäckereitüte. »Das geht aufs Haus«, sagt sie, während sie mir die Tüte lächelnd reicht. »Vielleicht werden Sie mir ja auch ein Teilchen schenken, wenn ich einmal nach Massachusetts komme.«

Ich erwidere ihr Lächeln. »Danke. Und vielen Dank für Ihre Auskünfte.«

Sie nickt und wendet sich ab. Ich bin schon auf dem Weg zur Tür, als ich sie rufen höre: »Madame?«

Ich drehe mich noch einmal um.

»Diese anderen Dinge, die Sie erwähnt haben«, sagt sie. »Ich glaube nicht, dass sie zur osteuropäischen *tradition ashkénaze* gehören.« Sie winkt kurz und verschwindet dann in einem Gedränge wartender Kunden. Ich lege die Stirn in Falten und starre ihr verwirrt nach.

Ich esse mein Ronde des Pavés, während ich meine Schritte zurück zu der Adresse lenke, die Monsieur Berr mir gegeben hat. Es schmeckt nicht ganz so wie unsere Sterntörtchen, aber auf jeden Fall sehr ähnlich. Die, die ich backe, enthalten mehr Zimt – Mamie hat immer für Zimt geschwärmt –, und unsere Kruste ist ein bisschen fester und buttriger. Die Rosinen in dem Ronde sind goldgelb, während ich traditionelle dunkle Rosinen verwende. Aber es ist offensichtlich, dass die Rezepte denselben Ursprung haben.

Ich bin mit dem Teilchen fertig, aber nicht mit meinen wirbelnden Fragen, als ich wieder zu Alains Tür komme. Ich hole einmal tief Luft und schließe für einen Moment die Augen. Dabei mache ich mich auf das Gefühl von Enttäuschung gefasst, das mich zweifellos durchströmen wird, wenn er nicht öffnet. Ich schlage die Augen wieder auf und drücke auf die Klingel.

Zuerst schlägt mir nur Stille entgegen. Ich klingele noch einmal, und ich will mich eben schon abwenden, als auf einmal ein Knistern und eine gedämpfte männliche Stimme zu hören sind.

»Hallo!«, brülle ich fast in die Sprechanlage. Auf einmal hämmert mein Herz. »Ich bin auf der Suche nach Alain Picard.«

Eine Pause tritt ein, und dann höre ich noch mehr Knistern und wieder die gedämpfte männliche Stimme.

»Es tut mir leid, ich kann Sie nicht verstehen«, sage ich. »Ich ... ich versuche, Alain Picard zu erreichen.«

Die Sprechanlage knistert wieder, die Stimme sagt etwas, und dann höre ich zu meiner Erleichterung den Türsummer.

Ich drücke die Tür auf und schlüpfte rasch in einen winzigen, wunderschönen Innenhof, wo sich von roten Rosen umrahmte Weinreben an alten Steinmauern hochranken. Ich überquere rasch den Hof und betrete das Gebäude. Alain wohnt in Apartment 2B, hat Monsieur Berr gesagt. Ich steige die Treppe in der Ecke eine Etage hoch und wundere mich im ersten Moment, dass die beiden Wohnungen vor mir mit 1A und 1B bezeichnet sind. Aber dann fällt mir ein, dass die Franzosen im Erdgeschoss mit 0, nicht mit 1, zu zählen beginnen, und steige noch eine Etage höher.

Mit hämmerndem Herzen klopfe ich an die Tür mit der Aufschrift 2B. In dem Augenblick, als sie aufgeht und ich vor einem alten, leicht gebeugten Mann mit dichtem weißen Haar stehe, weiß ich es ganz sicher. Er hat Mamies Augen, diese schiefergrauen, leicht mandelförmigen Augen, die sie meiner Mutter vererbt hat. Ich habe meinen Großonkel gefunden. Mamie ist tatsächlich ein Teil dieser geheimnisvollen, verloren gegangenen Familie Picard, und damit bin ich es auch. Ich hole einmal tief Luft.

»Alain Picard?«, stoße ich hervor, als ich meine Stimme wiedergefunden habe.

»Oui«, sagt er. Er starrt mich an. Er schüttelt den Kopf und sagt etwas in schnellem Französisch.

»Es ... es tut mir leid«, sage ich. »Ich spreche nur Englisch. Es tut mir leid.«

»Verzeihen Sie, *mademoiselle*«, wechselt er nahtlos ins Englische über. »Es ist nur, Sie sehen aus wie jemand, den ich einmal gekannt habe. Es ist, als würde ich ein Gespenst sehen.«

Mein Herz hämmert. »Erinnere ich Sie an Ihre Schwester?«, frage ich. »An Rose?«

Alle Farbe weicht aus seinem Gesicht. »Aber woher wissen Sie ...?« Seine Stimme verliert sich.

»Ich glaube, ich bin Ihre Großnichte«, sage ich zu ihm. »Ich bin Roses Enkelin, Hope.«

»Nein«, sagt er mit einer Stimme, die jetzt kaum mehr als ein Flüstern ist. »Nein, nein. Das kann nicht sein. Meine Schwester ist vor siebzig Jahren gestorben.«

Ich schüttele den Kopf. »Nein«, sage ich. »Sie ist noch am Leben.«

»Non, *ce n'est pas possible*«, murmelt er. »Das ist unmöglich.«

»Sie hat immer gedacht, Sie wären gestorben«, sage ich leise.

Er starrt mich an. »Sie lebt?«, flüstert er nach einer langen Pause. »Sind Sie sicher?«

Ich nicke, denn die Worte bleiben mir auf einmal hinter einem Kloß im Hals stecken.

»Aber wie ... wie kommt es, dass Sie hier sind? Wie haben Sie mich gefunden?«

»Sie hat mich gebeten, nach Paris zu fahren, um herauszufinden, was mit ihrer Familie passiert ist«, sage ich. »Und Ihr Name stand nirgends in den Unterlagen.« Ich erkläre rasch, wie mich die Leute von der Gedenkstätte zu Olivier Berr geschickt haben.

»Ich kann mich an ihn erinnern«, sagt er leise. »Er hat auch mit Jacob gesprochen. Vor langer Zeit. Gleich nach dem Krieg.«

»Jacob?«, frage ich.

Seine Augen weiten sich. »Wissen Sie nichts von Jacob?«

Ich schüttele den Kopf. »Ist das noch einer Ihrer Brüder?« Ich frage mich, warum Mamie seinen Namen nicht auf die Liste gesetzt hat.

Alain schüttelt langsam den Kopf. »Nein«, sagt er. »Aber er hat Rose mehr bedeutet als alle anderen auf der Welt.«

Ich folge Alain in seine Wohnung, die klein und vollgestopft mit Büchern ist. Dutzende Teetassen stehen mit den dazugehörigen Untertassen auf Regalen und kleinen Schränken, einige sogar eingerahmt an den Wänden.

»Die hat meine Frau gesammelt«, sagt Alain, der meinem Blick gefolgt ist. Er deutet mit einem Nicken auf ein Regal voller Sammeltassen, während er den Flur hinunter in ein Wohnzimmer schlurft. »Mir haben sie ja noch nie gefallen. Aber nach ihrem Tod habe ich es nicht über mich gebracht, sie wegzuwerfen.«

»Das tut mir leid«, sage ich. »Wann ist sie denn ...?«

»Das ist lange her«, sagt er mit gesenktem Blick. Wir betreten das Wohnzimmer, und er bedeutet mir mit einer Handbewegung, auf einem von zwei hochlehnigen, mit rotem Samt bezogenen Stühlen Platz zu nehmen. Ich setze mich, und er lässt sich schwankend auf dem Stuhl mir gegenüber nieder. »Meine Anne war eine der wenigen Überlebenden von Auschwitz. Wir haben immer gesagt, wie viel Glück sie gehabt hat. Aber sie konnte keine Kinder bekommen wegen der Dinge, die man ihr angetan hatte. Sie starb mit vierzig an gebrochenem Herzen.«

»Das tut mir so leid«, murmele ich.

»Danke«, sagt er. Er beugt sich gespannt vor und starrt mich mit Augen an, die mir schmerzlich vertraut sind. »Und jetzt erzähl mir bitte von Rose. Verzeih mir; ich stehe unter Schock.«

Und so erzähle ich ihm rasch, was ich weiß: dass meine Großmutter Anfang der Vierzigerjahre in die Vereinigten Staaten kam, nachdem sie meinen Großvater geheiratet hatte; dass sie eine Tochter hatten, meine Mutter. Ich erzähle ihm von der Bäckerei, die Mamie am Cape Cod eröffnet hat, und wie ich erst vor einer Stunde über die *ashkénaze*-jüdische Bäckerei in der Rue des Rosiers gestolpert war und begriffen hatte, wie vertraut mir so viele der Gebäckstücke dort waren.

»Ich wusste ja schon immer, dass Rose das Backen im Blut liegt«, sagt Alain leise. »Unsere Mutter stammte aus Polen. Sie kam als kleines Mädchen mit ihren Eltern hierher nach Paris. Sie hatten eine Bäckerei, und bevor unsere Mutter unseren Vater heiratete, arbeitete sie jeden Tag dort. Selbst nachdem unsere Mutter Kinder bekommen hatte, half sie an den Wochenenden und an Abenden, an denen viel zu tun war, noch immer in der Bäckerei aus. Und Rose liebte es, sie dorthin zu begleiten. Backen ist das Vermächtnis unserer Familie.«

Ich schüttele den Kopf. Es erscheint mir unglaublich, dass ich mein ganzes Leben von Mamies Familiengeschichte umgeben war, ohne je etwas davon zu wissen. Jedes Mal, wenn ich einen Strudel oder Sterntörtchen gebacken habe, habe ich eine Tradition fortgeführt, die seit Generationen in unserer Familie weitergegeben wurde.

»Aber wie ist sie aus Paris entkommen?«, fragt Alain. Er beugt sich noch weiter vor, so weit, dass ich fast befürchte, er könnte von seinem Stuhl kippen. »Wir dachten immer, sie sei irgendwie ums Leben gekommen, kurz vor der Razzia.«

Meine Stimmung sinkt. »Ich weiß nicht«, sage ich. »Ich hatte gehofft, du würdest es wissen.«

Jetzt blickt er verwirrt. »Aber du hast doch gesagt, dass sie noch lebt, oder? Kannst du sie nicht fragen?«

Ich lasse den Kopf hängen. »Sie hat Alzheimer«, sage ich. »Ich weiß nicht, wie man das auf Französisch sagt.«

Als ich den Kopf hebe, sehe ich Alain nicken, das Gesicht verdüstert von Traurigkeit. »Es ist dasselbe Wort. Das heißt, sie kann sich nicht erinnern«, flüstert er.

»Sie hat bis jetzt noch nie über die Vergangenheit gesprochen«, sage ich. »Ehrlich gesagt, wusste ich bis vor ein paar Tagen nicht einmal, dass sie Jüdin ist.«

Jetzt blickt er völlig verduzt. »Aber natürlich ist sie Jüdin.«

Ich schüttele den Kopf. »In meinem Leben ist sie immer nur katholisch gewesen.«

Alain blickt irritiert. »Aber ...« Er bricht ab, als sei er sich nicht sicher, was er mich als Nächstes fragen soll.

»Ich verstehe es selbst nicht«, sage ich. »Ich habe erst vor ein paar Tagen erfahren, dass unsere Familie jüdisch war. Ich wusste nicht einmal, dass ihr Mädchename Picard war. Sie sagte immer, er sei Durand gewesen. Meine Tochter hat vor ein paar Jahren sogar ein Stammbaum-Projekt gemacht, und auf jedem Dokument, das wir finden konnten, stand Durand. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass sie eine Picard ist.«

Alain sieht mich einen langen Moment an und seufzt. »Rose Durand ist vermutlich die Identität, unter der sie geflohen ist. Um damals aus Frankreich herauszukommen, muss sie neue Papiere bekommen haben, wahrscheinlich im unbesetzten Teil Frankreichs. Und um neue Papiere zu bekommen, muss sie sich als jemand anders ausgegeben haben. Vermutlich hat sie Hilfe von der *résistance* bekommen, und sie haben ihr die gefälschten Papiere beschafft.«

»Gefälschte Papiere, die sie als Christin auswiesen? In denen sie Rose Durand anstatt Rose Picard hieß?«

»Im Krieg war es natürlich weitaus leichter, als Katholik zu fliehen als als Jude.« Alain nickt langsam. »Wenn sie gedacht hat, sie hätte uns alle verloren, dann wollte sie vielleicht vergessen. Vielleicht ist sie in ihrer neuen Identität völlig aufgegangen, da das für sie die einzige Möglichkeit war, ihre *santé d'esprit* zu bewahren. Ihre geistige Gesundheit.«

»Aber warum hätte sie glauben sollen, dass ihr alle tot seid?«, frage ich.

»Nach der Befreiung herrschte das reinste Chaos«, sagt Alain. »Wer von uns noch übrig war, ist zum Hôtel Lutetia am boulevard Raspail gegangen. Das war der Ort, den danach alle Überlebenden aufgesucht haben. Manche, um zu heilen, um ärztlich versorgt zu werden. Für den Rest von uns war es der Ort, um einander zu finden. Um unsere Familien zu suchen, die wir verloren hatten.«

»Und du bist dorthin gegangen?«, frage ich.

Er nickt. »Ich wurde nie deportiert«, sagt er leise. »Nach dem Krieg bin ich zum Hôtel Lutetia gegangen, um meine Familie zu finden. Ich wollte so unbedingt glauben, dass sie überlebt hatten, Hope. Wenn man dort ankam, heftete man die Namen der Familienangehörigen an ein Brett. ›Ich suche nach Cécile Picard, Mutter. Einundvierzig Jahre alt. Verhaftet am 16. Juli 1942. Ins Vel' d'Hiv gebracht.‹ Dann kamen Leute und erzählten einem: ›Ich habe deine Mutter in Auschwitz gekannt. Sie ist in ihrem dritten Monat dort an Lungenentzündung gestorben.‹ Oder: ›Ich habe mit deinem Vater in Auschwitz im Krematorium gearbeitet. Er wurde krank und in die Gaskammer geschickt, kurz vor der Befreiung des Lagers.«

Ich starre ihn an. »Du hast herausgefunden, dass sie alle umgekommen sind.«

»Alle«, flüstert Alain. »Großeltern, Cousins und Cousinen, Tanten, Onkel. Rose war ebenfalls als tot aufgeführt. Zwei Leute haben geschworen, sie hätten gesehen, wie sie bei der Razzia auf offener Straße erschossen wurde. Ich bin weggegangen, ohne meinen Namen zu hinterlassen, da es niemanden mehr gab, der mich hätte finden können. Das glaubte ich zumindest. Das ist der Grund, weshalb es keine Unterlagen über mich gibt. Ich wollte nur noch verschwinden.«

»Wie hast du es denn geschafft, der Verhaftung zu entgehen?«

»Ich war elf Jahre alt, als sie kamen, um uns abzuholen. Meine Eltern glaubten nicht an die ganzen Gerüchte, die wir hörten. Aber Rose schon. Sie konnte meine Eltern nicht überzeugen. Sie hielten sie für verrückt und für eine Närrin, den Prophezeiungen Jacobs Glauben zu schenken, der in ihren Augen ein junger Rebell war, der von nichts Ahnung hatte.«

Da war er wieder. Dieser Name. »Du hast mir noch gar nicht gesagt, wer Jacob ist.«

Alain forsch einen Augenblick lang in meinem Gesicht. »Jacob war alles«, sagt er schlicht. »Es war Jacob, der mir sagte, ich solle weglaufen, wenn die Polizei kommt. Es war Jacob, der mir sagte, ich solle versuchen, meine Familie zu überzeugen. Und es war Jacob, der mich gerettet hat, denn als wir von der Polizei abgeholt wurden, kletterte ich aus dem Hinterfenster, fiel drei Stockwerke tief auf die Erde und rannte davon.«

Er sieht lange Zeit auf seine Hände. Sie sind knotig und vernarbt. Schließlich holt er einmal tief Luft und fährt fort. »Ich habe meine Familie sterben lassen, da ich Angst hatte«, sagt er. Als er zu mir aufsieht, hat er Tränen in den Augen. »Ich habe mich nicht genug bemüht, sie zu überzeugen. Ich habe Danielle und David, die beiden jüngsten, nicht mitgenommen. Ich hatte Angst, schreckliche Angst, und deshalb sind sie alle nicht mehr da.«

Eine Träne rinnt ihm über die Wange. Bevor ich überlegen kann, was ich tue, bin ich schon bei ihm, um ihn zu umarmen. Er versteift sich für einen Moment, und dann spüre ich seine Arme um meine Schultern. Er zittert am ganzen Körper. »Du warst elf«, murmele ich. »Dich trifft keine Schuld.«

Ich löse mich von ihm, und er seufzt auf. »Egal, wer die Schuld trägt, meine ganze Familie wurde ermordet, und ich bin noch immer hier, siebzig Jahre später. Das habe ich mein Leben lang mit mir herumgeschleppt. Und es lastet schwer auf meinem Herzen.«

Ich kann Tränen in meinen eigenen Augen spüren, als ich wieder Platz nehme. »Aber woher wusste es dieser Jacob? Woher wusste er, dass er dir sagen musste, du solltest weglaufen?«



»Er gehörte einer Untergrundbewegung gegen die Nazis an«, sagt Alain. »Er hat den Gerüchten über die Todeslager geglaubt. Er hat geglaubt, dass wir systematisch vernichtet wurden. Er war in der Minderheit. Aber Rose hat ihm geglaubt. Und Jacob war mein Held, daher habe ich ihm auch geglaubt. Er muss sie gerettet haben.«

»Wie denn?«, frage ich leise.

Alain sieht mich lange an. »Ich weiß es nicht. Aber sie war seine große Liebe. Er hätte alles getan, um sie zu schützen. Alles.«

Ich blinzele. »Hat sie ihn denn auch geliebt?«

Er nickt. »Mit einer Kraft, von der ich gar nicht wusste, dass sie in ihr steckte«, sagt er. Er sieht lange Zeit in die Ferne. »Deswegen war ich all die Jahre immer so fest überzeugt, dass sie gestorben ist. Denn ich wusste, wenn sie überlebt hätte, dann wäre sie zurückgekommen, um ihn zu finden.«

»Und sie muss davon ausgegangen sein, dass er tot ist«, murmele ich. »Stand sein Name denn im Hôtel Lutetia?«

Alain blickt verblüfft. »Ja, er stand da«, sagt er. »Jacob hoffte gegen jede Vernunft, dass ihr die Flucht geglückt war, dass sie überlebt hatte, trotz der Gerüchte, die wir gehört hatten. Sein Name stand immer da, damit sie ihn, wenn sie zurückkommen sollte, finden würde.«

»Aber mein Großvater ist zurückgekommen«, sage ich zu ihm. »1949. Um herauszufinden, was mit ihrer Familie passiert ist. Das hat meine Großmutter gesagt.«

»Es gab keine Unterlagen über mich«, sagt Alain. »Das muss der Grund sein, weshalb er mich nicht gefunden hat. Aber Jacob hat alles getan, um auf den Listen zu stehen, nur für den Fall, dass Rose irgendwie überlebt haben sollte.«

Ich schlucke schwer, während ich mich frage, was das zu bedeuten hat. Hatte Mamie meinem Opa Jacobs Namen gar nicht genannt? Oder hatte mein Großvater Jacobs Namen tatsächlich auf einer Liste mit Überlebenden gefunden und Mamie nichts davon gesagt, da ihm klar war, wie sehr sie ihn offensichtlich liebte, und er das Leben schützen wollte, das er bereits mit ihr begonnen hatte? Ich schaudere unwillkürlich.

»Ist dieser Jacob denn entkommen, so wie du und meine Großmutter?«, frage ich Alain. »Vor der Razzia?«

Alain schüttelt den Kopf und holt einmal tief Luft. »Jacob war in Auschwitz«, sagt er schlicht. »Er hat überlebt, da er so fest daran geglaubt hat, dass Rose irgendwo in Sicherheit war. Er hatte sich geschworen, sie zu finden. Als ich ihn das letzte Mal sah, sagte er zu mir, er könne nicht glauben, dass sie tot sei, denn das hätte er in seiner Seele gefühlt. Es war die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit ihr, die ihn in dieser Hölle auf Erden am Leben erhalten hat.«

## ***Zitronen-Trauben-Käsekuchen***

### ***Zutaten***

*1½ Tassen geriebene Grahamcracker*  
*1 Tasse Kristallzucker*  
*1 TL Zimt*  
*6 EL ungesalzene geschmolzene Butter*  
*2 225-g-Schalen Frischkäse*  
*¼ Tasse weißer Traubensaft*  
*Saft und Schale einer unbehandelten Zitrone*  
*2 Eier*

### ***Zubereitung***

1. Ofen auf 190 Grad vorheizen. Die geriebenen Grahamcracker, ½ Tasse Zucker, Zimt und geschmolzene Butter gut verrühren. Gleichmäßig in eine Springform mit 20 cm Durchmesser drücken.
2. 6 Minuten backen. Aus dem Ofen nehmen und abkühlen lassen.
3. Ofentemperatur auf 150 Grad zurückschalten.
4. Den Frischkäse in einer mittelgroßen Schüssel mit einem elektrischen Handrührgerät glatt rühren. Nach und nach die restliche ½ Tasse Zucker unterschlagen. Traubensaft, Zitronensaft, Zitronenschale und Eier dazugeben und verrühren, bis die Masse glatt und klumpenfrei ist.
5. Den abgekühlten Teigboden auf ein Backblech legen. Die Frischkäsemasse auf dem Teigboden verteilen.
6. 40 Minuten backen oder bis die Mitte des Kuchens nicht mehr wackelt.

*Annie war heute hier gewesen, um Rose zu besuchen; da war sich Rose ganz sicher. Aber sie konnte sich keinen Reim darauf machen, was das Mädchen zu ihr gesagt hatte.*

*»Mom ist jetzt in Paris«, hatte Annie verkündet, wobei ihre grauen Augen aufgeregt blitzten. »Sie hat mir eine Nachricht auf die Mailbox gesprochen! Sie hat gesagt, dass sie, na ja, vielleicht etwas gefunden hat!«*

*»Das ist ja schön, Liebes«, hatte Rose erwidert. Aber sie kam nicht ganz darauf, wer Annies Mutter war. War sie eine Verwandte von Rose? Oder vielleicht eine ihrer Kundinnen in der Bäckerei? Aber sie konnte dem Mädchen ja schlecht sagen, dass sie sich nicht an ihre Mutter erinnerte. Daher sagte sie stattdessen: »Hat deine Mutter etwas Hübsches in einer Boutique gefunden? Einen Schal oder ein Paar Schuhe vielleicht?« Schließlich war Paris die Stadt der Mode.*

*Darüber hatte Annie gelacht, ein helles Geräusch, das Rose an die Vögel erinnerte, die früher, vor so langer Zeit, vor ihrem Fenster in der Rue du Général Camou gesungen hatten. »Nein, Mamie!«, hatte sie gerufen. »Sie ist zum Holocaust-Museum gefahren! Du weißt doch – um herauszufinden, was mit diesen Leuten passiert ist, von denen du uns erzählt hast!«*

*»Oh«, hatte Rose gemurmelt, und mit einem Mal war alle Luft aus ihren Lungen gewichen.*

*Annie war bald darauf gegangen, und Rose war allein mit ihren Gedanken zurückgeblieben, die sie immer mehr bedrängten. Die Worte des Mädchens hatten einen Tornado von Erinnerungen ausgelöst, der Rose in die Luft hochzureißen und fortzutragen drohte, in die Vergangenheit, wo sie sich in letzter Zeit immer öfter wiederfand. An den meisten Tagen fluteten die Erinnerungen völlig ungebeten herein, aber heute war es die Erwähnung von Paris und dem Holocaust, der Schoah, die Rose zu jenem entsetzlichen Tag im Jahr 1949 zurückschleuderte, als ihr lieber Ted nach Hause gekommen war und ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt hatte.*

*Sie liebte ihren Ehemann. Und da sie ihren Ehemann liebte, hatte sie ihm von Jacob erzählt, denn sie wusste, dass sie zu den Menschen, die sie liebte, aufrichtig sein sollte. Und sie war aufrichtig gewesen – bis zu einem gewissen Grad. Sie hatte Ted erzählt, dass es einen Mann gab, den sie in Paris sehr geliebt hatte. Es war fast unnötig gewesen, es zu sagen; sie wusste, dass es ohnehin offensichtlich war.*

*Aber als er sie gefragt hatte, ob sie den Mann in Paris mehr liebte als ihn, da hatte sie ihm nicht in die Augen sehen können. Und daher hatte er es gewusst. Er hatte es immer gewusst.*

*Sie wünschte, sie würde anders fühlen. Ted war ein wundervoller Mann. Er war ein wundervoller Vater für Josephine. Er war vertrauenswürdig und verlässlich. Er hatte ihr ein*

*Leben aufgebaut, das sie sich vor all den Jahren im Land ihrer Geburt niemals hätte erträumen können.*

*Aber er war nicht Jacob. Und das war sein einziger Makel.*

*In den ersten Jahren nach dem Krieg hatte sie es gar nicht wissen wollen. Jedenfalls nicht offiziell. In der ersten Zeit, als sie mit Ted verheiratet war und sie in New York lebten, in einer Wohnung nicht weit von der Freiheitsstatue, gab es immer wieder vereinzelte Neuigkeiten von anderen Einwanderern, die nach und nach aus Frankreich eintrudelten. Überlebende, so nannten sie sich. Rose fand, dass sie vielmehr wie Geister aussahen, bereits tot. Farblose, ausgehöhlte, ausdruckslose Augen, die durch Räume schweiften, als würden sie nicht wirklich dorthin gehören.*

*Ich habe deine Mutter gekannt, sagte einer der Geister. Ich habe sie in Auschwitz sterben sehen.*

*Ich habe die süße kleine Danielle in Drancy gesehen, sagte ein anderer. Ich weiß nicht, ob sie es auf den Transport geschafft hat.*

*Und die Neuigkeit, die ihre Seele erschütterte, kam von einem Geist namens Monsieur Pinusiewicz, den sie in einem früheren Leben gekannt hatte. Er war der Fleischer, dessen Geschäft in derselben Straße wie die Bäckerei ihrer Großeltern gelegen hatte.*

*Dieser Junge, mit dem du immer herumgelaufen bist? Jacob?*

*Rose hatte ihn angestarrt. Sie wollte nicht, dass er fortfuhr, denn sie konnte die Wahrheit in seinen Augen geschrieben sehen. Sie konnte es nicht ertragen, sie zu hören. Sie hatte einen ersticken Laut von sich gegeben, denn das war alles, was sie hervorstoßen konnte, und er hatte das als Zeichen aufgefasst fortzufahren.*

*Er war in Auschwitz. Ich habe ihn dort gesehen. Und ich habe ihn an dem Tag gesehen, an dem sie ihn zur Gaskammer geführt haben.*

*Und das war es gewesen. Er war verschwunden. Der Geist von Monsieur Pinusiewicz ebenso wie der letzte Funke Hoffnung, den sie gehabt hatte, sie könnte ihre Vergangenheit irgendwie wiederfinden.*

*Als sie New York schließlich verließ, wusste sie, dass es niemanden mehr gab. Die Geister hatten es ihr gesagt. Einer hatte gesehen, wie ihr Vater krank wurde, während er in Auschwitz im Krematorium arbeitete. Ein anderer hatte die Hand ihrer Mutter gehalten, als sie im Sterben lag. Wieder ein anderer hatte an Hélènes Seite gearbeitet und war eines Tages vom Feld zurückgekehrt, an einem Tag, als Hélène zu krank war, um von ihrer Schlafstatt aufzustehen, und hatte sie auf dem Boden liegend vorgefunden, totgeprügelt von den Wachleuten, ihr wunderschönes braunes Haar blutverklebt. Die Schicksale der anderen waren weniger klar, und Rose stellte keine Fragen. Was zählte, war, dass sie alle tot waren. Alle.*

*Und so hatte sie, als Ted ihr ein Leben weit weg von diesen hohläugigen Geistern versprach, weit weg von New York, an einem zauberhaften Ort namens Cape Cod, wo, wie er sagte, die Wellen gegen sandige Strände schlugen und Cranberrysträucher wuchsen, Ja gesagt. Da sie ihn liebte. Und da sie es schaffen musste, endgültig jemand anders zu werden. Sie musste sich darauf*

*konzentrieren, eine Familie zu gründen, da die, die sie einmal gehabt hatte, für immer verloren war.*

*Aber 1949, sieben Jahre nachdem sie Paris verlassen hatte, musste sie es mit Bestimmtheit wissen. Sie wusste, dass sie Rose Picard nicht ohne die Gewissheit begraben konnte, die ihr nur die offiziellen Unterlagen geben konnten. Was, wenn einer der Geister sich geirrt hatte? Was, wenn die kleine Danielle doch überlebt hatte und irgendwo in einem Waisenhaus war und glaubte, dass es auf der Welt niemanden mehr gab, der sie liebte? Was, wenn Hélène auf jenem Boden dort nicht gestorben war, sondern entkommen war und nun auf Rose wartete und sich fragte, wo sie war? Was, wenn der Geist, der gesagt hatte, er hätte die Hand ihrer Mutter gehalten, sich in der Identität der Frau getäuscht hatte, die er sterben sah?*

*Aber Rose konnte nicht hinfahren. Es grenzte schon an ein Wunder, dass sie es mit ihren gefälschten Papieren überhaupt in die Vereinigten Staaten geschafft hatte. Sie wusste, dass die Leute bei der Einwanderungsbehörde vermutlich nur deshalb ein Auge zugedrückt hatten, weil sie Ted geheiratet hatte, einen Kriegshelden. Sie hatte ihren Handel gemacht; jetzt war ihr Leben hier, und sie hatte eine kleine Tochter, die sie brauchte. Sie traute Frankreich nicht. Sie vertraute dem Land nicht, dass es sie wieder gehen lassen würde. Und sie befürchtete, dass ihr Herz es ohnehin nicht ertragen könnte zurückzukehren.*

*Und so bat sie Ted hinzufahren. Und da er sie liebte und ein guter Mann war, sagte er Ja.*

*Er brach an einem strahlenden Montag im Sommer auf. Sie wartete, während sich die Sekunden zu Minuten dehnten und die Minuten ihr wie Stunden vorkamen. Die Zeit zog sich so endlos hin wie das Toffee, das sie, Ted und die kleine Josephine auf ihrer Reise nach Atlantic City im Sommer zuvor gegessen hatten.*

*Als er schließlich sehr spät an jenem Freitagabend nach Hause kam, setzte er sich mit ihr in die stille, feuchte Hitze der Cape-Cod-Nacht und erzählte ihr alles.*

*Er war bei der Synagoge gewesen, bei der Rose aufgewachsen war. Es schmerzte sie zutiefst, als er ihr berichtete, dass die Synagoge im Krieg zerstört, aber so gut wie neu wiederaufgebaut worden war. Da wusste sie, dass er nicht verstand, dass Dinge, selbst wenn sie wiederaufgebaut wurden, nicht mehr dieselben waren. Das, was zerstört worden war, konnte man niemals wiedererlangen.*

*»Sie sind alle umgekommen, Rose«, sagte er sanft zu ihr. Er sah ihr in die Augen und hielt ihre Hände fest umklammert, als hätte er Angst, sie könnte davonschweben wie ein Heliumballon auf dem Weg zum Himmel. »Deine Mutter, dein Vater, deine Schwestern, deine Brüder. Alle. Es tut mir so leid.«*

*»Oh«, war alles, was sie hervorstoßen konnte.*

*»Ich habe mit dem Rabbi dort gesprochen«, sagte Ted leise. »Er hat mir gezeigt, wo ich die Unterlagen finden konnte. Es tut mir so leid.«*

*Sie erwiderte nichts.*

*»Willst du wissen, was mit ihnen passiert ist, Rose?«, fragte Ted.*

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf und wandte den Blick ab. Sie ertrug es nicht, es zu hören. Sie befürchtete, ihr Herz würde dabei in tausend Stücke zerspringen. Würde sie hier sterben, vor ihrem Ehemann, mit ihrer Tochter oben, wenn es brach? »Es ist meine Schuld«, flüsterte sie.

»Nein, Rose!«, rief Ted aus. »Das darfst du nicht denken. Nichts von alledem ist deine Schuld.« Er nahm sie in die Arme, aber ihr Körper war steif, widerstrebend.

Sie schüttelte langsam den Kopf, an seine Brust gelehnt. »Ich wusste es«, flüsterte sie. »Ich wusste, dass sie kommen würden, um uns abzuholen. Und ich habe mich nicht genug bemüht, meine Familie zu retten.«

Ihr war klar, dass sie damit für immer leben musste. Aber sie wusste nicht, wie. Das war der Grund, weshalb sie nicht mehr sie selbst sein konnte. Das war der Grund, weshalb sie Trost in Rose Durand und später in Rose McKenna gefunden hatte. Es war unmöglich, Rose Picard zu sein. Rose Picard war vor langer Zeit mit ihrer Familie in Europa gestorben.

»Es ist nicht deine Schuld«, sagte Ted noch einmal. »Du musst aufhören, dir Vorwürfe zu machen.«

Sie nickte, denn sie wusste, dass das von ihr erwartet wurde. Sie löste sich von ihm. »Und Jacob Levy?«, fragte sie mit tonloser Stimme, während sie schließlich doch aufsaß, um Teds Blick zu erwidern.

Diesmal war er es, der den Blick abwandte. »Meine liebe Rose«, sagte er. »Dein Freund Jacob ist in Auschwitz gestorben. Kurz vor der Befreiung des Lagers.«

Rose blinzelte ein paarmal. Es war, als hätte ihr jemand den Kopf unter Wasser gedrückt. Auf einmal konnte sie nichts mehr sehen, konnte nicht mehr atmen. Sie schnappte nach Luft. »Bist du sicher?«, fragte sie eine ganze Weile später, als sich ihre Lungen wieder mit Luft gefüllt hatten.

»Es tut mir leid«, sagte Ted.

Und das war es gewesen. An jenem Tag war die Welt für Rose sehr kalt geworden. Sie nickte und wandte den Blick von ihrem Mann ab. Sie würde nicht weinen. Sie konnte nicht weinen. Sie war innerlich bereits gestorben, und zu weinen würde heißen zu leben. Und wie konnte sie das ohne Jacob?

Jacob hatte ihr immer gesagt, dass die Liebe sie beide retten würde. Und sie hatte ihm geglaubt. Aber er hatte unrecht behalten. Sie war gerettet worden, aber was war sie schon ohne ihn? Welchen Sinn hatte ihr Leben dann noch?

In diesem Augenblick tauchte Josephine um die Ecke auf, in dem langen rosa Baumwollnachthemd, das Rose ihr genäht hatte, ihre Cynthia-Puppe umklammernd.

»Was ist los, Mama?«, fragte Josephine von der Tür, schläfrig ihre Eltern anblinzeln.

»Ach nichts, Liebes.« Rose stand auf und durchquerte das Zimmer, um sich neben ihre Tochter zu knien. Sie sah das kleine Mädchen an und rief sich in Erinnerung, dass dies jetzt ihre Familie war; dass die Vergangenheit vorbei war, dass sie es diesem Leben schuldig war, weiter durchzuhalten.

Aber sie fühlte nichts.

Nachdem sie Josephine wieder ins Bett gesteckt und ihr ein Schlaflied gesungen hatte, das ihre eigene Mutter ihr so viele Jahre zuvor gesungen hatte, hatte sie im Dunkeln neben Ted gelegen,

*bis sich seine Brust im Schlummer sanft hob und senkte und sie spürte, wie er in seine Träume entglitt.*

*Sie erhob sich leise, schweigend, und ging auf den Flur hinaus. Sie stieg die schmale Treppe zu der kleinen Dachterrasse ihres Hauses hoch und trat in die stille Nacht hinaus.*

*Der Mond stand voll und schwer über der Bucht von Cape Cod, die Rose über den Häuserdächern sehen konnte. Das fahle Licht des Mondes spiegelte sich auf der Wasseroberfläche, und wenn Rose hinuntergesehen hätte, dann hätte sie fast glauben können, dass das Meer von innen beleuchtet war. Aber sie sah nicht hinunter. In dieser Nacht suchte sie den Himmel nach den Sternen ab, die sie benannt hatte. Mama. Papa. Hélène. Claude. Alain. David. Danièle.*

*»Es tut mir leid«, flüsterte sie in den Himmel. »Es tut mir so leid.«*

*Es kam keine Antwort. In der nahen Ferne hörte sie die Wellen an die Küste schlagen. Der Himmel schwieg.*

*Sie suchte den Himmel ab, Entschuldigungen murmelnd, bis am östlichen Horizont der Morgen zu dämmern begann. Sie konnte ihn noch immer nicht finden. War das ihr Schicksal? War er für sie für immer verloren?*

*»Jacob, wo bist du?«, rief sie zum Himmel hoch.*

*Aber es kam keine Antwort.*

Die Luft in Paris wird ganz still, als sich die Dunkelheit über die Stadt senkt. Zuerst verdüstert sich der Himmel, geht von dem fahlen, diesigen Lavendelblau des Spätnachmittags in das tiefer werdende Blau des Abends über, orangerot und golden gestreift am Horizont. Während die ersten Sterne Löcher in das Tuch der Abenddämmerung brennen, halten sich noch Wolkenfetzen über der untergehenden Sonne, färben sich in rubinroten und rosa Schattierungen. Schließlich, als das Saphirblau in die Nacht entschwindet, gehen die Lichter von Paris an, so funkelnd und unendlich wie die Sterne. Ich stehe mit Alain auf dem Pont des Arts und sehe ehrfürchtig zu, wie der Eiffelturm mit einer Million winziger weißer Lichter vor dem samtigen Himmel zu glitzern beginnt.

»Ich habe noch nie etwas so Wunderschönes gesehen«, murmele ich. Alain hatte einen Spaziergang vorgeschlagen, da er eine Pause vom Reden über die Vergangenheit brauchte. Ich brenne darauf, die Geschichte von Jacob zu hören, aber ich will Alain nicht bedrängen. Ich muss mir vor Augen halten, dass Alain achtzig Jahre alt ist und dass diese lange vergrabenen Erinnerungen schmerzlich für ihn sein müssen.

Wir lehnen uns gegen das Brückengeländer, blicken nach Westen, und als sich seine Hand sanft um meine schließt, kann ich spüren, wie sie zittert. »Genau das hat deine Großmutter auch immer gesagt«, sagt er leise. »Sie ist immer mit mir hierher gegangen, als ich ein kleiner Junge war, vor der Besatzung, und hat mir erzählt, der Sonnenuntergang über der Seine sei eine Schau Gottes, nur für uns aufgeführt.«

Ich spüre Tränen in meinen Augen und schüttele den Kopf, um sie loszuwerden, denn sie lassen die zauberhafte Aussicht verschwimmen.

»Wenn ich mich einsam fühle«, sagt Alain, »komme ich immer hierher. Ich habe jahrelang geträumt, Rose sei bei Gott und würde den Himmel für mich erleuchten. Ich habe mir nie vorgestellt, dass sie die ganze Zeit am Leben war.«

»Wir müssen noch einmal versuchen, sie zu erreichen«, sage ich. Wir hatten sie anzurufen versucht, bevor wir zu unserem Spaziergang aufbrachen, aber sie hatte nicht abgenommen; vermutlich hatte sie sich ein bisschen aufs Ohr gelegt, was sie in letzter Zeit immer öfter zu tun schien. »Wir müssen ihr sagen, dass ich dich gefunden habe. Auch wenn sie es vielleicht nicht versteht oder sich nicht erinnert.«

»Natürlich«, sagt Alain. »Und dann werde ich mit dir zurückfliegen. Zurück ans Cape Cod.«

Ich drehe mich um und starre ihn an. »Wirklich? Du wirst mit mir zurückfliegen?«

Er lächelt. »Ich habe siebzig Jahre ohne Familie verbracht«, sagt er. »Ich will nicht einen Augenblick länger verschwenden. Ich muss Rose sehen.«

Ich lächele in die Dunkelheit.



Als die letzten Strahlen der Sonne am Horizont versunken und alle Sterne aufgegangen sind, hakt sich Alain bei mir unter, und wir gehen langsam zurück in die Richtung, aus der wir gekommen sind, auf den prächtigen Louvre zu, der in gedämpftem Licht erstrahlt, mit seinem Spiegelbild auf dem Fluss unter uns.

»Jetzt werde ich dir von Jacob erzählen«, sagt Alain leise, während wir durch den Innenhof des Louvre in Richtung Rue de Rivoli gehen.

Ich sehe ihn an und nicke. Mir wird bewusst, dass ich den Atem anhalte.

Alain holt einmal tief Luft und beginnt mit langsamer, stockender Stimme. »Ich war mit Rose zusammen, als sie ihn kennenlernte. Es war Ende 1940, und obwohl Paris bereits an die Deutschen gefallen war, war das Leben noch immer normal genug, um glauben zu können, es würde alles gut werden. Unsere Lage verschlechterte sich zwar, aber wir hätten uns nie vorstellen können, was noch alles auf uns zukommen sollte.«

Wir biegen nach rechts in die Rue de Rivoli ein, auf der noch immer reges Treiben herrscht, obwohl die Geschäfte jetzt geschlossen sind. Pärchen schlendern Händchen haltend und miteinander flüsternd durch die Dunkelheit, und einen Moment lang kann ich mir vorstellen, wie Mamie und dieser Jacob vor siebzig Jahren durch genau diese Straße gegangen sind. Ich schaudere.

»Es war Liebe auf den ersten Blick, wie ich sie weder davor noch danach je wieder gesehen habe«, fährt Alain fort. »Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Aber es war vom ersten Augenblick an, als hätten sie die andere Hälfte ihrer Seelen gefunden.«

So kitschig es auch klingt, liegt in Alains Stimme doch ein solcher Ernst, dass ich ihm einfach glauben muss.

»Von jenem ersten Augenblick an war Jacob immer bei uns«, fährt Alain fort. »Mein Vater wollte nichts von ihm wissen, da er aus einer unteren Schicht stammte. Mein Vater war Arzt, während Jacobs Vater Fabrikarbeiter war. Aber Jacob war freundlich, höflich und intelligent, sodass meine Eltern ihn duldeten. Er nahm sich immer Zeit, um mir etwas zu erklären und mit David und Danielle zu spielen.«

Alain hält einen Augenblick inne, und ich stelle mir vor, dass er an seinen kleinen Bruder und seine kleine Schwester denkt, die er vor so langer Zeit verloren hat. Wir gehen eine Zeit lang schweigend, und ich frage mich, wie es sein muss, in so jungen Jahren seine Unschuld vollständig zu verlieren und sie nie wiedererlangen zu können. Wir kommen am Hôtel de Ville vorbei, das in fahles Licht getaucht ist. Alain nimmt meine Hand, als wir die Straße überqueren, und während wir in nördlicher Richtung weiter ins Marais gehen, lässt er sie nicht mehr los. Und mir wird bewusst, dass ich das auch gar nicht will. Ich habe auch eine Familie vermisst, jetzt, wo meine Mutter nicht mehr da ist und das Gedächtnis meiner Großmutter nahezu verschwunden ist.

»Als die ersten antijüdischen Gesetze erlassen wurden und unsere Lage sich verschlechterte, begann Jacob, freimütiger über seinen Widerstand gegen die Nazis zu sprechen, und meine Eltern machten sich Sorgen«, fährt Alain fort. »Weißt du, mein Vater wollte glauben, wir seien sicher, da wir wohlhabend waren. Er wollte glauben, dass die Leute maßlos übertrieben, dass die

Nazis nicht wirklich vorhätten, uns etwas anzutun. Jacob hingegen verstand genau, was Sache war. Er gehörte einer Untergrundbewegung an. Er glaubte, dass die Nazis uns alle vom Antlitz der Erde auslöschen wollten. Er hatte natürlich recht.

Rückblickend frage ich mich, warum meine Eltern die Lage damals nicht klarer erkannt haben«, sagt Alain. »Ich glaube, sie *wollten* nicht glauben, dass unser Land uns den Rücken kehren würde. Sie wollten an das Beste glauben. Und als Jacob die Wahrheit aussprach, da wollten sie sie nicht hören. Mein Vater war empört und warf ihm vor, Lügen und Propaganda in unser Haus zu bringen. Rose und ich waren die Einzigen, die ihm glaubten.« Alains Stimme ist hohl, fast ein Flüstern. »Und das hat uns beiden das Leben gerettet.«

Wir gehen noch eine Weile schweigend. Unsere Schritte hallen von den steinernen Mauern um uns wider.

»Wo ist Jacob jetzt?«, frage ich schließlich.

Alain bleibt unvermittelt stehen und sieht mich an. Er schüttelt den Kopf. »Ich weiß nicht«, sagt er. »Ich weiß nicht, ob er noch lebt.«

Mein Herz verkrampft sich schmerzhaft.

»Das letzte Mal haben wir uns 1952 gesprochen, als Jacob nach Amerika aufgebrochen ist«, sagt Alain.

Ich starre ihn an. »Er ist nach Amerika gegangen?«

Alain nickt. »Ja. Ich weiß nicht, wohin in Amerika. Aber das ist natürlich fast sechzig Jahre her. Er wäre jetzt siebenundachtzig. Es ist gut möglich, dass er nicht mehr lebt. Vergiss nicht, er war zwei Jahre in Auschwitz, Hope. Das fordert seinen Tribut.«

Ich wage nicht zu sprechen, bis wir wieder bei Alains Wohnhaus angekommen sind. Ich kann noch immer nicht fassen, dass meine Großmutter und ihre offensichtliche große Liebe sechzig Jahre in ein und demselben Land gelebt haben, ohne je zu wissen, dass der andere überlebt hatte. Aber wenn Jacob sie während des Krieges gefunden hätte, dann wäre meine Mutter vielleicht nie geboren worden und ich natürlich auch nicht. War also letztendlich alles so gekommen, wie es kommen sollte? Oder war meine eigene Existenz ein Schlag ins Gesicht der wahren Liebe?

»Ich muss versuchen, ihn zu finden«, sage ich, während Alain den Code in das Tastenfeld rechts neben der Tür eingibt. Er hält mir die Tür auf.

»Ja«, stimmt er mir schlicht zu.

Ich folge ihm hoch in seine Wohnung. Ich fühle mich wie benebelt.

»Wollen wir es jetzt noch einmal bei Rose versuchen?«, fragt er, sobald er die Tür hinter uns geschlossen hat.

Ich nicke wieder. »Aber vergiss nicht, sie hat gute und schlechte Tage«, erinnere ich ihn. »Es ist sehr gut möglich, dass sie nicht verstehen wird, wer du bist. Sie ist anders, als sie früher einmal war.«

Er lächelt. »Wir sind alle anders, als wir früher einmal waren«, sagt er. »Ich verstehe das.«

Ich werfe einen Blick auf meine Armbanduhr. Es ist kurz vor zehn, das heißt, am Cape müsste es jetzt kurz vor vier sein, so spät am Tag, dass Mamie vermutlich in einem Dämmerzustand ist; bei Demenzpatienten lässt die geistige Klarheit im Laufe des Tages oft nach. »Hast du auch

bestimmt nichts dagegen, wenn ich sie von deinem Telefon aus anrufe?«, frage ich. »Es ist teuer.«

Alain lacht. »Und wenn es eine Million Euro kosten würde, ich würde es trotzdem wollen.«

Ich lächle, nehme den Hörer ab und wähle die 001 und dann Mamies Nummer. Ich lasse es sechsmal klingeln, bevor ich wieder auflege. »Das ist ja seltsam«, sage ich. Ich sehe noch einmal auf die Uhr. Mamie nimmt nicht an den gesellschaftlichen Aktivitäten in ihrem Heim teil – sie sagt, Bingo sei etwas für Kinder –, daher gibt es keinen Grund, weshalb sie nicht auf ihrem Zimmer sein sollte. »Vielleicht habe ich mich verwählt.«

Ich versuche es noch einmal, und diesmal lasse ich es achtmal klingeln, bevor ich wieder auflege. Alain sieht mich stirnrunzelnd an, und obwohl ich ein ungutes Gefühl im Bauch habe, zwingt mich zu einem Lächeln. »Sie geht nicht ans Telefon, aber vielleicht ist meine Tochter mit ihr spazieren gegangen oder so.«

Alain nickt, aber er blickt besorgt.

»Hast du etwas dagegen, wenn ich es bei ihr versuche?«, frage ich. »Bei meiner Tochter?«

»Natürlich nicht«, sagt Alain. »Nur zu.«

Ich wähle die 001 und dann Annies Handynummer. Sie nimmt beim ersten Klingeln ab. »Mom?«, fragt sie, und ich kann an ihrer Stimme hören, dass irgendetwas nicht stimmt.

»Was ist los, Schatz?«, frage ich.

»Es ist wegen Mamie«, sagt sie. Ihre Stimme bebt. »Sie ... sie hatte einen Schlaganfall.«

Mir stockt das Herz, und ich sehe fassungslos zu Alain hoch. Ich weiß, dass er mir alles am Gesicht ablesen kann.

»Ist sie ...?«, frage ich. Ich führe den Satz nicht zu Ende.

»Sie ist im Krankenhaus«, antwortet Annie. »Aber es geht ihr nicht gut.«

»O mein Gott.« Ich sehe wieder zu Alain hoch, der jetzt panisch blickt.

»Was ist passiert?«, fragt er.

Ich halte eine Hand über den Hörer und sage: »Meine Großmutter hatte einen Schlaganfall. Sie ist im Krankenhaus.«

Alain fährt sich mit einer Hand an den Mund, während ich meine Aufmerksamkeit wieder meiner Tochter zuwende. »Schatz, geht es dir gut?«, frage ich. »Wer ist bei dir?«

»Mr Keyes«, murmelt sie.

»Gavin?«, frage ich verwirrt. »Aber wo ist dein Dad?«

»Noch in der Arbeit«, sagt sie. »Ich – ich habe versucht, ihn anzurufen. Aber seine Sekretärin hat gesagt, er sei mitten in einer wichtigen Verhandlung. Sie hat gesagt, er würde mich anrufen, wenn das Gericht eine Sitzungspause macht.«

Ich schließe die Augen und versuche zu atmen. »Es tut mir so leid, dass ich nicht bei dir bin, Schatz. Ich komme so schnell wie möglich nach Hause. Versprochen.«

»Ich habe versucht, dich in deinem Hotel anzurufen«, sagt Annie leise. »Wo warst du denn?«

Ich sehe zu Alain hoch. Tränen stehen ihm in den Augen.

»Ich muss dir so vieles erzählen, Annie«, sage ich. »Ich erzähle es dir, sobald ich nach Hause komme, okay?«

»Okay«, sagt sie leise.

»Kann ich kurz mit Gavin sprechen?«

Sie gibt keine Antwort, aber ich höre ein Rascheln, während sie ihm das Telefon reicht. »Hallo?«, sagt er kurz darauf, und erst als ich seine Stimme höre, wird mir bewusst, dass ich die Luft angehalten habe, und ich atme erleichtert aus.

»Gavin, was ist passiert?«, falle ich gleich mit der Tür ins Haus. Ich weiß, ich sollte mich erst einmal dafür bedanken, dass er wieder einmal für mich eingesprungen ist, aber ich kann nur an Mamie denken und daran, wie Annie zurechtkommt.

»Hope, deine Großmutter hatte einen Schlaganfall, aber sie haben sie stabilisiert.« Sein Tonfall ist ganz geschäftsmäßig, aber ich höre eine Sanftheit heraus, die mich beschwichtigt. »Sie hat das Bewusstsein noch nicht wiedererlangt, aber sie überwachen sie. Es ist noch zu früh, um zu sagen, wie viel Schaden sie erlitten hat.«

»Aber wie ... was ...?« Meine Stimme verliert sich, denn ich weiß nicht einmal, was ich eigentlich fragen will. Wieder sehe ich hilflos zu Alain hoch. Er sitzt zusammengesunken auf einem Stuhl mir gegenüber und sieht mich mit feuchten Augen an. Seine knotige Hand liegt noch immer über seinem Mund. »Wie hast du davon erfahren?«

»Annie hat mich angerufen«, erklärt Gavin rasch. »Sie war bei ihrem Vater. Ich nehme an, die betreute Wohnanlage deiner Großmutter hatte noch immer deine alte Telefonnummer als Kontaktnummer für Notfälle, daher hat eine Schwester dort angerufen, und Annie hat abgenommen. Sie konnte niemanden erreichen, der sie ins Krankenhaus fährt, daher hat sie mich gebeten.«

»Es tut mir leid«, murmele ich. »Ich meine, vielen Dank.«

»Hope, sei nicht albern«, sagt Gavin. »Ich habe Annie gern geholfen. Ehrlich gesagt, war ich sowieso schon in ihrer Straße, ich musste bei Joan Namvars Cottage etwas reparieren und war fast fertig damit, daher konnte ich sie gleich abholen.«

Ich schließe die Augen. »Danke, Gavin. Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll.«

»Keine Ursache«, sagt er abwehrend.

»Geht es ihr gut?«, frage ich. »Annie, meine ich?«

»Es geht ihr gut«, sagt er. »Sie ist etwas mitgenommen, aber es geht ihr gut. Keine Sorge, ich bleibe bei ihr, bis dein Ex von der Arbeit kommt.«

»Danke«, flüstere ich. »Ich mache es bei dir gut, Gavin.«

»Keine Ursache«, sagt er noch einmal.

Ich hole einmal tief Luft. »Ich nehme den nächsten Flug, den ich kriegen kann.« Es fällt mir grundsätzlich nicht leicht, Gefälligkeiten von anderen Leuten anzunehmen, und ich weiß, dass ich in diesem Fall noch lange tief in Gavins Schuld stehen werde.

»Hope, geht es *dir* denn gut?«, fragt Gavin.

Ich blinzele ein paarmal. Das fragt mich sonst nie jemand. »Ja«, lüge ich. »Kann ich nochmal mit Annie sprechen?«

»Na klar«, sagt Gavin. »Bleib dran. Bis bald.«

Wieder höre ich ein Rascheln, und dann ist Annie in der Leitung. »Mom?«, fragt sie.

»Hör zu, das mit deinem Dad tut mir leid«, sage ich. »Ich rufe ihn jetzt gleich an und sag ihm, dass er ...«

»Ist schon gut, Mom«, unterbricht mich Annie. »Mr Keyes ist ja bei mir.«

Ich seufze und kneife mich in den Nasenrücken. »Ich komme, so schnell ich kann, Schatz«, sage ich.

»Ich weiß«, sagt Annie.

»Ich habe dich lieb, meine Süße.«

Eine Pause tritt ein. »Ich weiß«, sagt Annie noch einmal. Aber dann fügt sie hinzu: »Ich dich auch.«

Und das ist der Augenblick, als ich in Tränen ausbreche.

Alain ruft bei allen Fluggesellschaften an, während ich verzweifelt versuche, mich in den Griff zu bekommen. Ich laufe in seiner Wohnung auf und ab wie ein Tier im Käfig. Zum x-ten Mal stelle ich mir vor, wie Annie im Warteraum des Krankenhauses weint, ohne jemanden, der sie trösten kann, bis auf Gavin Keyes. Er war in diesen letzten Monaten wundervoll zu uns, aber trotzdem, so gut kennt sie ihn nun auch wieder nicht, und sie muss schreckliche Angst um Mamie haben. Ihr Vater sollte dort bei ihr sein, nicht Gavin. Ich nehme mir vor, sobald Alain mit dem Telefonieren fertig ist, Rob anzurufen und ihm gehörig die Meinung zu sagen.

»Ich habe dein Ticket umgebucht«, sagt Alain, als er schließlich auflegt, »und eines für mich gekauft. Der früheste Nonstop-Flug, den ich für uns bekommen konnte, geht um 13.25 Uhr und landet um kurz nach drei in Boston. Es gab noch frühere Flüge von Paris, aber mit den Zwischenstopps wären wir damit nur später in Boston angekommen.«

Ich nicke blinzeln; morgen um 13.25 Uhr scheint eine Ewigkeit weit weg zu sein. »Danke«, sage ich. »Wie viel bin ich dir schuldig?« Ich weiß, ich sollte jetzt nicht an Geld denken, aber mir ist bewusst, dass die Kosten weitaus höher sein werden als der Tausend-Dollar-Scheck, den Mamie mir gegeben hat. Ich habe keine Ahnung, wie ich dafür aufkommen soll.

Alain blickt verwirrt. »Sei nicht albern«, sagt er. »Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, um über solche Dinge zu reden. Wir müssen schnell nach Boston kommen, um Rose zu sehen.«

Ich nicke. Ich werde später darauf bestehen. Ich habe jetzt nicht die Kraft dafür. »Danke«, sage ich leise.

Ich frage Alain, ob ich noch einmal sein Telefon benutzen darf, und er beobachtet mich genau, während ich erst mit Robs Sekretärin spreche und dann, nachdem ich sie überredet habe, mich durchzustellen, mit angespannter Stimme mit Rob rede.

»Mein Gott, Hope, ich fahre hin, sobald ich kann«, sagt Rob. »Ich bin mitten in einer wichtigen Anhörung. Es ist schließlich nicht so, dass Annie in Lebensgefahr schwebt oder so.«

»Deine Tochter ist im Krankenhaus, *allein und verängstigt*«, sage ich mit zusammengebißenen Zähnen. »Ist dir das etwa egal?«

»Ich habe doch gesagt, ich fahre hin, sobald ich kann«, wiederholt er.

»Ja, ich habe dich beim ersten Mal gehört«, gebe ich zurück. »Und da klang es genauso egoistisch wie jetzt.«

Als ich den Hörer auflege, wird mir bewusst, dass ich zittere. Alain kommt durchs Zimmer auf mich zu und umarmt mich. Ich zögere kurz, dann erwidere ich seine Umarmung.

»Du bist nicht mit Annies Vater verheiratet?«, fragt Alain einen Augenblick später, und mir wird bewusst, dass ich ihm bei unserem ganzen Reden über Mamie noch kaum etwas von mir erzählt habe.

»Nein«, sage ich. »Nicht mehr.«

»Das tut mir leid«, sagt Alain.

Ich zucke mit den Schultern. »Das muss es nicht«, sage ich. »Es ist besser so.« Ich versuche, leichter und lässiger zu klingen, als mir zumute ist. Aber ich kann Alain am Gesicht ablesen, dass er meine gespielte Gleichgültigkeit glatt durchschaut. Ich bin froh, dass er nicht weiter nachfragt.

»Du kannst heute Nacht gern hier schlafen, wenn du willst«, sagt Alain. »Aber ich nehme an, du hast ein paar Sachen in deinem Hotel, die du noch holen musst.«

»Ja, ich muss noch packen«, sage ich benommen. »Und auschecken.«

»Ich werde heute Nacht kein Auge zutun«, sagt Alain. »Mir geht zu viel durch den Kopf. Dann komm doch morgen früh wieder her, sobald du so weit bist. Es ist nie zu früh. Und dann werden wir zusammen frühstücken, bevor wir zum Flughafen fahren.«

Ich nicke. »Danke«, murmele ich.

»Ich habe dir zu danken«, sagt Alain. Er drückt meine Hände und küsst mich auf beide Wangen. »Du hast mir meine Familie wiedergegeben.«

Ich finde in dieser Nacht auch keinen Schlaf, obwohl ich es versuche. Ich schäme mich, in die Federn zu kriechen, während meine Tochter allein und verängstigt tausende von Meilen weit entfernt ist. Ich versuche es noch zweimal bei Annie, aber sie nimmt nicht ab; der Anruf wird sofort auf ihre Mailbox umgeleitet, und ich frage mich, ob ihr Akku vielleicht leer ist. Gegen vier Uhr morgens Pariser Zeit erreiche ich Gavin auf seinem Handy, und er sagt mir, dass er gegangen ist, nachdem Rob gegen sieben Uhr abends zum Krankenhaus kam. Soweit er weiß, ist Mamies Zustand seitdem unverändert.

»Versuch ein bisschen zu schlafen, Hope«, sagt Gavin leise. »Du kommst nach Hause, sobald du kannst. Und du hilfst niemandem, indem du dort drüben die ganze Nacht wachliegst.«

Ich murmele ein Dankeschön und lege auf. Das Nächste, was ich weiß, ist, dass ich auf eine Uhr starre, auf der es Viertel vor sechs ist. Ich kann mich nicht erinnern, eingeschlafen zu sein.

Ich dusche, stopfe meine restlichen Sachen in meine Reisetasche, checke aus, winke mir vor dem Hotel ein Taxi und bin um sieben bei Alain.

Alain ist schon reisefertig angezogen, mit Hose, Hemd und marineblauer Krawatte, als er mich an der Tür begrüßt. Er küsst mich auf beide Wangen und umarmt mich. »Wie ich sehe, hast du auch nicht viel geschlafen«, sagt er.

»Kaum.«

»Komm herein.« Er tritt einen Schritt zur Seite. »Mein Freund Simon ist hier. Er kannte unsere Familie vor dem Krieg. Und mein Freund Henri. Er ist auch ein Überlebender. Sie wollen dich gern kennenlernen.«

Das Herz schlägt mir bis zum Hals, als ich Alain in seine Wohnung folge. Im Wohnzimmer schlürfen zwei alte Männer am Fenster Espresso aus winzigen Tassen. Sonnenlicht flutet herein und erhellt ihr schlohweißes Haar. Beide erheben sich und lächeln mich an, als ich das Zimmer betrete, und mir fällt auf, dass sie noch älter aussehen als Alain und beide stark gebeugt sind.

Der Mann, der am nächsten vor mir steht, ergreift als Erster das Wort. Seine grünen Augen sind feucht. »Alain hat recht. Sie sehen genauso aus wie Rose«, flüstert er.

»Simon«, sagt Alain, während er hinter mir ins Zimmer kommt. »Das ist meine Nichte, Hope McKenna-Smith. Hope, das ist mein Freund Simon Ramo. Er hat deine Großmutter gekannt.«

»Sie sehen genauso aus wie sie«, sagt Simon noch einmal. Er kommt ein paar Schritte vor, um mich in der Mitte des Zimmers zu begrüßen. Als er sich vorbeugt, um mich auf beide Wangen zu küssen, fallen mir zwei Dinge an ihm auf: erstens, dass er zittert, und zweitens, dass auf der Innenseite seines linken Unterarms eine Nummer eintätowiert ist.

Er sieht, wie ich sie anstarre. »Auschwitz«, sagt er nur. Ich nicke und wende verlegen den Blick ab.

»Bei mir auch«, sagt der andere Mann. Er hebt den linken Arm, und ich sehe eine ähnliche Tätowierung, den Buchstaben *B*, gefolgt von fünf Ziffern. Er kommt ebenfalls vor, um mich auf beide Wangen zu küssen, und tritt dann lächelnd wieder einen Schritt zurück. »Ich habe Ihre Großmutter nie kennengelernt«, sagt er. »Aber sie muss sehr schön gewesen sein, denn Sie, junge Dame, sind sehr schön.«

Ich lächele matt. »Danke.«

»Ich bin Henri Levy.«

Mein Herz setzt einen Takt aus, und ich sehe Alain an. »Levy?«

»Ein häufiger Nachname«, beeilt sich Alain zu erklären. »Er ist nicht mit Jacob verwandt.«

»Oh«, sage ich seltsam enttäuscht.

»Wollen wir uns setzen?« Henri deutet auf die Stühle. »Ihr Onkel vergisst gern, dass ich zweiundneunzig bin. Er ist, wie sagt man in Ihrer Sprache, ein junger Hüpfen?«

Ich muss lachen, und Alain lächelt. »Ja, ein junger Hüpfen«, sagt er. »Ich bin sicher, genau das denkt die junge Hope, wenn sie mich ansieht.«

»Hope, hören Sie nicht auf diese alten Männer«, sagt Simon. Er schlurft zurück zu seinem Stuhl. »Wir sind nur so alt, wie wir uns fühlen. Und heute fühle ich mich wie fünfunddreißig.«

Ich lächele, und einen Augenblick später bietet mir Alain einen Espresso an, den ich dankbar annehme. Wir machen es uns im Wohnzimmer bequem, und Simon beugt sich vor.

»Ich weiß, ich habe es eben schon gesagt«, beginnt er. »Aber Sie versetzen mich zurück in die Vergangenheit. Ihre Großmutter war – *ist* – eine wundervolle Frau.«

»Er hatte schon immer eine Schwäche für sie«, wirft Alain grinsend ein. »Aber er war elf, genau wie ich. Sie war seine Babysitterin.«

Simon schüttelt den Kopf und wirft Alain einen Blick zu. »Oh, sie hatte auch eine Schwäche für mich«, sagt er. »Sie wusste es nur noch nicht.«

Alain lacht. »Du vergisst Jacob Levy.«

Simon verdreht die Augen. »Mein Erzrivale um Roses Zuneigung.«

Alain sieht mich an. »Jacob war nur in Simons Augen sein Erzrivale«, sagt er. »Für alle anderen war Jacob der Märchenprinz und Simon eine Zwergkröte mit Stäbchenbeinen.«

»Hey!«, ruft Simon. »Meine Beine haben sich sehr schön entwickelt, vielen Dank.« Er zwinkert mir zu, während er auf seine Beine zeigt.

Ich lache wieder.

»Nun ja«, sagt Henri einen Augenblick später, »vielleicht kann Hope uns jetzt ein bisschen von sich erzählen. Nicht dass wir nicht sehr interessiert an Simons Beinen sind.«

Die drei Männer sehen mich erwartungsvoll an, und ich räuspere mich, auf einmal nervös, so im Rampenlicht zu stehen.

»Äh, was würden Sie denn gern wissen?«

»Alain sagt, Sie haben eine Tochter?«, fragt Henri.

Ich nicke. »Ja. Annie. Sie ist zwölf.«

Simon lächelt mich an. »Und sonst, Hope?«, fragt er. »Was machen Sie beruflich?«

»Ich habe eine Bäckerei«, sage ich mit einem Blick auf Alain. »Meine Großmutter hat sie 1952 gegründet. Wir verwenden ihre ganzen Familienrezepte, aus ihrer Zeit hier in Paris.«

Alain wendet sich kopfschüttelnd an seine Freunde. »Unglaublich, was? Dass sie unsere Familientradition all die Jahre am Leben erhalten hat?«

»Noch unglaublicher wäre es«, sagt Henri, »wenn sie uns heute Morgen ein paar Teilchen mitgebracht hätte. Wenn du, Alain, schon keine besorgt hast.«

Alain hebt die Hände, als wollte er sich ergeben, und Simon legt den Kopf auf die Seite. »Vielleicht kann Hope uns von einigen ihrer Gebäckstücke erzählen«, sagt er. »Damit wir uns vorstellen können, wir würden sie essen.«

Ich lache und beginne ein paar meiner Lieblingsrezepte zu beschreiben. Ich erzähle den Männern von den Strudeln, die wir backen, und von den Käsekuchen. Ich erzähle ihnen von Mamies Sterntörtchen und wie sie praktisch identisch sind mit den Küchlein, die ich am Tag zuvor in der *ashkénaze*-Bäckerei gefunden habe. Die Männer lächeln und nicken begeistert, aber auf einmal schlägt irgendetwas um, als ich noch ein paar andere unserer Spezialitäten aufzuzählen beginne: die Halbmonde mit einem Hauch Orangenblüten, die würzigen Anis-Fenchel-Plätzchen, die süßen, in Honig getauchten Pistazienkuchen.

Henri und Alain starren mich verwirrt an, aber Simon sieht aus, als hätte er eben ein Gespenst gesehen. Alles Blut ist aus seinem Gesicht gewichen.

Ich lache halb, etwas beklommen. »Was denn?«, frage ich.

»Diese Gebäckstücke stammen aus keiner traditionellen jüdischen Bäckerei, von der ich je gehört habe«, sagt Henri. »Deine Großmutter kann sie unmöglich von ihrer Familie bekommen haben.«

Ich sehe, wie Henri und Simon einen Blick tauschen.

»Was denn?«, frage ich noch einmal.

Simon ergreift als Erster das Wort. »Hope«, sagt er leise, wobei jede Spur von Humor aus seiner Stimme gewichen ist. »Ich glaube, das sind muslimische Gebäckstücke. Aus Nordafrika.«

Ich starre ihn an. »Muslimische Gebäckstücke?« Ich schüttele den Kopf. »Wie das denn?«



Henri und Simon tauschen wieder einen Blick. Alain sieht aus, als würde er allmählich ebenfalls begreifen, wovon die beiden reden. Er fragt etwas auf Französisch, und als Simon antwortet, murmelt Alain: »Das kann doch nicht wahr sein. Oder doch?«

»Wovon redet ihr denn?«, frage ich. Ich beuge mich vor. Sie machen mich nervös. Die Männer ignorieren mich und wechseln noch ein paar Worte in schnellem Französisch. Alain sieht auf seine Uhr, nickt und steht auf. Die beiden anderen Männer erheben sich ebenfalls.

»Komm, Hope«, sagt Alain. »Wir haben etwas zu erledigen.«

»Was denn?«, frage ich völlig verduzt. »Haben wir denn überhaupt noch Zeit?«

Alain sieht noch einmal auf seine Uhr und ich auf meine. Es ist fast acht.

»Wir werden uns die Zeit nehmen«, sagt er. »Es ist wichtig. Gehen wir. Nimm deine Sachen mit.«

Ich schnappe mir meine Reisetasche und folge den Männern, während wir schweigend die Wohnung verlassen.

»Wohin fahren wir?«, frage ich, als wir zur Rue de Turenne kommen und Henri uns ein Taxi winkt.

»Zur Grande Mosquée de Paris«, sagt Simon. »Der Großen Moschee.«

Ich starre ihn an. »Augenblick, wir fahren zu einer Moschee?«

Alain streckt eine Hand aus und berührt meine Wange. »Vertraue uns, Hope«, sagt er. Seine Augen funkeln, während er mich anlächelt. »Wir werden es dir unterwegs erklären.«

»Wir wussten nie, ob wir den Gerüchten Glauben schenken sollten«, beginnt Alain, sobald wir uns alle in ein Taxi gezwängt haben und nach Süden zum Fluss hinunterrasen. Draußen füllen sich die Straßen langsam mit Menschen, während die Sonne die Erde zu erwärmen beginnt und die Gebäude in zitronengelbes Licht taucht.

»Was denn für Gerüchten?«, frage ich. »Wovon redest du denn?«

Alain und Simon tauschen einen Blick.

Henri ergreift als Erster das Wort. »Es gab Gerüchte, die Muslime in Paris hätten während des Krieges vielen Juden geholfen«, sagt er tonlos.

Ich starre ihn an, dann sehe ich zu Alain und Simon, die beide nicken. »Augenblick, wollen Sie damit sagen, Muslime hätten jüdischen Menschen das Leben gerettet?«

»Wir haben während des Krieges nie davon gehört«, sagt Simon. Er wirft einen Blick auf Alain. »Na ja, fast nie.«

Alain nickt. »Jacob hat einmal etwas erwähnt, was mich nachdenklich gestimmt hat ...« Seine Stimme verliert sich, und er schüttelt den Kopf. »Aber ich habe es nie wirklich geglaubt.«

»Es gab einmal eine Zeit«, sagt Henri, »da sahen wir einander in gewisser Weise als Brüder an. Die Juden und die Muslime. Die Muslime wurden im Krieg nicht verfolgt, so wie wir, aber man hat ihnen immer das Gefühl gegeben, Außenseiter zu sein, genau wie den Juden. Ich würde vermuten, manche Muslime hat es persönlich berührt zu sehen, wie die Juden verfolgt wurden. Wer konnte schon sagen, ob das Land nicht als Nächstes ihnen den Rücken kehren würde?«

»Und so ging das Gerücht, sie würden uns helfen«, sagt Simon. »Ich wusste nie, ob es stimmte.«

»Was meinen Sie damit?«, frage ich.

»Die Gerüchte behaupteten immer, die Muslime hätten vielen Kindern, deren Eltern man deportiert hatte, und auch einigen Erwachsenen Schutz und Unterschlupf gewährt«, sagt Alain. »Und dass sie diese Leute schließlich mithilfe der Untergrundbewegung in die unbesetzte Zone geschickt und ihnen in einigen Fällen sogar geholfen hätten, gefälschte Papiere zu bekommen.«

»Du willst mir sagen, Muslime haben Juden aus Paris herausgeschmuggelt?«, frage ich kopfschüttelnd. Es fällt mir schwer, das zu glauben.

»Das Oberhaupt der Großen Moschee von Paris war damals der mächtigste Muslim in Europa«, sagt Henri. Er wirft einen Blick auf Alain. »Si Kaddour Beng – *Comment s'est-il appelé?*«

»Benghabrit«, sagt Alain.

Henri nickt. »Ja, so hieß er. Si Kaddour Benghabrit. Die französische Regierung wagte es nicht, ihn anzutasten. Und es ist gut möglich, dass er seine Macht und seinen Einfluss genutzt hat, um viele Leben zu retten.«

Ich starre kopfschüttelnd aus dem Fenster, während Paris an mir vorbeifliegt. In der Ferne zeichnen sich die Türme von Notre-Dame rechts vor dem Himmel ab, während wir über eine Brücke aufs linke Ufer zurasen. Weit weg kann ich Kirchenglocken hören, die die volle Stunde schlagen. »Du meinst also, so könnte meine Großmutter aus Paris herausgekommen sein? Dass Muslime von der Großen Moschee sie vielleicht aus der Stadt geschmuggelt haben?«

»Das würde erklären, wo sie gelernt hat, muslimisches Gebäck zu backen«, sagt Alain.

»Es würde viele Fragen beantworten«, ergänzt Henri. »Es ist nicht anzunehmen, dass es irgendwelche Unterlagen darüber gibt. Niemand spricht darüber. Die Geheimnisse jener Zeit sind mit jener Zeit gestorben. Heute ist das Verhältnis zwischen den Religionsgruppen sehr angespannt. Es lässt sich unmöglich sagen, ob es stimmt.«

»Aber was, wenn doch?«, flüstere ich. Und dann fallen mir auf einmal Mamies Worte an mich ein, kurz bevor ich nach Paris geflogen bin, als ich sie nach einer Antwort auf meine Frage drängte, ob sie jüdisch sei oder nicht. *Ja, ich bin jüdisch*, hatte sie gesagt. *Aber ich bin auch katholisch. Und auch muslimisch.* Ich schaudere bei der Erkenntnis, und meine Augen weiten sich.

Das Taxi hält am Straßenrand vor einem weißen Gebäude mit dunkelgrünen Dachziegeln, kunstvollen Bögen und glänzenden Kuppeln. Ein grün umrandetes Minarett ragt von dem Gebäude auf, und obwohl die Details eindeutig marokkanisch sind, hat es auch große Ähnlichkeit mit einem der Türme von Notre-Dame, an denen wir eben vorbeigefahren sind. Noch etwas, das Mamie gesagt hat, hallt in meinem Kopf wider. *Die Menschheit hat die Unterschiede geschaffen*, hatte sie mir letzte Woche gesagt. *Das heißt nicht, dass es nicht derselbe Gott ist.*

Henri bezahlt den Fahrer, und wir steigen aus dem Taxi. Ich bin sowohl Henri als auch Simon behilflich, während sie die Beine strecken und auf den Gehsteig treten.

»Es gab einmal eine Zeit, da konnte ich das allein«, sagt Henri lächelnd. Er zwinkert mir zu, und wir vier gehen auf einen gewölbten Eingang an einer Ecke des Gebäudes zu.

»Wenn hier nie jemand darüber spricht, was passiert ist«, flüstere ich Alain zu, während wir in einen kleinen Innenhof treten, »was tun wir dann hier?«

Er hakt sich bei mir unter und lächelt mich an. »Wir sehen uns süße Teilchen an«, sagt er.

Der Innenhof ist von Sonnenlicht gesprenkelt, das zwischen den Bäumen hindurchschimmert und Schatten auf den gefliesten weißen Boden wirft. Kleine, blau-weiß gekachelte Tische sind in der Mitte des Hofes und an den Seiten aufgestellt, alle umrahmt von Holzstühlen mit leuchtend blauen, geflochtenen Sitzflächen und Lehnen. Tiefgrüne Pflanzen mit gelben Blüten ranken sich an den Mauern empor, und Spatzen hüpfen von einem Tisch zum anderen. Es ist friedlich und still und so leer, dass ich mir sicher bin, dass noch nicht geöffnet ist.

Ein Araber mittleren Alters, ganz in Schwarz gekleidet, kommt auf uns zu und sagt etwas auf Französisch. Alain antwortet und zeigt auf mich, und die nächste Minute unterhalten sich die vier Männer in schnellem Französisch. Ich verstehe kein Wort. Der Mann schüttelt zunächst den Kopf, aber dann dreht er sich um und fordert uns mit einer Handbewegung auf, ihm eine kleine Treppe hoch ins Hauptgebäude zu folgen.

Dort, hinter dem Eingang, steht ein junger, vielleicht fünfundzwanzigjähriger Mann mit dunklen Haaren und olivfarbener Haut, der eine Bäckereivitrine mit Gebäckstücken füllt, und mir stockt das Herz, als ich einen Blick hineinwerfe. In der Vitrine liegen allerlei Backwaren, von denen fast die Hälfte genau dieselben sind wie die, die ich zu Hause in meiner eigenen Bäckerei herstelle. Da gibt es zarte Halbmonde, mit schneeweißem Puderzucker bestäubt; kleine, hellgrüne Törtchen in einem weißen Teigmantel, mit winzigen Pistazienstücken bestreut; in Honig getauchte Baklava und klebrige Mandeltörtchen, mit einer einzelnen Kirsche in der Mitte. Da gibt es dünne Blätterteigrollen, in Zucker gewälzt; dicke Scheiben eines zuckersüßen Mandelkuchens, in Mandeln gewälzt; und es gibt sogar die kleinen, festen Ringe mit Zimt und Honig, die Annies Lieblingsgebäck sind, seit sie ein kleines Mädchen war.

Mein Herz hämmert, als ich zu Alain hochsehe.

»Sind es dieselben?«, fragt er.

Ich nicke langsam. »Es sind dieselben«, bestätige ich.

Er lächelt, auf einmal mit feuchten Augen, und wendet sich an den älteren Mann, der uns stirnrundelnd ansieht. Sie wechseln ein paar Sätze auf Französisch, und dann wendet sich Alain an mich. »Hope, würdest du diesem Mann von deinen Gebäckstücken erzählen? Ich habe ihm erzählt, was, wie wir glauben, vielleicht mit Rose passiert ist.«

Ich lächle den Mann an, der etwas skeptisch blickt. »Die Dinge, die Sie hier backen«, sage ich. »Das sind dieselben, die mir meine Großmutter zu backen beigebracht hat. Es sind dieselben Dinge, die wir in unserer Bäckerei am Cape Cod verkaufen.«

Der Mann schüttelt den Kopf. »Das hat nichts zu bedeuten. Das sind ganz gewöhnliche Gebäckstücke. Und es gibt viele Juden, die aus Nordafrika hierhergekommen sind. Diese Gebäckstücke sind nicht ausschließlich muslimisch, wissen Sie. Ihre Großmutter hätte überall lernen können, wie man sie macht. Vermutlich hat eine andere Jüdin es ihr beigebracht.«

Meine Stimmung sinkt. Es ist albern von uns, unsere ganze Vorstellung von der Vergangenheit auf eine Auswahl von Gebäckstücken aufzubauen. »Natürlich«, murmele ich. »Entschuldigung.« Ich nicke langsam und wende mich ab.

Alain legt mir eine Hand auf den Arm. »Hope?«, fragt er. »Geht es dir gut?«

Ich nicke wieder, ohne es zu meinen. Ich bin um Worte verlegen, denn ich habe das Gefühl, gleich in Tränen auszubrechen, und ich verstehe nicht recht, warum. Ich weiß nicht, warum es mir so wichtig ist, eine Erklärung dafür zu finden, was mit Mamie passiert ist, aber so ist es nun einmal. Inzwischen bin ich mir sicher, dass sie mich hierhergeschickt hat, damit ich etwas über ihre Vergangenheit erfahre. Aber jetzt werden wir vielleicht nie herausfinden, wie sie es geschafft hat, den Krieg zu überleben.

»Gehen wir«, bringe ich schließlich zustande. Der Mann in Schwarz nickt uns knapp zu und entfernt sich, während Henri und Simon langsam in die Richtung zurückgehen, aus der wir gekommen sind. Alain und ich wollen ihnen eben schon folgen, als mir auf einmal ein vertrauter Geruch in die Nase steigt. Ich bleibe unvermittelt stehen. Ich drehe mich langsam um und sehe den jungen Mann hinter der Gebäcktheke an, der eben ein Tablett mit rechteckigen, mit

Puderzucker bestäubten Gebäckstücken in die Vitrine schiebt. Ich gehe noch einmal zurück zur Theke.

»Entschuldigung«, sage ich. »Haben Sie zufällig, ähm ...« Ich versuche angestrengt, mich an den Namen des Teilchens in der Bäckerei im Marais zu erinnern. »... Ronde des Pavés?«

Der Mann sieht mich an. »Ronde des Pavés?«, wiederholt er. »Ich nicht sprechen gut Englisch. *Mais, non*, ich nicht weiß, was das ist, Ronde des Pavés.«

»Äh.« Ich sehe mich nach Alain um. Er kommt zu mir an die Theke. »Kannst du diesem Mann sagen, dass Ronde des Pavés ein Törtchen aus Mohn, Mandeln, Trauben, Feigen, Dörrpflaumen und Zimtzucker ist? Kannst du ihn fragen, ob ihm das bekannt vorkommt?«

Ich weiß, dass ich vielleicht dabei bin, den Verstand zu verlieren, aber ich könnte schwören, Sterntörtchen in der Luft zu riechen. Bevor Alain übersetzt, sieht er mich seltsam an. »Das war das Rezept meiner Mutter«, sagt er.

Ich nicke. »Das ist die Spezialität unserer Bäckerei«, sage ich zu ihm. »Und das Lieblingsgebäck meiner Großmutter.«

Alain sieht mich blinzelnd an, dann wendet er sich noch einmal an den jungen Mann und übersetzt rasch. Ich sehe, wie der junge Mann nickt und etwas erwidert. Alain wendet sich wieder an mich. »Er sagt, ja. Er sagt, dass sie die Törtchen hier allerdings einzeln machen und dass jede Kruste das Sternmuster hat.«

Mir klappt der Kiefer herunter. »So hat Mamie es mir beigebracht«, sage ich leise. »Sie nennt sie Sterntörtchen.«

Alain kratzt sich am Kopf. Neben mir sind Simon und Henri in Schweigen verfallen. Wir alle starren den jungen Mann an, während Alain ihm die Sterntörtchen auf Französisch erklärt. Die Augen des Mannes weiten sich, und er sieht rasch zu mir hinüber und dann wieder zurück zu Alain. Er sagt etwas in schnellem Französisch, und dann wendet sich Alain an mich.

»Er sagt, es gibt da einen Mann, der im sechsten Arrondissement lebt«, sagt Alain. »Nicht allzu weit von hier. Seine Familie hat eine muslimische Bäckerei. Das Rezept kam von ihm. Er könnte vielleicht erklären, woher es ursprünglich stammte.«

Ich nicke und sehe den jungen Mann an. »Danke«, sage ich. »*Merci beaucoup*.«

»*De rien*.« Der Mann nickt und lächelt mich an. »*Bonne chance*.«

Während ich Alain und seinen beiden Freunden durch den Hof zurück zur Straße folge, hämmert mein Herz. »Meinst du, die Törtchen haben irgendetwas mit meiner Großmutter zu tun?«, frage ich ihn.

»Das lässt sich unmöglich sagen«, antwortet Alain. Aber nach dem Funkeln in seinen Augen und seinen beschleunigten Schritten zu urteilen, ist er hoffnungsvoll, und das macht auch mir Hoffnung.

Wir winken uns ein Taxi und fahren schweigend eine Viertelstunde, bis unser Fahrer vor der Adresse hält, die der junge Mann in der Bäckerei uns genannt hat. Es ist eine kleine Bäckerei, die typisch französisch aussieht, bis auf das Schild, das auf Arabisch und Französisch ist. Drinnen riecht es stark nach Hefe, und an den Wänden reihen sich senkrecht aufgestellte Baguettestangen aneinander. Die Vitrine vor uns bietet eine schier unendliche Auswahl an Gebäckstücken,

verziert mit Früchten und Kandiszucker. Ich erkenne auf Anhieb die großen Sterntörtchen mit dem typischen Zickzackmuster der Kruste, die ich seit Jahren mache, und mein Herz schlägt schneller; das muss ein Zeichen sein, dass wir auf dem richtigen Weg sind.

Wir fragen die junge Frau hinter der Theke, ob wir mit dem Besitzer sprechen können, und einen Augenblick später kommt ein hochgewachsener Mann mittleren Alters mit karamellfarbener Haut und pechschwarzem Haar, das an den Schläfen ergraut, aus einem Hinterzimmer zum Vorschein. Er trägt eine schlichte weiße Bäckerschürze über einer perfekt gebügelten Khakihose und einem hellblauen Hemd.

»Ah ja, Sahib von der Moschee hat schon angerufen und mir gesagt, dass Sie kommen«, sagt der Mann, nachdem er uns vier begrüßt hat. »Ich bin Hassan Romyo, seien Sie herzlich willkommen. Aber ich befürchte, ich werde Ihnen vielleicht nicht helfen können.«

Meine Stimmung sinkt. »Monsieur, wissen Sie zufällig, woher das Rezept für die Törtchen mit der Sterngitter-Kruste kommt?«, frage ich leise, während ich auf die Törtchen in der Vitrine deute.

Er schüttelt den Kopf. »Ich besitze diese Bäckerei jetzt schon seit zwanzig Jahren«, erzählt er mir, »und dieses Rezept gibt es hier, seit ich mich erinnern kann. Meine Mutter hat es vor mir gemacht, aber sie ist schon lange tot. Ich dachte immer, es sei ein Familienrezept.«

»Es ist ein jüdisches Rezept«, wirft Alain leise ein. Monsieur Romyo sieht ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Es stammt von der Mutter meiner Großmutter in Polen, vor vielen Jahren.«

»Jüdisch?«, fragt Monsieur Romyo. »Und polnisch? Sind Sie ganz sicher?«

Alain nickt. »Es ist genau dasselbe Rezept, das meine Großeltern vor dem Zweiten Weltkrieg in ihrer Bäckerei verwendet haben. Wir glauben, es könnte sein, dass meine Schwester Ihrer Familie während des Krieges beigebracht hat, wie man diese Törtchen macht.«

Monsieur Romyo sieht Alain lange an, und dann nickt er. »*Alors*. Meine Eltern sind beide gestorben, aber im Krieg waren sie noch jung. Noch Kinder. Sie würden sich nicht erinnern. Aber der Onkel meiner Mutter, der könnte es wissen.«

»Ist er hier?«, frage ich.

Monsieur Romyo lacht. »Nein, *madame*. Er ist sehr alt. Er ist neunundsiebzig.«

»Neunundsiebzig ist nicht alt«, murmelt Henri leise hinter mir, aber Monsieur Romyo scheint ihn nicht zu hören.

»Ich werde ihn gleich anrufen«, sagt er. »Aber er ist fast taub, verstehen Sie? Es ist nicht leicht, mit ihm zu sprechen.«

»Bitte versuchen Sie es«, sage ich leise.

Er nickt. »Ich muss zugeben, jetzt ist meine Neugier auch geweckt.«

Er geht hinter die Theke, nimmt ein kleines Handy und scrollt die Kontaktliste des Telefons durch. Einen Augenblick später drückt er auf Verbinden und hält sich das Telefon ans Ohr.

Erst als ich ihn »*Hallo? Onkel Nabi?*« sagen höre, wird mir bewusst, dass ich die Luft angehalten habe. Ich atme langsam aus.

Ich höre zu, ohne etwas zu verstehen, während er laut auf Französisch ins Telefon spricht, wobei er sich mehrmals wiederholt. Schließlich hält er eine Hand über das Telefon und wendet sich an mich: »Diese Törtchen mit den Sternen«, sagt er, »mein Onkel Nabi sagt, seine Familie hätte das Rezept von einer jungen Frau gelernt.«

Alain und ich tauschen einen Blick. »Wann denn?«, frage ich eindringlich.

Monsieur Romyo sagt wieder etwas ins Telefon, dann wiederholt er sich etwas lauter. Wieder hält er eine Hand über das Telefon. »Im *l'annee mille neuf cent quarante-deux*«, sagt er. »1942.«

Ich stöhne auf. »Kann es sein ...?«, frage ich Alain, aber dann verliert sich meine Stimme, und ich wende mich an Monsieur Romyo. »Kann sich Ihr Onkel noch an irgendetwas an dieser Frau erinnern?«

Ich sehe zu, wie er meine Frage auf Französisch am Telefon wiederholt. Einen Augenblick später sieht er wieder zu uns hoch. »Rose«, sagt er. »*Elle s'est appelée Rose.*«

»Was?«, frage ich Alain panisch.

Alain wendet sich lächelnd zu mir um. »Er sagt, der Name der Frau sei Rose gewesen.«

»Das ist meine Großmutter«, murmele ich und sehe dabei Monsieur Romyo an.

Er nickt, dann sagt er noch etwas ins Telefon und hört einen Augenblick zu. Er legt auf und kratzt sich am Kopf. »Das ist alles sehr ungewöhnlich«, sagt er. Er sieht zu Alain und dann wieder zu mir zurück. »All die Jahre hatte ich keine Ahnung ...« Seine Stimme verliert sich, und er räuspert sich. »Mein Onkel, Nabi Haddam, würde sich sehr freuen, wenn Sie ihn jetzt gleich besuchen würden. *D'accord?*«

»*Merci. D'accord*«, stimmt Alain prompt zu. Er sieht mich an. »Okay«, übersetzt er. »Wir fahren sofort hin.«

Fünf Minuten später sitzen Simon, Henri, Alain und ich in einem Taxi in Richtung Süden, auf dem Weg zu einer Adresse in der Rue des Lyonnais, die, wie Monsieur Romyo uns versichert hat, ganz in der Nähe ist. Ich sehe wieder auf die Uhr. Es ist acht Uhr fünfundzwanzig. Wir werden unseren Flug nur noch mit Mühe erreichen, aber im Augenblick habe ich das Gefühl, dass diese Sache hier keinen Aufschub duldet.

Ich zittere, als wir endlich vor Nabi Haddams Wohnhaus vorfahren. Er wartet bereits an der Tür auf uns. Nach dem, was Mr Romyo uns erzählt hat, weiß ich, dass er nur ein Jahr jünger als Alain ist, aber er sieht aus, als ob er aus einer völlig anderen Generation stammt. Sein Haar ist pechschwarz und sein Gesicht nicht annähernd so faltig wie das meines Onkels. Er trägt einen grauen Anzug und umklammert seine Hände. Als wir aus dem Taxi steigen, starrt er mich an.

»Sie sind ihre Enkelin«, sagt er stockend, noch bevor wir die Gelegenheit hatten, uns vorzustellen. »Sie sind Roses Enkeltochter.«

Ich hole einmal tief Luft. »Ja.«

Er lächelt und kommt rasch auf mich zu. Er küsst mich auf beide Wangen. »Sie sind ihr wie aus dem Gesicht geschnitten«, sagt er. Er hat Tränen in den Augen, als er sich von mir löst.

Alain stellt sich als Roses Bruder vor, und Henri und Simon begrüßen ihn ebenfalls. Ich sage Monsieur Haddam, dass mein Name Hope ist.

»Er ist richtig, dieser Name«, murmelt er. »Wegen Ihrer Großmutter, denn sie hat durch Hoffnung überlebt.« Er blinzelt ein paarmal und lächelt. »Bitte, kommen Sie herein.«

Er deutet auf die Tür des Gebäudes, gibt einen Code ein und führt uns in einen dunklen Hausflur. Eine Tür auf der linken Seite ist angelehnt, und er drückt sie für uns etwas weiter auf. »Mein Zuhause«, sagt er mit einer Geste in den Raum. »Seien Sie willkommen.«

Wir treten in ein schwach erhelltes Zimmer voller Bücher und Fotografien von, wie ich vermute, Monsieur Haddams Familienangehörigen, und sobald wir alle Platz genommen haben, beugt Alain sich vor. »Woher kannten Sie meine Schwester? Rose?«

»Pardon?«, sagt er. Er blinzelt ein paarmal und sagt: »Ich bin fast taub. Entschuldigung.«

Alain wiederholt seine Frage etwas lauter, und diesmal nickt Monsieur Haddam.

Er lächelt und lehnt sich auf seinem Stuhl zurück. Er sieht Alain lange an, bevor er antwortet. »Sie sind ihr jüngerer Bruder? Sie waren 1942 elf Jahre alt?«

»Oui«, sagt Alain.

»Sie hat oft von Ihnen gesprochen«, sagt er schlicht.

»Wirklich?«, flüstert Alain.

Monsieur Haddam nickt. »Ich glaube, das ist einer der Gründe, weshalb sie so freundlich zu mir war. Wissen Sie, ich war damals erst zehn Jahre alt. Sie hat mir oft gesagt, ich würde sie an Sie erinnern.«

Alain senkt den Blick, und ich weiß, dass er angestrengt versucht, vor den anderen Männern nicht zu weinen.

»Sie dachte, Sie wären alle umgekommen«, fährt Monsieur Haddam wenig später fort. »Ich glaube, das hat ihr das Herz gebrochen. Sie hat sich oft in den Schlaf geweint, und sie hat Ihre Namen gesagt, während sie schluchzte.«

Als Alain wieder aufsieht, rinnt ihm eine Träne über die rechte Wange. Er wischt sie weg. »Und ich dachte, sie wäre umgekommen«, sagt er. »All die Jahre.«

Monsieur Haddam wendet sich an mich. »Sie sind ihre Enkeltochter«, sagt er. »Das heißt, sie hat überlebt?«

»Sie hat überlebt«, sage ich leise.

»Und lebt sie noch?«

Ich schweige kurz. »Ja.« Ich will ihm eben schon erzählen, dass sie einen Schlaganfall hatte, aber dann beiße ich mir auf die Zunge. Ich bin mir nicht sicher, ob ich es tue, weil ich vor dieser Tatsache noch immer die Augen verschließe oder weil ich Monsieur Haddam sein Happy End nicht verderben will. »Wie ... was ist passiert?«, frage ich schließlich.

Monsieur Haddam lächelt. »Kann ich irgendjemandem eine Tasse Tee anbieten?«, fragt er.

Wir schütteln alle den Kopf. Die Männer sind ebenso gespannt wie ich darauf, seine Geschichte zu hören.

»Nun gut«, sagt Monsieur Haddam. »Ich werde es Ihnen erzählen.« Er holt einmal tief Luft. »Sie kam im Juli 1942 zu uns. In der Nacht, als diese entsetzlichen Razzien begannen.«

»Das Vel' d'Hiv«, sage ich.



Monsieur Haddam nickt. »Bis dahin, glaube ich, haben viele die Augen vor dem verschlossen, was um sie herum geschah. Und selbst danach haben es viele noch immer getan. Aber Rose wusste, was auf die Leute zukam. Und sie kam zu uns, um Zuflucht zu finden.

Meine Familie hat sie aufgenommen. Sie hatte den Vertretern der Moschee erzählt, dass ihre Mutter aus einer Bäckerfamilie stammte. Daher fragte man uns, ob wir ihr für eine Weile Unterschlupf gewähren konnten. Es gab auf dieser Welt einmal eine Zeit, da bedeutete ein gemeinsamer Beruf mehr als verschiedene Religionen.

Ich sah zu Rose auf, und das auf eine Art, die meinen Vater anfangs beunruhigte, da Rose anders war und ich nicht eine solche Bewunderung für eine junge Frau aus einer anderen Welt hegen sollte«, fährt er fort. »Aber sie war freundlich und sanft und hat mich vieles gelehrt. Und mit der Zeit, glaube ich, erkannten meine Eltern, dass sie gar nicht so viel anders war als wir.«

Er hält einen Moment inne, mit gesenktem Kopf. Schließlich seufzt er und spricht weiter: »Sie hat zwei Monate als Muslimin bei uns gelebt. Jeden Morgen und jeden Abend sprach sie unsere Gebete mit uns, was meine Eltern glücklich machte. Aber sie betete trotzdem auch zu ihrem Gott; ich hörte sie jeden Abend bis tief in die Nacht um Schutz für die Menschen beten, die sie liebte. Offenbar hat Gott in Ihnen ihre Gebete erhört.« Er lächelt Alain an, der sich die Hände vors Gesicht hält und den Blick abwendet.

»Wir haben sie vieles gelehrt, über den Islam und über das Backen«, fährt Monsieur Haddam fort. »Und sie wiederum hat uns vieles gelehrt. Sie hat in unserer Bäckerei mitgearbeitet, und sie und meine Mutter haben viele Stunden zusammen in der Backstube verbracht und miteinander geflüstert. Ich weiß nicht, worüber; meine Mutter sagte immer, es seien Frauengespräche. Aber Rose hat uns die *tartes des étoiles* beigebracht, die Sternörtchen, die Sie heute zu mir geführt haben. Das war ihr Lieblingsgebäck, und es war auch mein Lieblingsgebäck, da Rose mir die Geschichte erzählt hat.«

»Was denn für eine Geschichte?«, frage ich.

Monsieur Haddam blickt verblüfft. »Die Geschichte, warum sie die Sternkruste gemacht hat.«

Alain und ich tauschen einen Blick. »Warum denn?«, frage ich. »Was ist das denn für eine Geschichte?«

»Sie kennen sie nicht?«, fragt Monsieur Haddam. Als Alain und ich beide den Kopf schütteln, fährt er fort: »Sie hat es getan, weil es sie an das Versprechen ihrer großen Liebe erinnerte, sie zu lieben, solange am Himmel Sterne stehen.«

Ich sehe Alain an. »Jacob«, flüstere ich. Er nickt. Mir wird auf einmal klar, dass ich all die Jahre, die ich nun schon Sternörtchen backe, dabei einem Mann Tribut gezollt habe, von dem ich nie wusste, dass es ihn gab. Ein leises Geräusch steigt in meiner Kehle hoch, als ich einen Schluchzer unterdrücke, der von nirgendwoher zu kommen scheint.

»Es gab viele Nächte, in denen man draußen nicht sicher war oder die Stadt von Wolken verhangen war oder dichter Rauch in der Luft lag«, fährt Monsieur Haddam fort. »In diesen Nächten, in denen sie die Sterne nicht sehen konnte, sagte Rose, sie müsse sich mit irgendetwas trösten. Und so begann sie, die Sterne auf ihre Törtchen zu setzen. Jahre später, als ich ein junger Mann war, backte mir meine Mutter genau dieselben Törtchen und rief mir in Erinnerung, dass

wahre Liebe alles wert ist. Diese Vorstellung war damals nicht sehr weit verbreitet; es gab viele arrangierte Ehen. Aber sie hatte recht. Und ich wartete. Ich heiratete meine große Liebe. Und so habe ich mein Leben lang die *tartes des étoiles* zu Roses Ehren gemacht. Und ich habe meine Kinder und meine Cousins und Cousinen und die nächste Generation gelehrt, es genauso zu halten, nicht zu vergessen, auf die Liebe zu warten, so wie Rose es getan hat. So wie ich es getan habe.

Und später, ist Rose denn wieder mit dem Mann zusammengekommen, den sie geliebt hat?«, fragt Monsieur Haddam einen Augenblick später. »Nach dem Krieg?«

Alain und ich tauschen einen Blick. »Nein«, sage ich, während ich spüre, wie sich der Schmerz des Verlusts gegen meine Brust presst. Monsieur Haddam senkt den Blick und schüttelt betrübt den Kopf.

Neben mir räuspert sich Henri. Ich war so hingerissen von Monsieur Haddams Geschichte, dass ich fast vergessen habe, dass er und Simon auch noch da sind. »Wie ist sie denn aus Paris herausgekommen?«, fragt er.

Monsieur Haddam schüttelt den Kopf. »Das lässt sich unmöglich mit Sicherheit sagen. Ein Grund, weshalb die Moschee so viele Menschen retten konnte, war, dass alles streng geheim gehalten wurde. Der Koran lehrt uns, den Bedürftigen zu geben und es im Stillen zu tun, da Gott um unsere Taten wissen wird. Aus diesem Grund und wegen der damit verbundenen Gefahr hat niemand über diese Dinge gesprochen, selbst damals nicht. Und schon gar nicht mit einem zehnjährigen Jungen. Aber nach dem, was ich seit jener Zeit erfahren habe, glaube ich, dass viele der Juden, denen wir Unterschlupf gewährten, durch die Katakomben zur Seine gebracht wurden. Vielleicht wurde sie auf einen Lastkahn geschmuggelt, der sie auf dem Fluss hinunter nach Dijon brachte. Oder sie wurde mit gefälschten Papieren über die Demarkationslinie gebracht.«

»War das nicht teuer?«, fragt Henri. »Gefälschte Papiere zu bekommen? Über die Grenzen zu gelangen?« An mich gewandt, ergänzt er: »Meine Familie konnte aufgrund der hohen Kosten nicht entkommen.«

»Ja«, erwidert Monsieur Haddam. »Aber die Moschee hat mit den Papieren geholfen. So viel weiß ich. Und der Mann, den sie geliebt hat, Jacob? Er hat ihr Geld dagelassen. Sie hat es in das Futter eines ihrer Kleider eingenäht. Meine Mutter hat ihr dabei geholfen.

Sobald sie in der unbesetzten Zone war, dürfte es für sie leichter gewesen sein, aus dem Land herauszukommen«, fährt Monsieur Haddam fort. »Hier in Paris lebte sie als Muslimin, mit gefälschten Papieren. Aber in Dijon, oder wohin auch immer sie gegangen ist, hat sie vermutlich bei der *gendarmérie* ein Meldeformular ausgefüllt. Da sie Französin war, konnte sie wahrscheinlich gegen ein kleines Bestechungsgeld Papiere bekommen, die sie als Katholikin auswiesen. Und von dort könnte sie sich nach Spanien durchgeschlagen haben.«

»Sie hat meinen Großvater in Spanien kennengelernt«, werfe ich ein.

»Ihr Großvater ist nicht Jacob?«, fragt Monsieur Haddam stirnrunzelnd. »Es scheint mir unmöglich, dass sie so bald jemand anderen geliebt hat.«

»Nein«, sage ich leise. »Der Name meines Großvaters war Ted.«

Er senkt den Kopf. »Also hat sie jemand anderen geheiratet.« Er schweigt einen Moment. »Ich bin immer davon ausgegangen, Rose sei umgekommen«, sagt er. »So viele sind damals umgekommen. Ich dachte immer, wenn sie überlebt hätte, dann hätte sie sich nach dem Krieg bestimmt gemeldet. Aber vielleicht wollte sie dieses Leben nur noch vergessen.«

Ich muss daran denken, was Gavin mir über manche Holocaust-Überlebende erzählt hat, dass sie einen Neuanfang machen wollten, als sie glaubten, sie hätten alles verloren.

»Aber warum gibt es überhaupt keine Unterlagen darüber?«, frage ich einen Augenblick später. »Was Ihre Familie getan hat, war so mutig und heldenhaft. Und was andere Leute in der Großen Moschee getan haben, auch.«

Monsieur Haddam lächelt. »Damals konnten wir keinerlei schriftliche Aufzeichnungen führen«, sagt er. »Wir wussten, dass wir unser Schicksal mit dem der Menschen, die wir retteten, verknüpften. Wenn die Nazis – oder die französische Polizei – eine Razzia in der Moschee durchgeführt und auch nur einen einzigen Beweis gefunden hätten, dann hätte das für uns alle das Ende bedeuten können. Daher haben wir im Stillen geholfen«, kommt er zum Schluss. »Das ist mein größter Stolz im Leben.«

»Danke«, flüstert Alain. »Für das, was Sie getan haben. Dafür, dass Sie meine Schwester gerettet haben.«

Monsieur Haddam schüttelt den Kopf. »Sie müssen sich nicht bedanken. Es war unsere Pflicht. Unsere Religion lehrt uns: ›Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt.«

Alain stößt einen seltsam erstickten Laut aus. »Im Talmud steht geschrieben: ›Wenn du ein Leben rettest, ist es, als hättest du die Welt gerettet«, sagt er leise.

Er und Monsieur Haddam sehen sich einen Augenblick lächelnd an.

»Dann sind wir gar nicht so verschieden«, meint Monsieur Haddam. Er blickt zu Henri und Simon und dann wieder zurück zu Alain. »Ich habe den Krieg zwischen unseren Religionen oder den Krieg mit dem Christentum nie verstanden. Wenn ich während der Zeit, die die junge Rose bei uns verbracht hat, eines gelernt habe, dann, dass wir alle zu demselben Gott sprechen. Es ist nicht die Religion, die die Menschheit trennt. Es ist das Gute und das Böse hier auf der Erde, das uns trennt.«

Die Worte dringen in unser Bewusstsein ein, während wir einander schweigend ansehen.

»Ihre Schwester«, wendet sich Monsieur Haddam dann wieder an Alain, »hat jeden Tag darunter gelitten, dass sie ihre Familie verlassen hat. Sie hat immer geglaubt, sie hätte nicht genug getan, um Sie alle zu retten. Aber Sie verstehen natürlich, dass sie nur getan hat, was sie tun musste. Sie musste ihr Baby retten.«

In der Stille, die darauf folgt, könnte man eine Stecknadel fallen hören. »Ihr Baby?«, fragt Alain schließlich mit einer Stimme, die eine Oktave höher ist, als sie sein sollte. Mein Mund ist mit einem Mal wie ausgedörnt.

»Ja, natürlich«, sagt Monsieur Haddam. Er blinzelt uns an. »Deswegen ist sie doch hierhergekommen. Sie erwartete ein Kind. Wussten Sie das denn nicht?«

Alain dreht sich zu mir um und starrt mich an. »Hast *du* das gewusst?«

»Natürlich nicht«, erwidere ich. »Das ... das kann auch gar nicht sein. Meine Mutter wurde erst 1944 geboren.« Ich wende mich wieder an Monsieur Haddam. »Und meine Mom hatte keine Geschwister. Meine Großmutter kann 1942 nicht schwanger gewesen sein.«

Monsieur Haddam schweigt kurz und erhebt sich. »Entschuldigen Sie mich bitte einen Augenblick«, sagt er. Er verschwindet in sein Schlafzimmer, während Alain und ich uns wieder anstarren.

»Wie hätte sie denn schwanger sein können?«, fragt Alain.

»Na ja, sie und Jacob waren verliebt ...«, wirft Henri ein, und seine Stimme verliert sich.

Alain schüttelt den Kopf. »Nein, ausgeschlossen. Sie war streng religiös«, erklärt er. »So etwas hätte sie niemals getan.« Er wirft einen Blick auf mich und fügt hinzu: »Die Zeiten waren damals anders. Die Leute gingen vor der Ehe keine Beziehungen ein. Und Rose mit Sicherheit nicht.«

»Vielleicht erinnert sich Monsieur Haddam falsch«, sage ich.

Aber als er einen Augenblick später aus seinem Schlafzimmer zurückkommt, hält er ein Foto in der Hand, das er mir reicht. Ich erkenne meine Großmutter auf Anhieb; sie sieht genauso aus wie ich, als ich sechzehn oder siebzehn war, und trägt ein Tuch um den Kopf. Sie hat einen Arm um einen dunkelhaarigen, lächelnden Jungen gelegt und den anderen um eine Frau mittleren Alters.

»Das bin ich mit meiner Mutter«, sagt Monsieur Haddam leise. »Und Ihrer Großmutter. Am Tag, an dem sie gegangen ist. Das war das letzte Mal, dass ich sie gesehen habe.«

Ich nicke, aber mir fehlen die Worte, denn ich kann den Blick nicht von dem gewölbten Bauch auf dem Foto abwenden. Es besteht kein Zweifel, dass meine Großmutter schwanger ist. Sie starrt mit weit aufgerissenen Augen in die Kamera, die übergroße Traurigkeit ausstrahlen, selbst auf diesem körnigen Schwarz-Weiß-Bild. Alain lässt sich neben mir auf die Couch sinken und starrt ebenfalls auf das Foto.

»Sie wusste, wenn sie in eines der Lager gebracht werden sollte, dann würde man sie umbringen, sobald man herausfand, dass sie ein Kind erwartete«, sagt Monsieur Haddam wenig später leise. »Sie wusste, dass sie sich selbst schützen musste, um das Kind zu schützen. Das war der einzige Grund, weshalb sie zuließ, dass Jacob sie von ihrer Familie trennte.«

»Mein Gott«, murmelt Alain.

»Aber was ist aus dem Baby geworden?«, frage ich.

Monsieur Haddam sieht mich stirnrunzelnd an. »Sind Sie sicher, dass das Baby nicht Ihre Mutter ist?«

Ich nicke. »Meine Mutter wurde eineinhalb Jahre später geboren, als Kind meines Großvaters Ted, nicht Jacobs.« Ich wende mich an Alain. »Das Baby muss gestorben sein«, sage ich leise. Allein schon die Worte laut auszusprechen entsetzt mich.

Alain lässt den Kopf hängen. »Es gibt so vieles, was wir nicht wissen. Was, wenn sie nicht mehr aufwacht?«, murmelt er.

Seine Worte katapultieren mich aus einer Vergangenheit, die wir nicht verstehen können, zurück in eine Gegenwart, die wir nicht unter Kontrolle haben. Aber wir *können* unter Kontrolle haben, ob wir rechtzeitig zum Flughafen kommen. Ich sehe auf meine Uhr und erhebe mich.

»Monsieur Haddam, es tut mir leid, aber wir müssen jetzt gehen«, sage ich. »Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll.«

Er lächelt. »Junge Dame, das müssen Sie nicht«, erwidert er. »Zu wissen, dass Rose überlebt hat und später ein glückliches Leben geführt hat, ist genug Dank für eine Million Jahre.«

In diesem Augenblick frage ich mich, ob das Leben meiner Großmutter *wirklich* glücklich war. Hatte sie die Traurigkeit je überwunden, die sie empfunden haben musste, als sie glaubte, sie hätte Jacob und ihre Familie für immer verloren?

»Bitte«, sagt Monsieur Haddam, »richten Sie Ihrer Großmutter aus, dass ich oft an sie denke. Und dass ich ihr dafür danke, dass sie mir geholfen hat, an die große Liebe zu glauben. Sie hat mein Leben verändert. Das werde ich ihr nie vergessen.«

»Haben Sie vielen Dank, Monsieur Haddam«, murmele ich. »Ich werde es ihr ausrichten.«

Er küsst mich auf beide Wangen, und während ich Alain, Henri und Simon wieder auf die Straße folge, um uns ein Taxi zum Flughafen zu winken, frage ich mich unwillkürlich, ob das der Grund ist, weshalb Mamie mich hierhergeschickt hat. Ich frage mich, ob sie irgendwo tief in ihrem Inneren wollte, dass ich die Geschichte ihrer ersten Liebe und des verlorenen Kindes höre, das sie um jeden Preis schützen wollte. Ich frage mich, ob ich selbst aus alledem etwas über die Liebe lernen sollte.

Aber vielleicht ist es zu spät für mich. Alain und ich schweigen auf dem Weg zum Flughafen, jeder in seine eigene Welt versunken.

## ***Anis-Fenchel-Plätzchen***

### ***Zutaten***

*2 Tassen Zucker*  
*4 Eier*  
*2 TL Anisextrakt*  
*3 Tassen Mehl, außerdem etwas Mehl zum Ausrollen*  
*3 TL Backpulver*  
*1 TL Salz*  
*1 TL Anissamen*  
*2 Tassen Puderzucker*  
*1 EL Fenchelsamen*

### ***Zubereitung***

1. Ofen auf 175 Grad vorheizen.
2. In einer mittelgroßen Schüssel Zucker, Eier und Anisextrakt mit einem elektrischen Handrührgerät schaumig schlagen.
3. 3 Tassen Mehl, Backpulver und Salz mischen, sieben, dann jeweils etwa eine Tasse auf einmal unter kräftigem Rühren zu der Eiermasse geben.
4. Anissamen dazugeben und gründlich verrühren.
5. In einer flachen Schale Puderzucker und Fenchelsamen vermischen.
6. Hände leicht mit Mehl bestäuben und esslöffelgroße Teigportionen zu Kugeln formen. Jede Kugel in der Puderzuckermischung wälzen, bis sie von allen Seiten damit bedeckt ist, und auf ein gefettetes Backblech legen.
7. 12 Minuten backen. 5 Minuten auf dem Backblech abkühlen lassen, dann auf Drahtgitter legen.

*Irgendetwas lief entsetzlich falsch, und Rose wusste es. Den ganzen Nachmittag hatte sie vor dem Fernseher gesessen und sich Wiederholungen von Filmen angesehen, die sie, da war sie sich ganz sicher, schon einmal gesehen hatte. Aber es war egal; sie konnte sich ohnehin nicht an die Handlungen erinnern. Sie war sehr müde geworden, und während sie in ihrem Zimmer saß, war ihr bewusst geworden, dass sie ihren Körper nicht mehr spüren konnte. Und dann war alles schwarz geworden.*

*Die Welt war noch immer stockfinster gewesen, als sie kamen, um sie abzuholen; die Leute vom Heim. Rose hörte sie bewusstlos und Schlaganfall und kaum noch am Leben sagen, und sie wollte ihnen mitteilen, dass es ihr gut ging. Aber dann stellte sie fest, dass sie ihre Zunge nicht mehr benutzen und die Augen nicht mehr aufschlagen konnte, und da wurde ihr klar, dass ihr Körper sie im Stich ließ, genau wie ihr Geist. Vielleicht war es an der Zeit.*

*Deshalb ließ sie los und driftete weiter zurück in die Vergangenheit. Während die Sirenen des Rettungswagens in der Ferne ertönten, während die Ärzte weit weg irgendetwas riefen und Befehle brüllten, während die leise Stimme eines Kindes nahe ihrem Bett weinte, löste sie ihren Griff um die Gegenwart und ließ sich wie Treibgut auf einer Welle zurück in eine Zeit tragen, bevor die Welt zusammengebrochen war. Auch damals waren Stimmen im Dunkeln zu hören gewesen, genau wie jetzt. Und je weiter die Gegenwart zurückwich, desto mehr rückte die Vergangenheit in den Vordergrund, und auf einmal sah sich Rose im Arbeitszimmer ihres Vaters in ihrer Wohnung in der Rue du Général Camou sitzen. Sie war wieder siebzehn, und sie fühlte sich, als hätte sie eine Kristallkugel und niemand wollte ihr glauben.*

*»Bitte«, flehte sie ihren Vater an, die Stimme heiser von endlosen Stunden erfolgloser Überredungsversuche. »Wenn wir bleiben, werden wir sterben, Papa! Sie werden uns abholen!«*

*Die Nazis waren überall. Auf den Straßen wimmelte es von deutschen Soldaten, und die französische Polizei folgte ihnen wie die Lemminge. Juden durften nicht mehr auf die Straße, ohne den gelben Davidstern auf die linke Brust genäht zu tragen, ein Zeichen, das sie als anders brandmarkte.*

*»Unsinn«, sagte ihr Vater, ein stolzer Mann, der an sein Land und an die Güte seiner Landsleute glaubte. »Nur Verbrecher und Feiglinge laufen davon.«*

*»Nein, Papa«, flüsterte Rose. »Nicht nur Verbrecher und Feiglinge. Sondern Menschen, die ihr Leben retten wollen, die nicht blindlings folgen, in der Hoffnung, dass alles gut wird.«*

*Ihr Vater schloss die Augen und rieb sich den Nasenrücken. Neben ihm tätschelte Roses Mutter tröstend seinen Arm und sah ihre Tochter an. »Du bringst deinen Vater aus der Fassung, Rose«, sagte sie.*

*»Aber Maman!«, rief Rose.*

*»Wir sind Franzosen«, sagte ihr Vater knapp, als er die Augen wieder aufschlug. »Sie deportieren keine Franzosen.«*

*»Doch, das tun sie«, flüsterte Rose. »Und Maman ist keine Französin. Für die Nazis ist sie immer noch Polin. In ihren Augen ist sie – und sind damit auch wir – Ausländer.«*

*»Du redest Unsinn, Kind«, sagte ihr Vater.*

*»Diese Razzia wird anders sein«, sagte Rose. Es kam ihr vor, als hätte sie es schon tausendmal gesagt, aber ihr Vater hörte gar nicht auf sie, da er nicht auf sie hören wollte. »Diesmal werden sie uns alle abholen. Jacob sagt ...«*

*»Rose!«, unterbrach ihr Vater sie. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, und Roses Mutter neben ihm zuckte erschrocken zusammen und schüttelte traurig den Kopf. »Dieser Junge hat eine allzu blühende Fantasie!«*

*»Papa, das ist nicht seine Fantasie!« Rose hatte ihren Eltern noch nie Widerworte gegeben, aber sie musste sie dazu bringen, ihr zu glauben. Hier ging es um Leben und Tod. Wie konnten sie nur so blind sein? »Du bist unser Vater, Papa. Du musst uns beschützen!«*

*»Es reicht!«, tobte ihr Vater. »Ich werde mir von dir nicht sagen lassen, wie ich meine Familie zu führen habe! Ich werde mir von diesem Jungen, diesem Jacob, nicht sagen lassen, wie ich meine Familie zu führen habe! Ich beschütze euch Kinder und eure Mutter, indem ich mich an die Vorschriften halte. Sag du mir nicht, wie ich als Vater zu sein habe! Du verstehst nichts von diesen Dingen.«*

*Rose kämpfte gegen die Tränen in ihren Augen an. Unwillkürlich legte sie die rechte Hand auf ihren Bauch, und dann nahm sie sie rasch wieder fort, als sie bemerkte, wie ihre Mutter sie voller Neugier stirnrunzelnd ansah. Sie würde es nicht mehr lange vor ihnen verbergen können, und dann würden sie es wissen. Würden sie ihr verzeihen? Würden sie es verstehen? Rose nahm es nicht an.*

*Sie wünschte, sie könnte ihnen die Wahrheit sagen. Aber jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt dafür. Es würde alles nur noch komplizierter machen. Bevor sie irgendetwas unternahm, musste sie sie retten.*

*»Rose«, sagte ihr Vater einen Augenblick später. Er stand auf und ging hinüber zu dem Platz, wo sie saß. Er kniete sich neben sie, wie er es früher getan hatte, als sie ein kleines Mädchen war. In diesem Augenblick erinnerte sie sich, wie geduldig er mit ihr gewesen war, als er ihr beigebracht hatte, sich die Schuhe selbst zuzubinden, wie er sie getröstet hatte, als sie sich das erste Mal das Knie aufgeschlagen hatte, wie er sie in die Wangen gekniffen hatte, als sie noch ganz klein war, und sie ma filfille en sucre, mein kleines Zuckermädchen, genannt hatte. »Wir werden tun, was sie sagen. Wenn wir uns an die Vorschriften halten, wird alles gut werden.«*

*Sie sah ihm in die Augen, und in diesem Augenblick wusste sie, dass er seine Meinung nie ändern würde. Deshalb schluchzte sie, denn sie hatte ihn bereits verloren. Sie hatte sie alle bereits verloren.*

*Als Jacob später an jenem Abend kam, um sie abzuholen, war sie nicht bereit. Wie könnte sie je bereit sein? Sie starrte in seine golden gesprenkelten grünen Augen, die sie immer an ein*



Zaubermeer erinnert hatten, und dachte, wie sie sich für immer darin verlieren könnte. Ihre eigenen Augen füllten sich mit heißen, brennenden Tränen, als sie begriff, dass sie vielleicht nie wieder auf diesen Meeren segeln würde.

»Rose, wir müssen gehen«, flüsterte er eindringlich. Er nahm sie in die Arme und versuchte ihr Schluchzen mit seinem Körper zu dämpfen.

»Aber wie kann ich meine Familie verlassen, Jacob?«, flüsterte sie an seiner Brust.

»Du musst, meine Liebe«, sagte er. »Du musst unser Baby retten.«

Sie sah zu ihm hoch. Sie wusste, dass er recht hatte. Auch er hatte Tränen in den Augen. »Wirst du versuchen, meine Familie zu beschützen?«, fragte sie.

»Mit jeder Zelle meines Seins«, schwor Jacob. »Aber zuerst muss ich dich beschützen.«

Bevor sie gingen, schlüpfte sie in das Zimmer, das Alain und Claude sich teilten. Claude schlief tief und fest, aber Alain war hellwach.

»Du gehst jetzt, Rose, stimmt's?«, flüsterte Alain, als sie näher kam.

Sie setzte sich zu ihm auf die Bettkante. »Ja, mein Lieber«, flüsterte sie. »Wirst du mit uns mitkommen?«

»Ich muss bei Maman und Papa bleiben«, sagte Alain nach kurzem Zögern. »Vielleicht haben sie ja doch recht.«

»Das haben sie nicht«, sagte Rose.

Alain nickte. »Ich weiß«, flüsterte er. Er schwieg einen Augenblick und schlang dann die Arme um sie. »Ich liebe dich, Rose«, flüsterte er.

»Ich dich auch, mein kleiner Mann.« Sie drückte ihn fest an sich. Sie wusste, dass Alain nicht verstand, warum sie ihn verließ. Sie wusste, dass es für ihn so aussehen musste, als würde sie Jacob den Vorzug vor ihrer eigenen Familie geben. Aber sie konnte ihm nichts von dem Kind sagen, das in ihr heranwuchs. Er war elf, zu jung, um es zu verstehen. Sie hoffte, eines Tages würde er begreifen, dass sie sich fühlte, als werde ihr Herz entzweigerissen.

Eine halbe Stunde später führte Jacob sie durch eine Gasse, wo sein Freund Jean Michel, der der Widerstandsbewegung angehörte, vor einem verdunkelten Hauseingang wartete.

Jean Michel küsste Rose zur Begrüßung auf beide Wangen. »Du bist sehr tapfer, Rose«, sagte er schlicht.

»Ich bin nicht tapfer; ich habe Angst«, erwiderte sie. Sie wollte nicht für tapfer gehalten werden. Zu glauben, es sei tapfer, ihre Familie zurückzulassen, war absurd. In diesem Augenblick fühlte sie sich wie der schlechteste Mensch auf der Welt.

»Könntest du uns vielleicht einen Augenblick allein lassen?«, fragte Jacob Jean Michel.

Jean Michel nickte. »Aber bitte schnell. Wir haben nicht viel Zeit.« Er schlüpfte in den Hauseingang, ließ Rose und Jacob allein im Dunkeln zurück.

»Du tust das Richtige«, flüsterte Jacob.

»So kommt es mir nicht mehr vor«, sagte Rose. Sie holte einmal tief Luft. »Bist du ganz sicher? Was diese Razzia betrifft?«

Jacob nickte. »Ich bin mir sicher. Sie beginnt in ein paar Stunden, Rose.«

Sie schüttelte den Kopf. »Was ist bloß aus uns geworden?«, fragte sie. »Aus diesem Land?«

*»Die Welt hat den Verstand verloren«, murmelte Jacob.*

*Sie holte einmal tief Luft. »Wirst du zurückkommen und mich holen?«*

*»Ich werde zurückkommen und dich holen«, sagte Jacob prompt. »Du bist mein Leben, Rose. Du und unser Baby. Das weißt du doch.«*

*»Ich weiß«, flüsterte sie.*

*»Ich werde dich finden, Rose«, sagte Jacob. »Wenn dieses ganze Grauen vorbei ist und du in Sicherheit bist, dann werde ich dich holen. Ich gebe dir mein Wort. Ich werde nicht ruhen, bis ich wieder an deiner Seite bin.«*

*»Ich auch nicht«, murmelte Rose.*

*Er zog sie an sich, und sie atmete seinen Geruch ein, prägte sich das Gefühl seiner Arme um sie ein, presste den Kopf an seine Brust und wünschte, sie müsste ihn niemals loslassen. Aber dann war Jean Michel wieder da und trennte sie sanft von Jacob, sagte ihr leise, sie müssten jetzt gehen, bevor es zu spät sei. Sie wusste nur, dass Jean Michel, ein Katholik, sie zu einem anderen Mann bringen würde, der dem Widerstand angehörte, einem Mann namens Ali, der Muslim war. Das war etwas, worüber sie hätte lächeln müssen – Katholiken, Juden und Muslime, die gemeinsam an einem Strang zogen –, wenn nicht die Welt um sie herum einstürzen würde.*

*Jacob zog sie ein letztes Mal an sich, zu einem letzten, langen Abschiedskuss. Als Jean Michel sie wegführte, riss sie sich noch einmal von ihm los. »Jacob?«, rief sie leise in die Dunkelheit.*

*»Ich bin hier«, sagte er. Er tauchte noch einmal aus den Schatten auf.*

*Sie holte einmal tief Luft. »Geh noch einmal zurück, und hole sie. Bitte. Meine Familie. Ich darf sie nicht verlieren. Ich könnte nicht damit leben, wenn sie umkommen, weil ich mich nicht genug bemüht habe.«*

*Jacob starrte ihr in die Augen, und für einen Moment wollte Rose die Worte am liebsten zurücknehmen, denn sie wusste, worum sie bat. Aber es war keine Zeit mehr. Er nickte und sagte nur: »Ich werde noch einmal zurückgehen. Versprochen. Ich liebe dich.«*

*Und dann war er in der pechschwarzen Dunkelheit verschwunden. Rose verharrte wie gelähmt an Ort und Stelle. Es kam ihr vor wie eine Ewigkeit, aber tatsächlich waren es nur ein paar Sekunden. »Nein«, murmelte sie im Stillen. »Was habe ich getan?« Sie ging Jacob einen Schritt nach, wollte ihn aufhalten, wollte ihn warnen. Aber Jean Michel schlang die Arme um sie und hielt sie fest.*

*»Nein«, sagte er. »Nein. Jetzt liegt es in Gottes Hand. Du musst mit mir kommen.«*

*»Aber ...« Sie versuchte unter Protest, sich loszureißen.*

*»Jetzt liegt es in Gottes Hand«, sagte Jean Michel noch einmal, während Roses Körper von Schluchzern erschüttert wurde. Er hielt sie noch fester und flüsterte in die Dunkelheit: »Im Augenblick können wir nur beten und hoffen, dass Gott uns erhört.«*

*Danach war es eine Qual für sie, versteckt in Paris zu leben und zu wissen, dass ein oder zwei Kilometer weiter ihre Familie oder Jacob vielleicht ebenfalls untergetaucht waren. Zu wissen, dass sie nichts tun konnte, um sie zu finden, dass es jetzt ihre einzige Aufgabe war, das Kind in sich zu schützen, hielt sie jede Nacht hilflos schluchzend wach.*

*Die Leute, die sie aufgenommen hatten, die Haddams, waren freundlich, auch wenn sie wusste, dass die Mutter und der Vater sie nicht dort haben wollten; schließlich war sie eine Belastung; sie wusste, dass allein schon ihre Anwesenheit sie alle in Gefahr brachte. Wenn nicht das Baby wäre, das zu beschützen sie geschworen hatte, dann wäre sie längst allein schon aus Höflichkeit von dort weggegangen. Dennoch, sie waren gastfreundlich, und im Laufe der Zeit schienen sie sie zu akzeptieren. Ihr kleiner Sohn, Nabi, erinnerte Rose an Alain, und das half ihr an den meisten Tagen, nicht den Verstand zu verlieren; sie konnte so mit ihm reden, wie sie früher mit ihrem kleinen Bruder geredet hatte, und damit fühlte sich dieses neue Zuhause ein bisschen mehr so an wie das, welches sie zurückgelassen hatte.*

*Sie und Madame Haddam verbrachten viele Stunden zusammen in der Backstube, und nach einer Weile fand Rose den Mut, Madame Haddam ein paar Rezepte von der aschkénaze-Bäckerei ihrer eigenen Familie vorzustellen. Madame Haddam wiederum brachte ihr viele köstliche Gebäckstücke bei, von denen Rose noch nie gehört hatte.*

*»Du solltest wissen, wie man mit Rosenwasser backt«, hatte Madame Haddam eines Tages zu ihr gesagt. »Das ist nur angemessen für ein Mädchen, das Rose heißt.«*

*Und so verliebte sich Rose in die Mandel-Halbmonde und die Orangenblüten-Baklava und die Rosenwasser-Plätzchen, die ihr so köstlich auf der Zunge zergingen, und es war dieses Essen, das das Kind in ihr ernährte. Ihr Vater hatte oft schlecht von den Muslimen gesprochen, aber jetzt wusste Rose, dass er sich in den Religionen ebenso getäuscht hatte wie in den Absichten der Nazis. Die Haddams hatten ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt, um ihres zu retten. Sie gehörten zu den besten Menschen, die sie je kennengelernt hatte.*

*Außerdem wusste Rose, dass man, um solches Gebäck zu machen, wie es die Haddams machten, gut und freundlich sein musste. Das Herz offenbarte sich immer beim Backen, und wenn auf der eigenen Seele ein dunkler Schatten lag, dann würde auch auf den Gebäckstücken ein dunkler Schatten liegen. Aber in dem Gebäck der Haddams lagen Licht und Güte. Rose konnte es schmecken, und sie hoffte, dass das Kind, das in ihr heranwuchs, es ebenfalls schmecken konnte.*

*Manchmal erlaubte Madame Haddam Rose, sie auf den Markt zu begleiten, solange Rose schwor, nicht zu sprechen und sich mit einem Schleier zu verhüllen. Sie mochte die Anonymität, die er ihr verlieh, und obwohl die Haddams in einem muslimischen Viertel einkauften, hielt Rose auf dem Markt dann immer verzweifelt im Gedränge Ausschau, in der Hoffnung, einen flüchtigen Blick auf irgendjemanden aus ihrem alten Leben zu erhaschen. Einmal sah sie Jean Michel auf der Straße, aber sie konnte ihm nicht zurufen, da sie auf einmal einen Kloß im Hals hatte. Bis sie wieder einen Laut von sich zu geben vermochte, war er längst verschwunden.*

*Eines Abends, nachdem sie auf Arabisch das Salah mit den Haddams gesprochen hatte, war Rose in ihrem eigenen Zimmer und betete auf Hebräisch, als sie sich auf einmal umdrehte und sah, wie Nabi sie beobachtete. »Komm her, Nabi«, sagte sie zu dem Jungen. »Bete mit mir.«*

*Er kniete sich neben sie, während sie ihre Gebete zu Ende sprach, und dann saßen sie zusammen schweigend da. »Rose?«, fragte er nach einer langen Weile. »Glaubst du, dass Gott Arabisch oder Hebräisch spricht? Kann er deine Gebete hören oder meine?«*

Rose dachte einen Augenblick darüber nach, und sie begriff, dass sie die Antwort nicht wusste; sie hatte in letzter Zeit zu zweifeln begonnen, ob Gott sie überhaupt hörte, egal, welche Sprache sie sprach. Denn wenn er sie hörte, wie konnte er dann zulassen, dass ihre Familie und Jacob aus ihrem Leben gerissen wurden? »Ich weiß es nicht«, sagte sie schließlich. »Was meinst du, Nabi?«

Der Junge dachte lange darüber nach, bevor er erwiderte: »Ich glaube, Gott kann alle Sprachen sprechen«, sagte er mit Überzeugung in der Stimme. »Ich glaube, er hört uns alle.«

»Glaubst denn du, wir beten alle zu demselben Gott?«, fragte Rose nach einer Weile.

Nabi schien auch über diese Frage sehr ernsthaft nachzudenken. »Ja«, sagte er schließlich zu Rose. »Ja. Es gibt nur den einen Gott. Er wohnt im Himmel, und er kann uns alle hören. Es ist nur so, dass wir hier auf der Erde verwirrt davon sind, wie wir an ihn glauben sollen. Aber was macht das schon, solange wir glauben, dass es ihn gibt?«

Rose lächelte. »Ich denke, da könntest du recht haben, Nabi«, sagte sie. Sie dachte darüber nach, was Jean Michel zu ihr gesagt hatte, als sie Jacob zum letzten Mal gesehen hatte. »Im Augenblick«, sagte sie leise zu dem kleinen Jungen, während sie ihm mit einer Hand übers Haar strich, »können wir nur beten und hoffen, dass Gott uns erhört.«

Nachdem wir den Mitarbeiter vom Bodenpersonal überredet haben, uns nach der vorgeschriebenen Check-in-Zeit noch durchzulassen, rasch die Sicherheitskontrolle durchlaufen haben und zu unserem Gate gerannt sind, erreichen Alain und ich unser Flugzeug fünf Minuten, bevor die Kabinentüren geschlossen werden.

Im Taxi habe ich versucht, Annie von Alains Handy aus anzurufen, aber sie hat nicht abgenommen. Ebenso wenig Gavin oder Rob, bei denen ich es auch noch versucht habe. Mamies Heim hat keine neuen Informationen über ihren Zustand, und die Schwester, die ich im Krankenhaus erreichte, sagte, meine Großmutter sei im Augenblick stabil, man könne aber unmöglich sagen, wie lange dieser Zustand anhalte.

Während wir die Startbahn hinunterrollen und über Paris abheben, sehe ich zu, wie die Seine unter uns verschwindet, ein Band, das die Landschaft durchschneidet, und ich stelle mir vor, wie sich Mamie als Siebzehnjährige auf einem Lastkahn versteckt hat, der sich auf demselben topasblauen Fluss langsam hinunter in die unbesetzte Zone schlängelte. Ist sie so aus Paris herausgekommen? Ich frage mich, ob wir es je wirklich wissen werden.

»Was, meinst du, ist aus dem Baby geworden, das sie erwartet hat?«, fragt Alain mich leise, während wir immer höher in den Himmel aufsteigen. Jetzt sind wir schon über den Wolken, Sonnenlicht flutet rings um uns herunter, und ich frage mich unwillkürlich, ob es im Himmel vielleicht ein bisschen so aussieht wie hier.

Ich schüttele den Kopf. »Ich weiß nicht.«

»Ich hätte mir denken müssen, dass sie ein Kind erwartete«, sagt Alain. »Das erklärt, warum sie uns verlassen hat. Das war mir immer unbegreiflich. Es wäre nicht ihre Art gewesen, wegzulaufen und uns zurückzulassen. Sie wäre geblieben, um zu versuchen, uns zu überreden, uns zu beschützen, selbst wenn sie damit ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hätte.«

»Aber sie hielt es für wichtiger, das Baby zu beschützen«, murmele ich.

Alain nickt. »Und das war es ja auch. Sie hatte recht. Das bedeutet es schließlich, Eltern zu sein, oder? Ich glaube, bei meinen Eltern war es genau dasselbe. Sie glaubten wirklich, indem sie sich an die Vorschriften hielten, würden sie uns alle beschützen. Wer hätte wissen können, dass ihre besten Absichten dorthin führten, wohin sie führten?«

Ich schüttele den Kopf, zu bedrückt, um etwas zu sagen. Ich kann mir das Entsetzen nicht vorstellen, das meine Urgroßmutter empfunden haben muss, als Danielle und David ihr entrissen wurden. Hatte sie bei der Ältesten, Hélène, bleiben können, nachdem man die Männer und Frauen voneinander getrennt hatte? Hatte sie lange genug gelebt, um schmerzlich zu begreifen, dass all ihre Kinder verloren waren? Hatte mein Urgroßvater es bereut, nicht auf die warnenden Worte seiner Tochter gehört zu haben? Wie fühlt man sich als Elternteil, wenn man zu spät

begreift, dass man einen entsetzlichen, unumkehrbaren Fehler begangen hat und die eigenen Kinder deswegen sterben müssen?

Ich starre lange Zeit aus dem Fenster, bevor ich mich wieder zu Alain umwende. »Vielleicht konnte Mamie nicht für das Kind sorgen. Vielleicht wurde das Baby geboren, und sie hat es zur Adoption freigegeben.« Ich glaube es nicht wirklich, aber ich fühle mich besser, wenn ich es laut ausspreche.

»Das halte ich für ausgeschlossen.« Alain legt die Stirn in Falten. »Wenn das Baby ein Teil von ihr und Jacob war, dann kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass sie sich von diesem Kind getrennt hätte.« Er sieht mich von der Seite an, bevor er hinzufügt: »Bist du dir absolut sicher, dass das Baby auf keinen Fall deine Mutter sein kann?«

Ich schüttele den Kopf. »Als meine Mutter vor ein paar Jahren starb, musste ich ihren Nachlass ordnen«, sage ich. »Ich kann mich erinnern, dass ich mir ihre Geburtsurkunde angesehen habe. Dort stand eindeutig 1944. Außerdem sah sie meinem Großvater sehr ähnlich.«

Alain seufzt. »Dann muss das Baby gestorben sein.«

Ich wende den Blick ab. Ich kann mir nichts Traurigeres vorstellen. »Aber dass sie so bald wieder schwanger geworden sein sollte, nachdem ...« Meine Stimme verliert sich. Dieses Teil des Puzzles kann ich einfach nicht begreifen.

»Es ist nicht so ungewöhnlich, wie es klingt«, sagt Alain leise. Er seufzt wieder und sieht aus dem Fenster. »Nach dem Krieg haben viele Schoah-Überlebende sofort geheiratet und versucht, Kinder zu bekommen, selbst diejenigen, die unter Mangelernährung litten und kein Geld hatten.«

Ich sehe Alain verdutzt an. »Aber warum hätten sie das tun sollen?«

»Um Leben in die Welt zu setzen, während es um sie herum nur Tod gab«, sagt er schlicht. »Um wieder Teil einer Familie zu sein, nachdem sie alle verloren hatten, die sie je geliebt hatten. Als Rose deinen Großvater kennenlernte, muss sie gedacht haben, dass wir alle, einschließlich Jacob, tot sind, und wenn sie auch noch das Baby verloren hatte, muss sie sich sehr, sehr einsam gefühlt haben. Vielleicht wollte sie einfach eine Familie gründen, um wieder einen Platz in der Welt zu haben.«

Wir brauchen eine Ewigkeit, um unser Gepäck zu bekommen, durch den Zoll zu gehen und meinen Wagen aus dem Parkhaus zu holen, aber schließlich sind wir unterwegs zum Cape. Wir haben Boston kurz vor der Rushhour hinter uns, und als wir auf der Route 3 in Richtung Süden schießen, gehe ich aufs Ganze und fädele mich mit zwanzig Meilen über dem Tempolimit durch den Verkehr.

Zwischendurch rufe ich Annie an, und diesmal nimmt sie ab. Ihre Stimme klingt hohl, aber sie berichtet mir, dass sie im Krankenhaus sei und dass Mamies Zustand nach wie vor unverändert sei.

»Ist dein Dad bei dir?«, frage ich.

»Nein«, sagt sie, ohne ins Detail zu gehen.

Ich spüre, wie mein Blutdruck steigt. »Wo ist er?«

»Keine Ahnung«, sagt sie. »Vielleicht in der Kanzlei.«

»Hast du ihn gebeten, mit dir zum Krankenhaus zu fahren?«

Annie zögert. »Er war vorhin hier. Aber dann musste er weg, um etwas Arbeit zu erledigen.«

Bei ihren Worten geht mir ein Stich durchs Herz. Ich will nichts mehr, als meine Tochter zu beschützen, und ich denke, der letzte Mensch auf der Welt, bei dem ich aufpassen muss, dass ihr nichts Schlimmes passiert, sollte ihr Vater sein.

»Das tut mir leid, Schatz«, sage ich. »Dein Dad hat bestimmt viel zu tun. Aber er hätte trotzdem bei dir bleiben sollen.«

»Ist schon gut«, murmelt Annie. »Gavin ist hier.«

Mein Herz macht einen Satz. »Schon wieder?«

»Ja. Er hat angerufen, um zu hören, ob es mir gut geht. Und ich habe ihm gesagt, dass Dad gegangen ist. Ich habe ihn nicht gebeten zu kommen, aber er ist trotzdem da.«

»Oh«, sage ich.

»Willst du mit ihm reden?«

Ich sage fast schon Ja, aber dann wird mir klar, dass wir in einer Stunde dort sein werden. »Grüß ihn einfach von mir. Und sag Danke von mir. Wir sind bald da.«

Annie schweigt eine Minute. »Wer ist denn *wir*? Hast du jetzt auch einen Freund oder so?«

Ich muss unwillkürlich lachen. »Nein.« Ich werfe einen Blick auf Alain, der durch sein Fenster zusieht, wie Pembroke an ihm vorbeifliegt. »Aber ich habe eine Überraschung für dich.«

Eine Stunde später sind wir in Hyannis und hasten durch die Glastüren des *Cape Cod Hospital*. Die Schwester am Empfang schickt uns in den zweiten Stock hoch, und ich sehe Annie mit gesenktem Kopf im Warteraum sitzen. Neben ihr blättert Gavin in einer Zeitschrift. Sie sehen beide gleichzeitig auf.

»Mom!«, ruft Annie, die offenbar für einen Moment vergisst, dass sie in letzter Zeit zu cool geworden ist, um mich mit Begeisterung zu begrüßen. Sie springt von ihrem Stuhl auf und umarmt mich. Gavin winkt kurz, mit einem schiefen halben Lächeln. Ich hauche ein *Danke* über Annies Schulter.

Schließlich löst sich Annie von mir und bemerkt zum ersten Mal Alain. Er steht wie angewurzelt neben mir und starrt sie an.

»Hi«, sagt Annie. Sie streckt die Hand aus. »Ich bin Annie. Und Sie?«

Alain gibt ihr langsam die Hand, dann macht er den Mund auf und wieder zu, ohne etwas zu sagen. Ich lege ihm eine Hand auf den Rücken, lächele meine Tochter an und sage sanft: »Annie, das hier ist Mamies Bruder. Er ist dein Urgroßonkel.«

Annie sieht mit aufgerissenen Augen zu mir hoch. »Mamies Bruder?« Sie sieht zurück zu Alain. »Sie sind wirklich Mamies Bruder?«

Alain nickt, und diesmal findet er Worte. »Du kommst mir so bekannt vor, Liebes«, sagt er.

Annie sieht mich an und dann wieder zurück zu Alain. »Sehe ich, na ja, so aus wie Mamie, als sie so alt war wie ich?«

Alain schüttelt langsam den Kopf. »Ein bisschen vielleicht. Aber sie ist es nicht, der du ähnlich siehst.«

»Ist es jemand namens Leona?«, fragt Annie gespannt. »So nennt Mamie mich nämlich ständig.«

Alain legt die Stirn in Falten und schüttelt den Kopf. »Ich glaube nicht, dass ich eine Leona kenne.«

Annie runzelt die Stirn, und als ich aufblicke, sehe ich, dass Gavin durchs Zimmer gekommen ist und nun ein paar Schritte hinter meiner Tochter steht. Für einen Sekundenbruchteil überkommt mich das überwältigende Bedürfnis, ihm die Arme um den Hals zu werfen, aber stattdessen blinzele ich nur und trete einen Schritt zur Seite. »Gavin«, sage ich, »das hier ist Alain. Der Bruder meiner Großmutter. Alain, das ist Gavin.« Ich halte kurz inne, und dann füge ich als Nachgedanken hinzu: »Ein Freund von mir.«

Gavin hat die Augen weit aufgerissen. Er streckt eine Hand aus und schüttelt Alains. »Ich fasse es nicht, dass Sie und Hope einander gefunden haben«, sagt er.

Alain sieht mich kurz an und dann zurück zu Gavin. »Soweit ich verstanden habe, hat sie dabei von Ihnen Hilfe und Unterstützung bekommen, junger Mann.«

Gavin zuckt die Schultern und sieht weg. »Nein, Sir. Das war sie ganz allein. Ich habe ihr nur ein paar Dinge erzählt, die ich über die Schoah-Forschung wusste.«

»Schmälern Sie Ihren Beitrag nicht«, sagt Alain. »Sie haben geholfen, unsere Familie wieder zusammenzuführen.« Er blinzelt ein paarmal, bevor er Gavin fragt: »Können wir sie jetzt sehen? Meine Schwester?«

Gavin zögert. »Streng genommen ist die Besuchszeit jetzt vorbei. Aber ich kenne ein paar Schwestern hier. Ich werde sehen, was ich tun kann.«

Ich beobachte, wie Gavin sich an eine hübsche blonde Krankenschwester wendet, die etwa Anfang zwanzig sein muss. Sie lacht und spielt mit ihrem Haar, während sie mit ihm redet. Ich wundere mich, dass es mir einen eifersüchtigen Stich versetzt, die beiden so zusammen zu sehen. Ich blinzele ein paarmal, wende mich ab und lege Alain eine Hand auf den Arm.

»Geht es dir gut?«, frage ich. »Du musst doch erschöpft sein.«

Er nickt. »Ich muss nur Rose sehen.«

Annie beginnt ihn mit einer wahren Flut von Fragen zu bestürmen – »Wann hast du Mamie das letzte Mal gesehen?«, »Wieso hast du gedacht, sie wäre gestorben?«, »Wie bist du diesen Nazis entkommen?«, »Was ist mit euren Eltern passiert?« –, die Alain geduldig beantwortet. Als Annie ihren Kopf zu seinem vorbeugt und weiter aufgeregt plappert, muss ich lächeln.

Einen Augenblick später kommt Gavin wieder und legt mir eine Hand auf den Arm, und dabei schießt irgendein seltsames Gefühl durch mich hindurch. Ich zucke rasch zurück, als hätte ich mich verbrannt.

Gavin runzelt die Stirn und räuspert sich. »Ich habe mit Krista gesprochen. Der Krankenschwester. Sie sagt, sie kann uns noch einmal einschleusen. Aber nur für ein paar Minuten. Sie sind hier ziemlich streng, was die Besuchszeiten betrifft.«

Ich nicke. »Danke.« Seltsamerweise kann ich es nicht über mich bringen, mich auch bei Krista zu bedanken, während sie uns vier einen schmalen Flur entlangführt. Ihr blonder Pferdeschwanz wippt kess hinter ihr, während sie übertrieben mit ihren schmalen Hüften wackelt. Ich könnte schwören, dass sie wegen Gavin so geht, aber er scheint es gar nicht zu bemerken; er hat eine Hand auf Alains Schulter gelegt und führt den alten Herrn sanft zu einer Tür am Ende des Flurs.



»Fünf Minuten«, flüstert Krista, als wir vor der letzten Tür rechts stehen bleiben. »Sonst bekomme ich Ärger.«

»Vielen Dank«, sagt Gavin. »Ich bin Ihnen was schuldig.«

»Sie können mich ja mal zum Essen einladen?« Ihr Tonfall steigt zum Satzende hin an, wie bei einer Frage, und als sie die Augen zu ihm aufschlägt, erinnert sie mich an eine Comicfigur. Ich warte nicht ab, um seine Antwort zu hören; ich sage mir, dass es nicht wichtig ist. Ich folge Annie und Alain ins Zimmer, und mir stockt der Atem beim Anblick der reglosen Gestalt, die in dem Krankenhausbett liegt, wie verschluckt von einem Berg von Decken.

Mamie sieht winzig, blass und eingefallen aus, und ich kann spüren, wie Alain neben mir zusammenzuckt. Ich will ihm sagen, dass sie, als ich sie das letzte Mal gesehen habe, nicht so ausgesehen hat. Tatsächlich erkenne ich sie kaum wieder ohne ihren typischen burgunderroten Lippenstift und den Kajal. Aber ich bin ebenso sprachlos wie er. Wir treten beide näher, gefolgt von Annie.

»Sie sieht richtig schlimm aus, stimmt's?«, murmelt Annie. Ich drehe mich um und lege einen Arm um sie, und sie zieht sich nicht zurück. Ich lege meine rechte Hand auf Mamies linke, die sich kalt anfühlt. Mamie rührt sich nicht.

»Offenbar haben sie sie über ihrem Schreibtisch zusammengesackt gefunden, nachdem sie nicht zum Abendessen heruntergekommen ist«, sagt Gavin leise. Als ich mich umdrehe, sehe ich ihn im Türrahmen stehen. »Sie haben sofort den Notruf verständigt«, fügt er hinzu.

Ich nicke nur; meine Stimme ist zu erstickt, um zu sprechen. Neben mir kann ich spüren, wie Annie leicht zittert, und als ich hinuntersehe, bemerke ich, dass sie Tränen wegblinzelt. Ich drücke sie fester an mich, und sie schlingt beide Arme um mich. Wir sehen zu, wie Alain an Mamies Bett tritt und sich hinkniet, sodass sein Gesicht auf einer Höhe mit ihrem ist. Er murmelt ihr etwas zu, dann streckt er eine Hand aus und berührt sanft ihr Gesicht. Tränen glitzern in seinen Augen.

»Ich dachte, ich würde sie niemals wiedersehen«, flüstert er. »Es ist fast siebzig Jahre her.«

»Wird alles wieder gut mit ihr werden?«, fragt Annie Alain. Sie starrt ihn an, als ob von seiner Antwort alles abhängt.

Alain nickt zögernd. »Annie, ich weiß es nicht. Aber ich kann nicht glauben, dass Gott uns wieder zueinander führen würde, nur um sie mir dann ohne einen Abschied zu nehmen. Ich muss glauben, dass es einen Grund für all das gibt.«

Annie nickt heftig. »Ich auch.«

Bevor wir noch mehr sagen können, taucht die kesse Krankenschwester wieder im Türrahmen auf. »Die Zeit ist um«, sagt sie. »Meine Vorgesetzte ist unterwegs.«

Gavin und ich tauschen einen Blick. »Okay«, sagt Gavin. »Danke, Krista. Wir verschwinden von hier.« Er nickt mir zu, und ich führe Annie langsam weg von Mamie. Als ich schon fast an der Tür bin, werfe ich noch einmal einen Blick zurück und sehe, wie Alain den Kopf noch einmal über den von Mamie beugt. Er küsst sie auf die Stirn, und als er sich umwendet, rinnen ihm Tränen übers Gesicht.

»Entschuldigung«, sagt er. »Es ist nicht leicht für mich.«

»Ich weiß.« Ich nehme seine Hand, und gemeinsam gehen Annie, Alain und ich aus dem Zimmer und lassen Mamie im Dunkeln zurück.

Gavin und ich trennen uns am Eingang des Krankenhauses. Er muss am nächsten Morgen um sieben arbeiten, und ich muss die Bäckerei aufmachen. Das Leben muss weitergehen. Annie nimmt mir die Schlüssel ab, und sie und Alain gehen schon einmal vor, um im Wagen zu warten.

»Ich weiß nicht, wie ich dir danken soll«, sage ich zu Gavin, den Blick auf den Boden gesenkt.

»Ich wüsste nicht, wofür«, sagt er. Als ich wieder aufblicke, sehe ich eben noch, wie er mit den Schultern zuckt. Er lächelt mich an. »Ich bin wirklich froh, dass du Alain gefunden hast.«

»Das habe ich dir zu verdanken«, sage ich leise. »Und dass es Annie gut ging, während ich weg war, auch nur dir.«

Er zuckt wieder mit den Schultern. »Ach was, das hätte jeder andere auch getan.« Er schweigt kurz und ergänzt dann: »Es steht mir vielleicht nicht zu, das zu sagen, aber dein Exmann ist wirklich knallhart.«

Ich schlucke schwer. »Warum sagst du das?«

Er schüttelt den Kopf. »Er schien kaum besorgt um Annie, weißt du? Sie war so aufgelöst wegen deiner Großmutter. Sie brauchte wirklich jemanden bei sich.«

»Und du warst für sie da«, sage ich. »Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.«

»Na ja, dann sag doch einfach, du gibst mir morgen früh einen Kaffee aus, wenn ich zu Joe Sullivan fahre, um seine Veranda zu reparieren«, sagt er. »Und dann sind wir quitt.«

Darüber muss ich lachen. »Ja, na klar, eine Tasse Kaffee ist bestimmt genug dafür, dass du dich um meine Tochter gekümmert und mir geholfen hast, meine Familie wieder zusammenzuführen.«

Gavin sieht mich lange und so gebannt an, dass mein Herz zu hämmern beginnt. »Ich habe dir doch gern geholfen«, sagt er.

»Warum?«, frage ich. Mir wird zu spät klar, wie unhöflich und undankbar ich klingen muss.

Er starrt mich wieder an. »Hör endlich auf, dich kleiner zu machen, als du bist, Hope«, sagt er. Und mit diesen Worten ist er verschwunden. Ich sehe ihm nach, wie er in seinen alten Wrangler steigt und Annie zuwinkt, während er vom Parkplatz fährt.

»Mom, wir müssen Jacob Levy finden«, verkündet Annie am nächsten Morgen, als sie und Alain zusammen, mit untergehakten Armen, in der Bäckerei auftauchen. Ich war besorgt, Alain könnte sich zu viel zumuten, und hatte ihm daher vorgeschlagen, erst einmal auszuschlafen, aber er und Annie sind seit ihrer ersten Begegnung im Krankenhaus gestern Abend unzertrennlich, daher hätte ich eigentlich damit rechnen müssen, dass sie ihn heute mit zur Bäckerei bringen würde.

»Alain hat mir alles über ihn erzählt«, ergänzt sie stolz.

»Annie, Schatz«, sage ich mit einem Blick auf Alain, der die Ärmel hochkrempelt und sich in der Backstube umsieht, »wir wissen doch nicht einmal, ob Jacob überhaupt noch lebt.«

»Aber was, wenn er noch lebt, Mom?« Ein fast verzweifelter Ton schleicht sich in Annies Stimme. »Was, wenn er irgendwo dort draußen ist und all die Jahre nach Mamie gesucht hat? Was, wenn er hierherkommen könnte und sie davon wieder aufwachen würde?«

»Schatz, das ist sehr unwahrscheinlich.«

Annie funkelt mich an. »Ich bitte dich, Mom! Glaubst du denn nicht an die Liebe?«

»Ich glaube an Schokolade«, seufze ich und deute mit einem Nicken auf die *pains au chocolat*, die gleich in den Ofen müssen, »und ich glaube, wenn ich jetzt nicht einen Zahn zulege, dann werden wir um sechs nicht fertig sein, um zu öffnen.«

»E-gal«, knurrt Annie. Sie streift ein Paar Ofenhandschuhe über und schiebt die Schokoladencroissants in den Ofen. Sie stellt die Zeitschaltuhr ein und wendet sich dann um und dreht vor Alain die Augen. »Siehst du? Ich habe dir ja gesagt, wie gemein sie morgens ist.«

Alain kichert. »Ich glaube nicht, dass deine Mutter unfreundlich ist, Liebes«, sagt er. »Ich glaube, sie versucht nur, realistisch zu sein. Und vielleicht das Thema zu wechseln.«

»Warum wechselst du das Thema, Mom?«, fragt Annie, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Weil ich nicht will, dass du deine Hoffnungen zu hoch hängst«, sage ich zu ihr. »Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Jacob Levy gar nicht mehr am Leben. Und selbst wenn, gibt es keine Garantie dafür, dass wir ihn finden werden.«

Und es gibt auch keine Garantie dafür, dass er all die Jahre auf meine Großmutter gewartet hat. Ich will Annie nicht sagen, dass er, selbst wenn wir ihn wie durch ein Wunder ausfindig machen sollten, inzwischen vermutlich mit Ehefrau Nummer vier oder fünf verheiratet ist. Vermutlich hat er mit Mamie vor siebzig Jahren abgeschlossen. So sind die Männer. Außerdem habe ich den Eindruck, dass meine Großmutter auch keine Zeit verloren hat, mit ihm abzuschließen.

Alain mustert mich eingehend, und ich wende den Blick ab, denn ich habe das unangenehme Gefühl, dass er meine Gedanken genau lesen kann. »Kann ich dir bei irgendwas helfen, Hope?«, fragt er kurz darauf. »Ich habe in der Bäckerei meiner Großeltern mitgeholfen, als ich ein kleiner Junge war.«

Ich lächele. »Annie kann dir zeigen, wie man den Teig für die Blaubeermuffins macht«, sage ich. »Aber bitte fühle dich nicht verpflichtet zu helfen. Ich komme sehr gut allein zurecht.«

»Das habe ich auch gar nicht bestritten«, sagt Alain. Ich ziehe eine Augenbraue vor ihm hoch, aber er hat sich bereits abgewandt, um sich von Annie eine Schürze umbinden zu lassen.

»Aber, na ja, wenn Mamie wirklich so verliebt in Jacob war, wie kommt es dann, dass sie meinen Uropa geheiratet hat?«, fragt Annie Alain, als er sich wieder umdreht. Er schnappt sich eine Packung Zucker und die Schale mit saftigen Blaubeeren, die Annie aus dem Kühlschrank geholt hat. »Sie kann ihn doch nicht auch geliebt haben, oder?«, ergänzt Annie. »Nicht, wenn Jacob ihre eine wahre Liebe war.«

Ich verdrehe die Augen, aber ehrlich gesagt, wünschte ich, ich könnte selbst auch noch an das Ideal der einen wahren Liebe glauben. Alain scheint über Annies Frage nachzudenken, während er sich eine große Schüssel und einen Holzlöffel nimmt und Zucker und Mehl zu vermischen beginnt. Ich sehe zu, wie er Salz und Backpulver abmisst und dazugibt. Annie reicht ihm vier Eier, und er macht sich daran, sie aufzuschlagen.

»Es gibt alle möglichen Arten von Liebe auf dieser Welt, Annie«, sagt er schließlich. Er sieht mich an und dann wieder zurück zu meiner Tochter. »Ich habe keinen Zweifel, dass deine Urgroßmutter deinen Urgroßvater auch geliebt hat.«

Annie starrt ihn an. »Was meinst du damit? Wenn Mamie in Jacob verliebt war, wie konnte sie dann, na ja, auch in meinen Uropa verliebt sein?«

Alain zuckt die Schultern und gibt etwas Milch und saure Sahne in die Schüssel. Er rührt die Masse kräftig mit dem Holzlöffel um, und dann hilft Annie ihm, die Blaubeeren unterzuheben. »Manche Arten von Liebe sind eben stärker als andere«, erwidert Alain schließlich. »Das heißt ja nicht, dass nicht alle echt sind. Nur manche Arten von Liebe sind so, dass wir immer versuchen, sie passend zu machen, obwohl sie nie richtig sind.« Er sieht mich an, und ich wende den Blick ab.

»Und dann gibt es noch die Liebe zwischen guten Menschen, die die Seele des anderen bewundern und sich im Laufe der Zeit lieben lernen«, fährt er fort.

»Du meinst, so ist es bei Mamie und meinem Uropa gewesen?«, fragt Annie.

Alain beginnt behutsam, Muffinformen mit Papiertütchen auszukleiden. »Vielleicht«, sagt er. »Ich weiß es nicht. Und dann, Annie, gibt es auch noch die Art Liebe, zu der wir alle die Chance haben, bei der aber nur wenige von uns weise genug sind, um sie zu erkennen, oder mutig genug, um sie beim Schopf zu packen. Das ist die Art Liebe, die ein ganzes Leben verändern kann.«

»Und auf diese Art haben Jacob und Mamie sich geliebt?«, fragt Annie.

»Ich glaube schon«, erwidert Alain.

»Aber was meinst du damit, man muss weise genug sein, um sie zu erkennen?«, fragt Annie.

Alain sieht wieder zu mir, und ich tue so, als wäre ich damit beschäftigt, Sterntörtchen auf ein Blech zu legen. Meine Finger zittern leicht, während ich die Gitterkrusten zu Sternen forme.

»Ich meine, dass wir überall von Liebe umgeben sind«, sagt Alain. »Aber je älter wir werden, desto verwirrender wird es. Je öfter wir verletzt wurden, desto schwieriger wird es, die Liebe genau vor unseren Augen zu sehen oder die Liebe in unser Herz zu lassen und wirklich an sie zu glauben. Und wenn du die Liebe nicht in dein Herz lassen oder dich nicht dazu durchringen kannst, an sie zu glauben, dann kannst du sie auch nie wirklich fühlen.«

Annie blickt verwirrt. »Das heißt, du meinst, Mamie und Jacob haben sich ineinander verliebt, weil sie jung waren?«

»Nein, ich glaube, deine Urgroßmutter und Jacob haben sich verliebt, weil sie füreinander bestimmt waren«, erwidert Alain. »Und weil sie nicht davor weggelaufen sind. Sie hatten keine Angst davor. Sie haben nicht zugelassen, dass ihre eigenen Ängste ihnen dabei in die Quere kamen. Viele Leute auf dieser Welt verlieben sich nie auf diese Weise, da ihre Herzen bereits verschlossen sind und sie es nicht einmal wissen.«

Ich schiebe ein Blech mit Sterntörtchen in den kleineren Ofen links, und ich zucke zusammen, als ich aus Unachtsamkeit meine Hand an der Ofentür anstoße. Ich fluche leise und stelle die Zeitschaltuhr ein.

»Mom?«, fragt Annie. »Hast du Dad auf diese Weise geliebt?«

»Na klar«, sage ich rasch, ohne sie anzusehen. Ich will ihr nicht sagen, dass ich ihren Vater, wenn ich nicht mit ihr schwanger gewesen wäre, niemals geheiratet hätte. Es war keine Liebe zu ihm, die mich veranlasste, eine Familie zu gründen; es war Liebe zu dem Leben, das in mir heranwuchs.

Aber was hatte Mamie gedacht, als sie meinen Großvater kennenlernte? Offenbar hatte sie geglaubt, sie hätte Jacob bereits verloren, und irgendwann musste sie auch das Kind verloren haben, das sie erwartete. Ihr Leben muss sich entsetzlich leer angefühlt haben. Hatte die Einsamkeit sie in die Arme meines Großvaters getrieben? Wie hatte sie jede Nacht neben ihm liegen können, während sie wusste, dass sie die große Liebe ihres Lebens bereits gefunden – und verloren – hatte?

»Und wieso habt ihr euch dann scheiden lassen?«, fragt Annie. »Wenn du Dad so geliebt hast?«

»Manchmal ändern sich die Dinge eben«, sage ich.

»Nicht bei Mamie und Jacob«, sagt Annie überzeugt. »Ich möchte wetten, sie haben sich immer geliebt. Ich möchte wetten, sie lieben sich noch immer.«

In diesem Augenblick überkommt mich eine entsetzliche Traurigkeit um meines Großvaters willen, eines freundlichen, warmherzigen Mannes, der voller Fürsorge für seine Familie war. Ich frage mich, ob ihm je bewusst war, dass seine Frau ihr Herz offenbar längst verschenkt hatte, bevor sie ihn kennenlernte.

Als ich aufblicke, sehe ich, dass Alain mich nachdenklich ansieht. »Es ist nie zu spät, um wahre Liebe zu finden«, sagt er. »Du musst dir nur ein offenes Herz bewahren.«

»Na ja«, sage ich, »manche von uns haben eben einfach nicht so viel Glück.«

Alain nickt langsam. »Oder manchmal *haben* wir so viel Glück, aber wir haben zu viel Angst davor, es zu sehen.«

Ich verdrehe die Augen. »O ja, die Männer rennen mir förmlich die Türen ein, um mir einen Antrag zu machen.«

Annie sieht erst mich und dann Alain an. »Sie hat recht. Niemand bittet sie um ein Date. Außer Matt Hines, aber der ist, na ja, seltsam.«

Ich kann spüren, wie ich erröte, und ich räuspere mich. »Okay, Annie«, sage ich schroff, »an die Arbeit. Du musst den Strudel vorbereiten, okay?«

»Egal«, murmelt sie.

Die Eröffnung der Bäckerei heute Morgen läuft besser, als ich erwartet hatte. Mit Alains Hilfe sind wir um sechs für Kundschaft bereit. Gavin kommt um etwa zwanzig vor sieben, aber im Laden ist viel los, sodass wir kaum Gelegenheit zum Reden haben, während ich ihm seinen Kaffee reiche, mich noch einmal für seine Hilfe bedanke und ihm einen schönen Tag mit seinem Job bei Joe Sullivan wünsche.

Alain bleibt bei mir, als Annie zur Schule aufbricht, und nachdem der morgendliche Ansturm vorbei ist und ich ungefähr ein Dutzend neugieriger Fragen dazu, wo ich denn die letzten drei Tage gesteckt hätte, knapp beantwortet habe, sind wir allein in der Bäckerei.

»Puh!«, ruft Alain. »Du bist ja gut im Geschäft, Liebes.«

Ich zucke mit den Schultern. »Es könnte besser sein.«

»Vielleicht«, sagt Alain. »Aber ich finde, du solltest dankbar sein für das, was du hast.«

Was ich *habe*, das ist ein wachsender Schuldenberg und eine Hypothek, die mir bald unter den Füßen weggezogen wird, sodass ich ohne Geschäft dastehen werde. Aber ich sage Alain nichts

davon; es gibt keinen Grund, ihn mit meinen Problemen zu behelligen. Ich nehme an, verglichen mit den Sorgen, die er im Laufe seines Lebens hatte, sind sie ohnehin verschwindend gering. Ich komme mir vor, als stimme irgendetwas mit mir einfach nicht, wenn ich mich von solchen Kleinigkeiten so leicht aus der Bahn werfen lasse.

Der Tag vergeht wie im Flug, und Annie kommt nach der Schule mit einem dicken Stapel Papiere in der Hand wieder.

»Wann fahren wir Mamie besuchen?«, fragt sie, während sie Alain zur Begrüßung umarmt.

»Sobald wir hier schließen«, sage ich zu ihr. »Warum fängst du hinten nicht schon mal mit dem Abwasch an? Dann können wir heute vielleicht ein bisschen früher zumachen.«

Annie runzelt die Stirn. »Kannst du nicht den Abwasch machen? Ich muss ein paar Telefonate führen.«

Ich höre auf, Baklava aus der Vitrine zu nehmen, und sehe Annie stirnrunzelnd an. »Telefonate?«

Annie reißt den Stapel mit Papieren hoch, den sie umklammert hält, und verdreht die Augen. »Mit Jacob Levy. Trara.«

Meine Augen weiten sich. »Du hast Jacob Levy gefunden?«

»Ja«, sagt Annie. Sie senkt den Blick. »Na ja, okay, ich habe einen ganzen Haufen Leute gefunden, die Jacob Levy heißen. Und da sind noch gar nicht die dabei, die als J. Levy verzeichnet sind. Aber ich werde sie alle anrufen, bis wir den Richtigen gefunden haben.«

Ich seufze. »Annie, Schatz ...«, beginne ich.

»Hör auf, Mom!«, faucht sie mich an. »Sei nicht so negativ. Du bist immer so negativ! Ich werde ihn finden. Und du kannst mich nicht davon abhalten.«

Ich öffne und schließe hilflos den Mund. Ich hoffe ja, dass sie recht hat, aber es sieht so aus, als hätte sie hunderte von Telefonnummern vor sich. Das ist kein Wunder; ich bin sicher, Jacob Levy ist ein sehr häufiger Name.

»Also? Kann ich das Telefon hinten benutzen?«

Ich überlege kurz und nicke. »Ja. Solange es alles Nummern in den USA sind.«

Annie grinst und verschwindet in die Backstube.

Alain lächelt mich an und steht auf, um ihr zu folgen. »Ich vermisse es, jung und hoffnungsvoll zu sein«, sagt er. »Du nicht?«

Er verschwindet hinter meiner Tochter in die Backstube, und ich stehe da und fühle mich wie Ebenezer Scrooge. Wann habe ich eigentlich aufgehört, jung und hoffnungsvoll zu sein? Ich wollte Annie keinen Dämpfer versetzen; ich wollte nur nicht, dass sie ihre Erwartungen allzu hoch schraubt. Gutes zu erwarten führt nur dazu, dass man verletzt wird, habe ich festgestellt.

Ich seufze und packe weiter Backwaren in luftdichte Behälter, um sie über Nacht einzufrieren. Die Baklava, die ich heute Vormittag gebacken habe, wird sich noch ein paar Tage halten; die Muffins und Kekse werde ich einfrieren, und mindestens einen der Strudel sollte ich morgen früh recyceln können. Unsere hausgemachten Donuts halten sich nur einen Tag frisch, weshalb ich im Allgemeinen jeden Morgen nur eine Sorte backe; die Zimtzucker-Donuts von heute sind fast

ausverkauft, und die restlichen drei werden vermutlich in meinem täglichen Abholkorb für das Frauenhaus landen, falls in den nächsten paar Minuten nicht noch ein Kunde hereinschneit.

Nebenan kann ich Annie am Telefon plappern hören; vermutlich fragt sie einen nach dem anderen auf ihrer Liste, ob irgendjemand einen Jacob Levy kennt, der nach dem Zweiten Weltkrieg aus Frankreich hierhergekommen ist. Zwischen den Telefonaten kann ich Alain murmeln hören, und ich frage mich, was er zu ihr sagt. Erzählt er ihr Geschichten von Jacob, um sie bei der Stange zu halten? Oder ist er so verantwortungsbewusst, ihr in Erinnerung zu rufen, dass diese Aufgabe zu bewältigen schier unmöglich sein könnte und sie ihre Hoffnungen nicht zu hoch hängen sollte?

Ich räume die Bäckereivitrinen fertig aus und trage das Gebäck nach hinten zu dem großen Gefrierschrank. Dann mache ich mich an die Arbeit, die Backbleche und die Muffin- und Törtchenformen abzuspülen, während Annie lauter spricht, um sich über das laufende Wasser hinweg Gehör zu verschaffen.

»Hi, mein Name ist Annie Smith«, höre ich sie ins Telefon trällern. »Ich bin auf der Suche nach einem Jacob Levy, der jetzt so siebenundachtzig sein müsste. Er ist Franzose. Gibt es bei Ihnen einen solchen Jacob Levy? ... Oh, okay. Trotzdem vielen Dank. Ja, Wiederhören.«

Sie legt auf, und Alain murmelt ihr irgendetwas zu. Sie kichert, greift zum Hörer und wiederholt genau dieselben Worte bei ihrem nächsten Anruf.

Bis ich so weit bin, die Bäckerei zuzusperren und zum Krankenhaus zu fahren – nachdem ich noch eine Kundin bedient habe, Christina Sivrich von der hiesigen Theatergruppe, die in letzter Minute um zweieinhalb Dutzend Kekse gebeten hat, um sie morgen zu einer Klassenparty ihres sechsjährigen Sohns Ben mitzubringen –, hat Annie drei Dutzend Telefonate getätigt.

»Bist du so weit?«, frage ich sie, während ich mir die Hände abtrockne und die Schlüssel von dem Haken neben der Küchentür schnappe.

»Kann ich noch einen Anruf versuchen, Mom?«, fragt Annie.

Ich sehe auf die Uhr und nicke. »Einen noch. Aber dann müssen wir zum Krankenhaus, solange dort noch Besuchszeit ist. Okay?«

Ich lehne mich gegen die Arbeitsplatte und höre zu, wie Annie ein letztes Mal ihre Leier wiederholt. Sie blickt gequält, als sie auflegt. »Wieder nichts«, murmelt sie.

»Annie, du bist erst bei der dritten Seite«, ruft Alain ihr in Erinnerung. »Wir haben noch viele Jacob Levys, bei denen wir es morgen versuchen können. Und dann sind da noch die ganzen J. Levys auf deiner Liste.«

»Ich nehm's an«, sagt Annie. Sie seufzt und springt vom Küchentresen, wobei sie die Liste neben dem Telefon liegen lässt.

»Annie, keine Sorge«, sage ich, bemüht, ihren Optimismus zu teilen. »Vielleicht wirst du ihn ja noch finden.«

Der vernichtende Blick, den sie mir zuwirft, verrät mir, dass sie allmählich die Hoffnung verliert. »Egal«, sagt sie. »Fahren wir zu Mamie.«

Alain und ich tauschen einen besorgten Blick und folgen ihr nach draußen.

In den nächsten Tagen bleibt alles unverändert. Mamie rührt sich nicht. Gavin schaut jeden Morgen auf eine Tasse Kaffee und etwas Süßes vorbei und erkundigt sich nach dem Zustand meiner Großmutter. Alain kommt morgens hinter Annie hergezuckelt, geht mir tagsüber zur Hand und sitzt nachmittags mit ihr zusammen, während sie die nächste Runde ergebnisloser Telefonanrufe in Angriff nimmt. Nachdem wir die Bäckerei am Spätnachmittag geschlossen haben, fahren wir drei die dreißig Minuten hinüber zu dem Krankenhaus in Hyannis, um neunzig Minuten an Mamies Bett zu verbringen. Das einzig Tröstliche bei dieser ganzen Routine ist, dass die Touristensaison vorbei ist, sodass auf der Route 6 relativ wenig Verkehr herrscht, wenn wir auf die südwestliche Seite des Cape und wieder zurück fahren.

Im Krankenzimmer hält Alain Mamies Hand und murmelt ihr auf Französisch zu, während Annie und ich auf zwei Stühlen vor ihrem Bett sitzen. Von Zeit zu Zeit steht Annie auf und huscht hinüber zu Alain und streicht Mamie übers Haar, während er leise zu ihr spricht. Ich schaffe es nicht, mich dabei einzubringen; ich fühle mich seltsam leer. Der letzte Mensch, auf den ich mich verlassen konnte, entgleitet mir immer mehr, und ich kann nichts tun, um es aufzuhalten.

Am Sonntag schließe ich die Bäckerei früh, schon um Mittag, und Alain bittet mich, ihn zum Krankenhaus zu fahren.

»Willst du auch mitkommen?«, frage ich Annie.

Sie blickt unschlüssig. »Später vielleicht. Aber zuerst will ich noch ein paar Levys von meiner Liste anrufen. Kann ich zu Hause bleiben, während du Onkel Alain hinfährst?«

Ich zögere. »Na schön. Aber geh auf keinen Fall an die Tür.«

»Gott, Mom, ich bin doch kein Kind mehr«, sagt Annie und greift zum Telefon.

Im Auto, auf dem Weg nach Hyannis, erzählt mir Alain von einem Restaurant in Paris, in das er und Mamie vor dem Krieg gern gingen. Er war damals noch ein kleiner Junge und Mamie nicht einmal ein Teenager. Nach dem Essen kam der Besitzer immer zu ihnen an den Tisch und machte spezielle Crêpes für die Kinder, mit Schokolade und braunem Zucker und Bananen. Und Mamie und Alain kicherten und zeigten auf den Besitzer, während er die Crêpes vor ihren Augen anzündete und dann so tat, als könnte er sie nicht mehr löschen.

»Das waren wundervolle Zeiten«, sagt Alain. »Das war, bevor die religiöse Zugehörigkeit der Leute eine Rolle spielte. Bevor alles anders wurde.« Er hält kurz inne und fügt dann hinzu: »In der Nacht, als meine Familie abgeholt wurde, bin ich an diesem Restaurant vorbeigerannt. Und der Besitzer stand vor der Tür und sah zu, wie all diese Leute die Straße hinunter in den Tod getrieben wurden. Und weißt du was? Er lächelte. Manchmal verfolgt mich dieses Lächeln noch immer in meinen Alpträumen.«

Die restliche Fahrt start er nur aus dem Fenster.



Im Krankenhaus setze ich mich mit Alain für eine kurze Weile an Mamies Bett, während er ihr zuflüstert.

»Meinst du, sie kann dich hören?«, frage ich, bevor wir gehen.

Er lächelt. »Das weiß ich nicht«, sagt er. »Aber irgendetwas zu tun kommt mir immer noch besser vor, als gar nichts zu tun. Und ich erzähle ihr Geschichten von unserer Familie, Geschichten, an die ich selbst siebzig Jahre lang nicht denken wollte. Ich glaube, wenn irgendetwas sie zurückholen kann, dann das. Ich will sie wissen lassen, dass die Vergangenheit weder verloren noch vergessen ist, selbst wenn Rose hierhergekommen ist und sie auszulöschen versucht hat.«

Als ich eine Stunde später nach Hause komme, nachdem ich Alain auf seine Bitte hin bei der Bibliothek abgesetzt habe, sitzt Annie im Schneidersitz mitten im Wohnzimmer auf dem Boden, das schnurlose Telefon ans Ohr gedrückt, und sagt: »Ah ja ... ah ja ... ah ja ... okay.« Im ersten Moment leuchten meine Augen auf; hat sie Jacob Levy gefunden? Schließlich folgen ihre Worte nicht dem üblichen »Entschuldigung-ich-habe-die-falschen-Levys-angerufen«-Skript. Aber dann dreht sie sich um, und ich sehe ihre Miene.

»Ja, okay«, höre ich sie sagen. »Egal.« Sie drückt auf Beenden und knallt das Telefon auf den Boden.

»Schatz?«, frage ich zögernd. Ich bin im Türrahmen zwischen Küche und Wohnzimmer stehen geblieben und starre sie besorgt an. »War das wieder einer der Levys?«

»Nein«, sagt sie.

»War es einer deiner Freunde?«

»Nein«, sagt sie, und diesmal ist ihr Ton angespannter. »Es war Dad.«

»Okay«, sage ich. »Gibt es irgendetwas, worüber du reden willst?«

Sie schweigt lange Zeit, während sie auf den Teppich starrt, den ich, wie mir in diesem Augenblick auffällt, seit einer Ewigkeit nicht mehr gestaubsaugt habe. Haushaltsführung ist nicht meine starke Seite. Aber als sie zu mir aufsieht, blickt sie so wütend, dass ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrete.

»Warum hast du uns da überhaupt hineingezogen?«, will Annie wissen. Sie rappelt sich hoch, die Fäuste an ihren langen, mageren Beinen geballt, die sich erst noch von denen eines Kindes zu denen einer jungen Frau entwickeln müssen.

Ich blinzele sie verdutzt an. »In was hineingezogen?«, frage ich, bevor mir einfällt, dass ich als ihre Mom ihr sagen sollte, dass sie nicht in diesem Ton mit mir zu reden hat. Aber sie ist schon in voller Fahrt.

»Alles!«, brüllt sie.

»Schatz, wovon redest du denn?«, frage ich vorsichtig.

»Wir werden ihn nie finden! Jacob Levy! Das ist einfach unmöglich! Und dir ist es ja sowieso nicht wichtig!«

Meine Stimmung sackt ein bisschen ab. Ich habe sie wieder einmal enttäuscht, indem ich sie nicht besser darauf vorbereitet habe, dass diese ganze Suche vermutlich ein aussichtsloses Unterfangen ist, dass Jacob wahrscheinlich längst tot ist oder dass er verschwunden ist, weil er

nicht gefunden werden will. Ich weiß, Annie will an die wahre Liebe glauben, die ewig hält – vermutlich als Gegenentwurf zum Scheitern meiner eigenen Ehe, das sie von ihrem Logenplatz aus mit ansehen musste –, aber ich hatte gehofft, ihre Seifenblase nicht schon jetzt platzen lassen und ihr die Wahrheit sagen zu müssen. Mit zwölf habe ich auch noch an die wahre Liebe geglaubt. Erst als ich älter wurde, begriff ich, dass das alles nur ein schöner Schein war.

Ich schlucke schwer. »Natürlich ist es mir wichtig, Annie«, beginne ich. »Aber es ist gut möglich, dass Jacob nicht ...«

Sie schneidet mir das Wort ab, bevor ich den Satz beenden kann. »Es geht nicht nur darum!«, brüllt sie. Sie fuchtelte mit ihren langen, dünnen Armen durch die Luft und scheint es kaum zu bemerken, als ihr rosa Uhrarmband für einen Moment in ihrem Haar hängen bleibt. Sie reißt es einfach los und zuckt nur kurz zusammen, bevor sie fortfährt: »Es geht um alles! Du machst alles kaputt!«

Ich hole einmal tief Luft. »Annie, falls es darum geht, dass ich für ein paar Tage nach Paris geflogen bin ... ich habe dir bereits gesagt, wie sehr es mich gefreut hat, dass du so verantwortungsbewusst warst, als ich nicht da war.«

Sie verdreht die Augen und stampft mit dem linken Fuß auf. »Du weißt doch gar nicht, wovon ich rede!« Sie wirft mir einen vernichtenden Blick zu.

»Na schön, dann bin ich eben eine Idiotin!«, sage ich. Ich kann spüren, wie ich allmählich die Geduld verliere. Es ist ein schmaler Grat, Mitleid mit meiner Tochter zu haben oder mich über ihr Benehmen zu ärgern, und ich kann spüren, wie ich im Augenblick genau über diesem Grat schwebe. »Was habe ich denn jetzt schon wieder falsch gemacht?«

»Alles!«, schreit sie. Ihr Gesicht läuft rot an, und für einen Sekundenbruchteil habe ich einen seltsamen, flüchtigen Flashback, wie ich sie als Baby in meinen Armen gehalten habe, um sie zu beruhigen, wenn sie mitten in der Nacht an Koliken litt, damit Rob, der immer irgendeinen wichtigen Fall hatte, für den er seine Ruhe brauchte, schlafen konnte. Warum habe ich mir das eigentlich von ihm bieten lassen? Ich glaube, in den ersten drei Monaten habe ich nie mehr als zwei Stunden am Stück geschlafen, während er immer mindestens sechs Stunden Schlaf zu bekommen schien. Kopfschüttelnd wende ich mich wieder meiner Tochter zu.

»Alles?«, frage ich vorsichtig.

»Alles!«, gibt sie prompt zurück. »Daddy war dir nicht wichtig genug, um deine Ehe zu retten! Du hast ihn nicht so geliebt, wie Mamie und Jacob sich geliebt haben! Und jetzt ist mein Leben ruiniert! Deinetwegen!«

Ich fühle mich, als hätte sie mir mit der Faust in den Magen geschlagen, und im ersten Augenblick bekomme ich keine Luft mehr. Ich starre sie an. »Was redest du denn da?«, frage ich sie, sobald ich meine Stimme wiederfinde. »Gibst du jetzt etwa mir die Schuld an der Scheidung?«

»Natürlich!«, kreischt sie. Sie stemmt die Hände in die Hüften und stampft wieder mit dem Fuß auf. »Alle wissen, dass es deine Schuld ist!«

Wieder einmal bin ich völlig unvorbereitet darauf, wie sehr mich ihre Worte treffen. »Wie bitte?«

»Wenn du Daddy einfach geliebt hättest, dann würde er jetzt nicht auf der anderen Seite der Stadt leben, und dann hätte er auch keine bescheuerte Freundin, die mich hasst!«, sagt Annie. Und mit einem Mal wird mir alles klar. Es geht gar nicht um Rob und mich. Es geht darum, wie Robs neue Freundin Annie behandelt. Und obwohl Annie mich in diesem Augenblick bis ins Mark verletzt, leide ich doch noch viel mehr ihretwegen.

»Was soll das heißen, seine Freundin hasst dich?«, frage ich leise.

»Was kümmert dich das denn?«, murmelt Annie, auf einmal ernüchtert. Sie krümmt den Rücken und verschränkt die Arme vor der Brust, lässt die Schultern hängen und sieht zu Boden.

»Es kümmert mich, weil ich dich liebe«, sage ich. »Und dein Vater liebt dich. Und wer immer diese Frau ist, wenn sie sich so benimmt, als ob sie dich nicht mag, dann ist sie ganz offensichtlich völlig durchgeknallt.«

»Egal«, murmelt Annie. »Dad findet nicht, dass sie durchgeknallt ist. Dad findet, Sunshine ist die Größte.«

Ich hole einmal tief Luft. Das klingt genau nach Rob. Er ist wie ein kleines Kind; er lässt sich für eine Weile gern von glänzenden, neuen Dingen hinreißen. Autos. Häusern. Kleidern. Booten. Und vor langer Zeit einmal von mir. Aber ich kenne die Wahrheit. Ich weiß, dass seine Schwärmereien nie lange anhalten. Aber Annie ist das Eine in seinem Leben, das für ihn von Bestand sein sollte. »Ich bin sicher, dein Dad findet nicht, dass diese Frau die Größte ist«, sage ich. »Er liebt dich, Annie. Wenn sie irgendetwas tut, was dich ärgert, dann sag es deinem Dad. Er wird es in Ordnung bringen.« Ich erwarte in letzter Zeit nicht viel von Rob, aber so viel erwarte ich von ihm.

Aber Annie starrt nur auf den Boden. »Ich *habe* es ihm ja gesagt«, sagt sie leise. Alle Wut ist jetzt aus ihrer Stimme gewichen, und ihre Arme und Beine sehen schlaff und leblos aus. Sie lässt den Kopf hängen und weicht meinem Blick aus.

»Und was hat er gesagt?«, frage ich.

»Er hat gesagt, ich müsste lernen, mehr Respekt vor Erwachsenen zu haben«, sagt Annie. Sie holt einmal tief Luft. »Und ich müsste lernen, mich besser mit Sunshine zu vertragen.«

Mein Blut gerät in Wallung, und ich balle die Fäuste. Annie ist nicht unfehlbar, und ich traue es ihr durchaus zu, dass sie der neuen Freundin ihres Vaters das Leben schwer macht. Aber es gibt keine Entschuldigung dafür, dass Rob sich auf die Seite seiner Freundin anstatt seiner Tochter schlägt, vor allem wenn Annie vermutlich verwirrt davon ist, dass er so schnell eine neue Beziehung eingegangen ist.

»Was genau hat Sunshine denn getan, dass du denkst, sie mag dich nicht?«, frage ich vorsichtig.

Annie lacht lauthals auf, wobei sie weitaus älter und härter klingt, als sie ist. »Was tut sie denn *nicht*?«, fragt sie. Sie schnieft und wendet den Blick ab. Als sie wieder spricht, klingt sie einfach nur traurig. »Sie redet nie mit mir. Sie redet mit Dad, als ob ich unsichtbar wäre oder so. Manchmal lacht sie über mich. Neulich hat sie gesagt, meine Kleidung sei bescheuert.«

»Sie hat gesagt, deine Kleidung sei bescheuert?«, wiederhole ich fassungslos. »Sie hat allen Ernstes gesagt, sie sei *bescheuert*?«

Annie nickt. »Ja. Und als sie neulich nicht da war, habe ich versucht, mit Dad darüber zu reden. Ich dachte, er würde es verstehen. Ich dachte, er hätte es, na ja, kapiert. Aber als ich an dem Abend von der Bäckerei nach Hause gekommen bin, bin ich ins Bad gegangen, und da, genau auf der Ablage – in *meinem* Bad – lag eine silberne Halskette, die er Sunshine gekauft hatte, mit einer Notiz, die er ihr geschrieben hatte, auf der stand: ›*Es tut mir leid, dass Annie dich mit dem, was sie gesagt hat, verletzt hat. Ich werde mich darum kümmern. Ich will nicht, dass du dich schlecht fühlst.*‹«

Ich starre sie an. »Er hat ihr von dem Gespräch erzählt, das du mit ihm geführt hast?«

Annie nickt. »Und dann hat er ihr ein *Geschenk* gekauft«, sagt sie. Sie spuckt das Wort aus, als hätte es einen schlechten Geschmack. »Ein *Geschenk*. Damit es ihr besser geht. Und was tut sie? Sie lässt das Geschenk in *meinem* Bad liegen, wie aus Versehen. Aber ich weiß, was sie getan hat. Sie hat versucht, mir zu zeigen, dass Dad ihr immer den Vorzug vor mir geben wird.«

»Ich bin sicher, das stimmt nicht«, murmele ich. Aber natürlich stimmt es. Sunshine klingt nach einer manipulativen Hexe. Und das soll mir recht sein, solange sie meinen Exmann manipulieren will. Ich will schon lange nichts mehr von ihm, und offen gestanden, hat er es verdient, auch einmal derjenige zu sein, der manipuliert und benutzt wird. Aber ich ziehe die Grenze bei einer Frau, die es darauf anlegt, ein zwölfjähriges Mädchen zu verletzen. Und wenn dieses zwölfjährige Mädchen meine Tochter ist, dann sehe ich rot. »Und was hat dein Dad dazu gesagt?«, frage ich Annie. »Hast du ihm erzählt, dass du die Halskette gefunden hast?«

Sie nickt langsam und sieht zu Boden. »Er hat gesagt, ich soll nicht in Sunshines Sachen stöbern«, sagt sie. »Ich habe versucht, ihm zu sagen, dass sie sie in *meinem* Bad liegen gelassen hat, aber er hat mir nicht geglaubt. Er hat gedacht, ich hätte, na ja, ihre Handtasche durchwühlt oder so.«

»Verstehe«, sage ich angespannt. Ich hole einmal tief Luft. »Okay. Hör zu, Schatz, erstens einmal ist dein Vater offenbar nicht mehr ganz bei Trost. Es gibt keinen Grund auf der Welt, *irgendjemandem* den Vorzug vor dem eigenen Kind zu geben. Und schon gar nicht einem Biest namens Sunshine.«

Annie blickt schockiert. »Hast du sie eben ›Biest‹ genannt?«

»Ich habe sie eben ›Biest‹ genannt«, bestätige ich. »Denn das ist sie offensichtlich. Und ich werde mit deinem Vater über diese Sache reden. Ich weiß, es ist für dich nicht leicht zu verstehen, aber bei dieser ganzen Geschichte geht es gar nicht um dich. Es geht darum, dass dein Vater unsicher und dämlich ist. Ich garantiere dir, spätestens in einem halben Jahr wird Sunshine von der Bildfläche verschwunden sein. Glaub mir, die Interessen deines Dads sind allenfalls flüchtig. Aber bis dahin gibt es keine Entschuldigung dafür, dass er *dich* so behandelt oder zulässt, dass irgendeine Tussi dich so behandelt. Und ich werde mich darum kümmern. Okay?«

Annie starrt mich an, als sei sie sich nicht sicher, ob sie mir glauben soll. »Okay«, sagt sie schließlich. »Du wirst wirklich mit ihm reden?«

»Ja«, sage ich. »Aber dass du mir die Schuld an allem gibst, Annie? Das muss aufhören. Ich weiß, dass du aufgebracht bist. Aber ich bin nicht dein Blitzableiter.«

»Ich weiß«, murmelt sie.

»Und die Scheidung war *nicht* meine Schuld«, sage ich. »Dein Dad und ich haben uns einfach entliebt. Das beruhte ganz auf Gegenseitigkeit. Okay?« Ehrlich gesagt, hatte ich nicht das Gefühl, dass es auf Gegenseitigkeit beruhte. Vielmehr hatte ich das Gefühl, zehn Jahre lang als Fußballstreifer benutzt worden zu sein, und irgendwann hatte ich das erkannt und beschlossen, es mir nicht länger bieten zu lassen. Und dann stellte sich heraus, dass der Mensch, der mich all die Jahre mit Füßen getreten hatte, nicht sehr begeistert davon war, dass sein Fußballstreifer etwas Selbstachtung entwickelte. Aber all das muss Annie gar nicht wissen. Ich will, dass sie ihren Vater weiterhin liebt, auch wenn ich es nicht mehr tue.

»Das hat Dad auch nicht gesagt«, murmelt Annie mit gesenktem Blick. »Dad und Sunshine.«

Ich schüttele ungläubig den Kopf. »Was haben Dad und Sunshine denn dann gesagt?«

»Nur dass du dich verändert hast«, sagt sie. »Und dass du nicht mehr dieselbe bist. Und dass du, als du dich verändert hast, aufgehört hast, Dad zu lieben.«

In gewisser Weise hat ihr Vater natürlich recht; ich habe mich tatsächlich verändert. Aber das heißt noch lange nicht, dass die Scheidung meine Schuld ist. Aber ich sage nichts davon zu Annie. Stattdessen sage ich nur: »Na ja, zwei Idioten zu glauben ist aber auch ganz schön idiotisch, meinst du nicht?«

Sie lacht. »Ja.«

»Okay«, sage ich. »Ich werde mit deinem Dad reden. Es tut mir leid, dass er und seine Freundin dich verletzen. Und es tut mir leid, dass du im Augenblick so aufgelöst wegen Mamie bist. Aber, Annie, nichts von alledem gibt dir das Recht, mir irgendwelche Gemeinheiten an den Kopf zu werfen.«

»Tut mir leid«, murmelt sie.

»Ich weiß.« Ich hole einmal tief Luft. Ich hasse es, der Buhmann zu sein, vor allem wenn Annie es im Moment von allen Seiten abbekommt, aber andererseits kann ich als ihre Mom ihr ein solches Benehmen nicht durchgehen lassen. »Kleine, ich befürchte, du hast die nächsten zwei Tage Hausarrest. Und kein Telefon.«

»Du gibst mir *Hausarrest*?« Sie blickt fassungslos.

»Du weißt genau, dass du nicht in diesem Ton mit mir reden sollst«, sage ich, »oder deine Wut an mir auslassen sollst. Wenn du dich das nächste Mal über irgendetwas ärgerst, kommst du damit zu mir, Annie, und wir reden darüber. Ich bin immer für dich da gewesen.«

»Ich weiß.« Sie schweigt einen Moment und sieht dann gequält zu mir hoch. »Augenblick, soll das heißen, ich kann keine Levys mehr anrufen?«

»Nicht in den nächsten zwei Tagen«, sage ich. »Du kannst am Dienstagnachmittag damit weitermachen.«

Annie klappt der Kiefer herunter. »Du bist so *gemein*«, sagt sie.

»Das habe ich schon mal gehört«, sage ich.

Sie funkelt mich an. »Ich hasse dich!«, wirft sie mir an den Kopf.

Ich seufze. »Ja, du bist auch ein echter Schatz«, gebe ich zurück. »Geh jetzt auf dein Zimmer. Und ich fahre zu deinem Dad, um mit ihm zu reden.«

Als ich vor dem Haus vorfahre, in dem ich früher einmal gewohnt habe, fällt mir als Erstes auf, dass die pinkfarbenen Apfelrosen im Vorgarten, die ich acht Jahre lang liebevoll gehegt und gepflegt habe, verschwunden sind. Alle. Als ich vor ein paar Wochen das letzte Mal hier war, waren sie noch da.

Das Zweite, was mir auffällt, ist eine Frau im Garten, die ein rosa Bikinioberteil und abgeschnittene Jeans-Shorts trägt, obwohl es draußen nicht mehr als zwölf Grad sein können. Sie ist mindestens zehn Jahre jünger als ich, und ihr langes, blondes Haar ist zu einem hohen Pferdeschwanz gebunden, der aussieht, als müsste sie schwere Kopfschmerzen davon kriegen. Ich *hoffe*, dass sie Kopfschmerzen davon kriegt. Ich kann nur vermuten, dass sie Sunshine ist, die Frau, die meiner Tochter in letzter Zeit das Leben zur Hölle macht. Auf einmal will ich nichts lieber, als aufs Gaspedal treten und sie einfach plattmachen. Aber zum Glück taue ich nicht wirklich zur Mörderin, daher beherrsche ich mich. Aber zuallermindest würde ich sie am liebsten an ihrem kessen Pferdeschwanz ziehen, bis sie schreit.

Ich lege die Parkstellung ein und ziehe den Schlüssel aus der Zündung. Sie steht auf und sieht mich an, als ich aus dem Wagen steige. »Wer sind Sie denn?«, fragt sie.

*Wow, ein Sternchen für gutes Betragen*, denke ich. »Ich bin Annies Mutter«, antworte ich knapp. »Und Sie sind bestimmt, was, Raincloud?«

»Sunshine«, berichtet sie mich.

»Ach ja, natürlich«, sage ich. »Ist Rob da?«

Sie wirft ihren Pferdeschwanz erst über die rechte und dann über die linke Schulter. »Ja«, sagt sie schließlich. »Er ist, na ja, im Haus.«

Ah ja, sie redet wie eine Zwölfjährige. Kein Wunder, dass sie das Gefühl hat, mit meiner Tochter konkurrieren zu müssen; offenbar haben sie denselben Reifegrad. Ich gehe seufzend auf die Tür zu.

»Wollen Sie denn nicht einmal Danke sagen?«, ruft sie mir nach.

Ich drehe mich um und lächele sie an. »Nein. Nein, will ich nicht.«

Ich drücke auf die Klingel, und einen Augenblick später kommt Rob an die Tür, mit nichts als einer Badehose bekleidet. Was soll das denn? FKK-Tag? Ist den beiden nicht klar, dass die Temperaturen heute Nacht auf um die fünf Grad abfallen werden? Ich muss ihm zugutehalten, dass er etwas nervös blickt, als er sieht, dass ich es bin.

»Oh, hey, Hope«, sagt er. Er tritt ein paar Schritte zurück und schnappt sich ein T-Shirt aus dem Wäschekorb, der vor der Waschküche in der Diele steht. Er streift es rasch über. »Ich habe dich nicht erwartet. Wie, äh, geht's deiner Großmutter?«

Seine Besorgnis, ob vorgetäuscht oder echt, verblüfft mich im ersten Moment. »Es geht ihr gut«, beeile ich mich zu sagen. Dann schüttele ich den Kopf. »Nein, es geht ihr nicht gut. Ich weiß nicht, warum ich das eben gesagt habe. Sie liegt noch immer im Koma.«

»Das tut mir leid.«

»Danke.«

Wir stehen einen Moment da und starren uns an, bevor Rob wieder einfällt, was sich gehört. »Entschuldige, willst du hereinkommen?«

Ich nicke, und er tritt zur Seite, um mich vorbeizulassen. In mein altes Haus zu gehen kommt mir vor, als würde ich eine *Twilight-Zone*-Version meines früheren Lebens betreten. Alles ist dasselbe und doch anders. Dieselbe Aussicht auf die Bucht durch die Panoramafenster hinten, aber mit anderen Vorhängen an den Fenstern. Dieselbe geschwungene Treppe zum ersten Stock, aber mit der Handtasche einer anderen Frau auf dem Treppenabsatz. Kopfschüttelnd folge ich ihm in die Küche.

»Willst du Eistee oder Soda oder irgendwas?«, fragt er.

»Nein danke. Ich bleibe nicht lange. Ich bin auf dem Weg zu Mamie. Vorher muss ich nur mit dir über etwas reden.«

Rob seufzt und kratzt sich am Kopf. »Hör zu, geht es etwa wieder um das Make-up? Ich finde ja, du übertreibst, aber ich habe versucht, streng damit zu sein, okay? Neulich ist sie mit Lippenstift nach Hause gekommen, und ich habe verlangt, dass sie ihn sich abwischt und mir den Stift gibt.«

»Das weiß ich zu schätzen«, sage ich. »Aber darum geht es nicht.«

»Worum geht es denn dann?«, fragt er mit ausgebreiteten Armen. Wir stehen einen Moment da und starren uns an, und keiner von uns rührt sich, um Platz zu nehmen oder sich zu entspannen.

»Sunshine«, sage ich tonlos.

Er blinzelt ein paarmal, und allein schon diese kleine Reaktion verrät mir, dass ihm klar ist, was ich im Begriff zu sagen bin, und dass er weiß, dass ich recht habe. Schon komisch, wie man nach zwölf Jahren Zusammenleben mit einem Menschen alle Anzeichen bei ihm lesen kann.

Er lacht unbehaglich auf. »Hope, ich bitte dich, zwischen uns beiden ist es aus«, sagt er. »Du kannst doch nicht eifersüchtig sein, weil ich eine neue Beziehung habe.«

Ich starre ihn nur an. »Rob, ist das dein Ernst? Du glaubst, dass ich deswegen hier bin?«

Er grinst mich einen Moment an, aber als ich nicht aufhöre, ihn anzustarren, schwindet seine selbstgefällige Miene. »Ich weiß nicht. Weswegen bist du denn hier?«

»Hör zu«, sage ich, »es ist mir egal, mit wem du gehst. Aber sobald es negative Folgen für Annie hat, geht es mich auch etwas an. Und du gehst mit einer Frau, die offensichtlich das Gefühl hat, mit Annie um deine Zuneigung konkurrieren zu müssen.«

»Sie konkurrieren nicht um meine Zuneigung«, sagt Rob, aber dabei sehe ich seine Mundwinkel ein klein wenig hochzucken, und ich frage mich einen Moment, ob er vielleicht genau weiß, was los ist, und sich irgendeinen kranken, selbstverliebten Kick dabei holt. Zum x-ten Mal wünsche ich, ich hätte mit Anfang zwanzig erkannt, dass ein Kind mit einem egoistischen Mann zu haben hieß, dass auch mein Kind immer mit diesem Egoismus zu kämpfen haben würde. Ich war zu naiv, um zu begreifen, dass man einen Mann nicht ändern kann. Und jetzt bezahlt meine Tochter den Preis für diesen Fehler.

Ich schließe für einen Moment die Augen, versuche ein bisschen Geduld aufzubringen. »Annie hat mir von der silbernen Halskette erzählt«, sage ich, »die sie auf der Ablage in *ihrer* Bad vorgefunden hat, wo Sunshine sie ganz offensichtlich liegen gelassen hat – zusammen mit deiner Notiz –, um Annie unter die Nase zu reiben, dass du ihr den Vorzug gibst.«

»Ich gebe niemandem den Vorzug«, protestiert Rob, aber er blickt verlegen.

»Ja«, sage ich, »genau das ist das Problem. Du bist Annies Vater. Und das ist so viel wichtiger als irgendetwas, was du für dieses Mädchen bist, mit dem du seit fünfunddreißig Sekunden gehst. Du solltest Annie den Vorzug geben. Immer. In jeder Situation. Und wenn Annie unrecht hat, ja, dann musst du es ihr zu verstehen geben, aber nicht auf eine Weise, die ihr das Gefühl gibt, du würdest eine andere bevorzugen. Du bist ihr Vater, Rob. Und wenn du nicht bald anfängst, dich auch so zu benehmen, dann wirst du sie kaputt machen.«

»Ich tue ihr nicht absichtlich weh«, sagt er. Sein leicht weinerlicher Ton verrät mir, dass er es ernst meint, was immer das bei ihm heißt.

»Und du musst darauf achten, wie die Leute, die du in dein Leben lässt, sie behandeln«, fahre ich fort. »Wenn du mit einer Frau gehst, die es darauf anlegt, deine Tochter zu kränken, meinst du nicht, dass dann irgendetwas nicht stimmt? Auf mehreren verschiedenen Ebenen?«

Rob senkt den Blick und schüttelt den Kopf. »Du kennst nicht die ganze Situation.« Er kratzt sich im Nacken und sieht lange Zeit aus dem Panoramafenster. Ich folge seinem Blick zu der kleinen Schar weißer Segelboote, die an dem herrlich blauen Horizont schaukeln, und ich frage mich, ob er, so wie ich es tue, an die erste Zeit in unserer Ehe zurückdenkt, als wir in der Nähe von Boston mit dem Boot aufs Wasser hinausfuhren, frei von allen Sorgen. Aber dann fällt mir wieder ein, dass ich zu der Zeit schwanger war und leicht seekrank wurde und Rob nur den Blick abwandte, wenn ich mich über die Bootswand übergab. Er bekam immer, was er wollte – die gefügige, folgsame Ehefrau an seiner Seite, die mit ihm das Bilderbuch-Paar abgab –, und ich setzte immer ein Lächeln auf und spielte bei allem mit. War unsere ganze Ehe unterm Strich nicht mehr gewesen als das? Ließ sie sich so leicht zusammenfassen – zu einem Bild von mir, wie ich mich über die Reling eines Segelboots übergab, während Rob tat, als würde er es nicht bemerken?

Wir wenden uns im selben Augenblick wieder zueinander um, und ich frage mich, ob er auf einer gewissen Ebene spüren kann, was ich denke. Er überrascht mich, indem er den Kopf neigt und sagt: »Es tut mir leid. Du hast recht.«

Ich bin so verblüfft, dass ich gar nicht weiß, was ich darauf erwidern soll. Ich bin mir nicht sicher, ob er in der ganzen Zeit, die ich ihn nun schon kenne, je irgendetwas eingeräumt hat. »Okay«, sage ich schließlich.

»Ich werde mich darum kümmern«, sagt er. »Es tut mir leid, dass ich ihr wehgetan habe.«

»Okay«, sage ich noch einmal, und ich bin wirklich dankbar. Nicht ihm, denn er ist derjenige, der es vermässelt und meiner Tochter dieses Leid überhaupt erst zugefügt hat. Aber ich bin dankbar dafür, dass Annie nicht mehr leiden müssen wird und dass sie noch immer einen Vater hat, der sich wenigstens ein klein wenig kümmert – auch wenn er erst angeschubst werden muss, damit er das Richtige tut.

Und ich bin – mehr, als mir bis jetzt bewusst war – dankbar dafür, dass ich dieses Leben mit meinem Exmann hinter mir habe. Mein Fehler war es nicht, diese Ehe scheitern zu lassen; mein Fehler war es, mir vorzugaukeln, dass es eine gute Idee war, ihn überhaupt erst zu heiraten.

Auf einmal muss ich an die Geschichten von Mamie und Jacob denken, die Alain mir erzählt hat, und mir wird erschreckend klar, dass ich selbst nie auch nur annähernd so etwas hatte.



Weder mit Rob noch mit irgendjemandem sonst. Ich bin mir nicht sicher, ob ich überhaupt an so etwas geglaubt und daher vielleicht nie das Gefühl hatte, irgendetwas zu verpassen. Alains Geschichten stimmen mich traurig, nicht nur um Mamies, sondern um meiner selbst willen.

Ich lächele Rob an, und dabei wird mir bewusst, dass ich für noch etwas anderes dankbar bin. Ich bin dankbar, dass er mich hat gehen lassen. Ich bin dankbar, dass er es für nötig empfunden hat, eine Affäre mit einer Zweiundzwanzigjährigen zu haben. Ich bin dankbar, dass er es auf sich genommen hat, den Schlusstrich unter unsere Ehe zu ziehen. Denn das heißt, dass zumindest eine winzige Chance besteht, dass es für mich noch nicht zu spät ist. Jetzt muss ich nur noch einen Weg finden, an die Art Liebe zu glauben, von der Alain redet.

»Danke«, sage ich zu Rob. Und dann, ohne ein weiteres Wort, wende ich mich ab und gehe zur Tür. Sunshine steht im Vorgarten, die Hände in die Hüften gestemmt, mit säuerlicher Miene, als ich aus dem Haus komme. Ich frage mich, ob sie die ganze Zeit dort gestanden und sich zurechtgelegt hat, was sie zu mir sagen könnte. Wenn ja, dann muss ich Rob das nächste Mal dazu gratulieren, dass er sich einen intellektuellen Superstar ausgesucht hat.

»Wissen Sie, Sie können in meinem eigenen Haus nicht unhöflich zu mir sein«, sagt Sunshine und wirft noch einmal ihren langen Pferdeschwanz hin und her, sodass sie aussieht wie ein störrisches Pferd mit einem zuckenden Schweif.

»Ich werde dran denken, falls ich je zu Ihrem Haus komme«, sage ich fröhlich zu ihr. »Aber da das hier nicht *Ihr* Haus ist, sondern vielmehr das Haus, in dem *ich* die letzten zehn Jahre gelebt habe, schlage ich vor, Sie behalten Ihre Kommentare für sich.«

»Na ja, aber Sie leben ja nicht mehr hier«, sagt sie, und dann wackelt sie krampfhaft mit den Hüften und grinst mich an, als hätte sie soeben irgendetwas zutiefst Verletzendes gesagt. Aber tatsächlich hat sie mich nur in meinem neu gewonnenen Gefühl grenzenloser Freiheit bestärkt, und ich lächele.

»Sie haben recht«, gebe ich zurück, »das tue ich mit Sicherheit nicht. Gott sei Dank.« Ich gehe durch den Garten, über die Stelle, an der früher meine geliebten Rosen waren, bis ich genau vor ihr stehe. »Nur eine Sache noch, Sunshine«, sage ich seelenruhig. »Wenn Sie je *irgendetwas* tun, um meine Tochter zu verletzen, und ich meine, *irgendetwas*, dann werde ich für den Rest meines Lebens dafür sorgen, dass Sie es bereuen.«

»Sie sind ja übergeschnappt«, murmelt sie, während sie einen Schritt zurückweicht.

»Tatsächlich?«, frage ich fröhlich. »Na ja, kommen Sie mir einmal auf die dumme Tour, dann werden Sie es herausfinden.«

Während ich weitergehe, höre ich sie hinter mir murmeln. Ich steige in meinen Wagen, lasse den Motor an und fahre zurück auf die Hauptstraße. Ich fahre nach Westen, in Richtung Hyannis, denn ich habe vor, den Rest des Tages bei Mamie zu verbringen. Ich beginne, die Lektionen der Liebe zu begreifen, von denen ich bis jetzt gar nicht wusste, dass ich sie vermisste.

## ***Nordstern-Blaubeermuffins***

### MUFFINS

#### ***Zutaten***

*Streuselbelag (Rezept siehe unten)*

*½ Tasse Butter*

*1 Tasse Kristallzucker*

*2 große Eier*

*2 Tassen Mehl*

*2 TL Backpulver*

*½ TL Salz*

*¼ Tasse Milch*

*¼ Tasse saure Sahne*

*1 TL Vanilleextrakt*

*2 Tassen Blaubeeren*

#### ***Zubereitung***

1. Ofen auf 190 Grad vorheizen. 12 Muffinformen mit Papiertütchen auskleiden.
2. Streusel wie unten angegeben zubereiten. Beiseitestellen.
3. In einer großen Schüssel Butter und Zucker schaumig rühren. Eier dazugeben und gründlich verrühren.
4. In einer anderen Schüssel Mehl, Backpulver und Salz vermischen. Die trockenen Zutaten nach und nach abwechselnd mit der Milch, der sauren Sahne und der Vanille zu der Butter-Zucker-Masse geben und gründlich verrühren.
5. Die Blaubeeren vorsichtig unterheben.
6. Für extragroße Muffins jede Muffinform fast bis zum Rand füllen. Großzügig mit Streuselbelag bestreuen.
7. 25–30 Minuten backen; Garprobe machen. Zehn Minuten in den Formen abkühlen lassen, dann zum vollständigen Abkühlen auf ein Drahtgitter legen.

## STREUSELBELAG

### **Zutaten**

*½ Tasse Kristallzucker*

*¼ Tasse Mehl*

*¼ Tasse sehr kalte, klein gewürfelte Butter*

*2 TL Zimt*

### **Zubereitung**

Alle Zutaten in einer Küchenmaschine auf hoher Stufe verrühren, bis die Mischung die Konsistenz dicker Krümel hat. Die ungebrauchten Muffins wie oben angegeben damit bestreuen.

*Jahrelang tauchten die Bilder im Dunkel der Nacht immer wieder vor Roses geistigem Auge auf. In dieser idyllischen kleinen Stadt am Cape Cod, so weit weg von dort, woher sie gekommen war. Ungebeten. Ungewollt. Bilder, die sie nie persönlich gesehen hatte, die sich ihr aber dennoch ins Gedächtnis eingebrannt hatten. Manchmal war die Fantasie eben ein stärkerer Maler als die Wirklichkeit.*

*Weinende Kinder, die ihren hohläugigen Müttern entrissen wurden.*

*Schmuddelige, in Haufen zusammengekauerte Menschen, die schreiend mit einem Schlauch abgespritzt wurden.*

*Das Entsetzen in den Gesichtern von Eltern in dem Augenblick, in dem sie begriffen, dass es kein Zurück mehr gab.*

*Kinder in langen Reihen, die systematisch in den Tod getrieben wurden.*

*Und stets hatten die Leute auf diesen Bildern, die wie ein endloser Film vor ihrem geistigen Auge abliefen, die Gesichter ihrer Familie, ihrer Freunde, der Menschen, die sie liebte.*

*Und Jacob. Jacob, der sie geliebt hatte. Jacob, der sie gerettet hatte. Jacob, den sie törichterweise, entsetzlicherweise, zum Sterben zurückgeschickt hatte.*

*Und jetzt, in der dunklen Welt ihres Komas, zogen die Bilder derer, die sie geliebt hatte, wie ein Film an ihr vorbei. Sie hatte sich so oft vorgestellt, was vielleicht mit ihnen passiert war, dass sie es jetzt genau vor sich sah, als hätte sie es mit eigenen Augen miterlebt.*

*Während sie durch diese dunkle Unterwasserwelt zwischen Leben und Tod schwebte, sah sie, wie Danielle und David ihrer Mutter entrissen wurden. Ihre kleinen Gesichter waren von Tränen verschmiert, die Augen weit aufgerissen vor Verwirrung, ihre Schreie grell in Roses Ohren. Sie fragte sich, wie sie gestorben waren. Schon im Vel' d'Hiv, nur ein paar Blocks entfernt vom Eiffelturm, in dessen Schatten sie ihr ganzes kurzes Leben verbracht hatten? Oder später, in den überfüllten, luftlosen Eisenbahnwaggons auf dem Weg zu Lagern wie Drancy oder Beaune-la-Rolande oder Pithiviers? Oder schafften sie es bis nach Auschwitz, nur um dort in einer streng geordneten Reihe in eine Gaskammer geführt zu werden, wo sie mit Sicherheit voller Angst um ihren letzten Atemzug gerungen hatten? Hatten sie laut geweint? Hatten sie begriffen, was mit ihnen geschah?*

*Maman und Papa. Waren sie schon im Vel' d'Hiv voneinander getrennt worden oder erst, als sie aus Frankreich weggebracht wurden? Wie hatte Papa es ertragen, der Familie entrissen zu werden, die er stets so entschlossen beschützt hatte? Hatte er sich zur Wehr gesetzt? War er von den Wachleuten geschlagen worden, geprügelt wegen seines Ungehorsams? Oder war er widerstandslos mitgegangen, bereits ergeben in die Sinnlosigkeit all dessen? War Maman allein*

gelassen worden mit den um sie kauern den Kindern, um die entsetzliche Wahrheit wissend, dass sie sie nicht länger beschützen konnte? Wie musste man sich fühlen, wenn man begriff, dass man sein Schicksal nicht mehr in der Hand hatte, die Kinder nicht mehr beschützen konnte, für die man bereitwillig sein Leben gegeben hätte?

*Hélène.* Es brach Rose jedes Mal das Herz, wenn sie an ihre ältere Schwester dachte. Was, wenn sie sich mehr bemüht hätte, an ihre Vernunft zu appellieren? Hätte sie sie retten können, wenn es ihr nur gelungen wäre, sie zu überzeugen, dass die Welt den Verstand verloren hatte und völlig aus den Fugen war? Hatte es Hélène in ihren letzten Augenblicken bereut, nicht auf Rose gehört zu haben? Oder hatte sie sich bis zuletzt an die Hoffnung geklammert, dass sie vielleicht nur zur Arbeit und nicht in den Tod geschickt wurden? Irgendwie stellte sich Rose immer vor, dass sie im Schlaf dahingeschieden war, friedlich, allein, obwohl sie von den Geistern wusste, dass ihr Ende vermutlich ganz anders gewesen war. Jedes Mal, wenn sie daran dachte, wie Hélène angeblich zu Tode geprügelt worden war, nur weil sie zu krank zum Arbeiten war, musste Rose auf die Toilette stürzen, um sich zu übergeben, und konnte danach tagelang keine Mahlzeit mehr bei sich behalten.

*Claude.* Erst dreizehn, hatte er sich so bemüht, erwachsen zu sein, so zu tun, als würde er die Dinge verstehen, die die Erwachsenen verstanden. Aber er war noch ein Kind gewesen, als Rose ihn das letzte Mal sah. War er in den wenigen Tagen im Vel' d'Hiv zu dem Erwachsenen geworden, der er immer sein wollte? War er gezwungen worden, Dinge zu verstehen, die er noch etliche Jahre nicht hätte wissen sollen? Hatte er versucht, die jüngeren Kinder oder seine Schwester oder seine Mutter zu beschützen? Oder war er ein Kind geblieben, voller Angst vor dem, was geschah? Hatte er es auf einen Transport nach Auschwitz geschafft? Hatte er dort noch eine Weile überlebt, oder war er gleich bei seiner Ankunft aus der Reihe gezerrt worden, als zu jung oder zu klein zum Arbeiten beurteilt, und sofort in die Gaskammer geschickt worden? Was hatte er mit seinem letzten Atemzug gesagt? Was war sein letzter wacher Gedanke gewesen?

*Alain.* Der, den Rose am meisten liebte. Und der, der alles verstanden hatte, obwohl er erst elf war. Ihr Mitgefühl galt am allermeisten ihm, denn ohne den Mantel des Leugnens, in den sich die anderen zu hüllen vermochten, gab es keine Möglichkeit, den Schmerz zu betäuben. Er musste ihn jeden Augenblick empfunden haben, denn er verstand alles, verstand, was geschah, glaubte Jacobs eindringlichen Warnungen. Hatte er Angst gehabt? Oder war er in jenen Augenblicken erwachsen geworden und hatte entschieden, seinem Schicksal mit erbittertem Mut entgegenzutreten? Er war zäher als Rose, zäher als sie alle. Hatte er sich diese Tapferkeit zunutze gemacht, um sich gegen den Terror zu erheben? Rose war sich sicher, dass er nicht lange überlebt hatte; er war viel kleiner als Claude, sehr klein für sein Alter, und kein Wachmann bei klarem Verstand hätte einen solch kleinen Jungen für die Zwangsarbeit ausgewählt. Wenn Rose nachts die Augen schloss, sah sie oft Alains kleines Gesicht, die Augen düster, die rosigen Wangen eingefallen, sein schönes blondes Haar abrasiert, während er inmitten eintausend anderer Kinder seines Schicksals harrte, in der kalten Finsternis einer Gaskammer irgendwo in Polen.

*Und dann war da Jacob. Es war fast siebzig Jahre her, seit sie ihn zuletzt gesehen hatte, und doch hatte Rose sein Gesicht noch immer so klar vor Augen, als hätten sich ihre Wege erst gestern getrennt. Sie stellte ihn sich oft so vor, wie sie ihn am ersten Tag gesehen hatte, als sie sich kennenlernten, im Jardin du Luxembourg im Winter. Seine tänzelnden grünen Augen, sein dichtes braunes Haar, die Art, wie sie einander angesehen und in diesem allerersten Augenblick gewusst hatten, was sie gefunden hatten. In ihren düstersten Momenten konnte sie sich sein Gesicht vorstellen, tapfer und entschlossen, während er die Qualen des Vel' d'Hiv ertrug oder als er auf einen Transport zu einem Durchgangslager geworfen wurde oder als er Auschwitz erreichte. Aber im Gegensatz zu den anderen konnte sie sich bei ihm nicht vorstellen, wie er starb. Es war seltsam, dachte sie, und sie fragte sich, ob es ihr Verstand war, der sie auf diese Weise schützte, obwohl sie gar nicht geschützt werden wollte. Sie wollte den Schmerz seines Todes spüren, denn sie hatte ihn verdient.*

*Aber das waren nicht die einzigen Momente ihres Lebens, zu denen Rose zurückkehrte, während sie immer weiter aus der Welt driftete. Sie dachte auch an die Augenblicke, die es seitdem gegeben hatte, an die wenigen glücklichen Momente im Laufe der Jahre, als ihr Herz von Liebe und Freude erfüllt gewesen war, so wie damals, als sie ein junges Mädchen war. Und während sie hier in den Tiefen ihres Komas durch die Finsternis schwebte, dachte sie an einen kalten Morgen im Mai 1975 zurück, eine ihrer liebsten Erinnerungen.*

*Als Rose an jenem Morgen aufgewacht war, hatte sie festgestellt, dass Ted bereits zur Arbeit gefahren war. Im Allgemeinen war sie lange vor Sonnenaufgang wach, aber in jener Nacht hatten ihre Alpträume sie heimgesucht, wie sie es mitunter taten, und sie bis fast sechs Uhr morgens fest im Griff behalten. Wenn sie so schlief, ließ Ted sie ruhen und rief Josephine an, damit sie anstelle ihrer Mutter die Bäckerei aufsperrte. Er verstand nicht, dass sie nicht ruhte, sondern benommen in dem Grauen taumelte, aus dem sie nie einen Ausweg fand. Und da sie ihren Mann liebte, sagte sie ihm nichts davon. Er dachte, indem er sie geheiratet und ihr ein schönes Leben geboten hatte, hätte er ihr geholfen, die Vergangenheit verschwinden zu lassen, wie sie es wollte. Sie konnte es nicht über sich bringen, ihm zu sagen, dass in den dreiunddreißig Jahren, seit sie ihre Liebsten zuletzt gesehen hatte, die Erinnerungen, echte oder eingebildete, kein bisschen verblasst waren.*

*Rose hatte sich an jenem Morgen im Spiegel angestarrt. Mit fünfzig war sie noch immer schön, auch wenn sie selbst sich nicht mehr so gesehen hatte, seit Jacob sie das letzte Mal angesehen hatte. In seinen Augen war sie etwas Besonderes gewesen. Ohne ihn war sie dahingewelkt wie eine Blume ohne Sonnenlicht.*

*Fünfzig Jahre, dachte sie, während sie ihr Spiegelbild betrachtete. An diesem Tag war ihr Geburtstag, aber das wusste niemand außer ihr. Auf dem Visum, mit dem sie nach Amerika gekommen war, mit der Identität, die nicht ihre eigene war, stand, dass sie zwei Monate später geboren war, im Juli. Am 16. Juli, um genau zu sein, eine Ironie, die sie niemals vergessen würde, denn das war der Tag, an dem ihre Familie abgeholt worden war. Sie wusste, dass Ted und Josephine am 16. Juli einen Kuchen und ein schönes Abendessen für sie bereithalten würden, und sie würden »Happy Birthday« singen, und Rose würde lächeln und ihre Rolle gut*

*spielen. Aber der heutige Tag gehörte nur ihr. Es war der Tag, an dem Rose Picard geboren wurde. Doch Rose Picard war 1942 gestorben.*

*Rose mochte keine Geburtstage. Wie könnte sie auch? Jeder neue Geburtstag entfernte sie weiter von der Vergangenheit, weiter von dem Leben, das sie geführt hatte, bevor die Welt zusammenbrach. Und in den letzten Jahren hatte sie sich vor Traurigkeit verzehrt angesichts der Erkenntnis, dass sie älter wurde, als irgendeiner aus ihrer Familie je geworden war. Papa war fünfundvierzig gewesen, als er abgeholt wurde. Selbst wenn er noch zwei Jahre in Auschwitz überlebt hatte, was, wie sie wusste, unwahrscheinlich war, war er nicht älter als siebenundvierzig geworden. Maman war 1942, als Rose sie das letzte Mal gesehen hatte, erst einundvierzig gewesen. Ihre Mutter war Rose damals so alt vorgekommen, aber jetzt erschien ihr einundvierzig jugendlich. Sie hätte nie gedacht, dass ihre Mutter ihr in der Blüte ihrer Jahre entrissen werden würde, aber so war es gewesen. Das wusste Rose jetzt.*

*Und inzwischen war Rose selbst fünfzig. Sie hatte länger als ihre Eltern gelebt und fast doppelt so lange in den Vereinigten Staaten wie in Frankreich. Siebzehn Jahre in ihrem Geburtsland. Dreiunddreißig in ihrer Wahlheimat. Aber sie hatte schon vor langer Zeit aufgehört zu leben. Der Rest war wie ein Traum gewesen, und sie war wie in Trance durch ihn hindurchgegangen, hatte nur so getan, als ob sie lebte.*

*An jenem Morgen zog sie sich an und ging zu Fuß zur Bäckerei. Der Frühling hatte zeitig Einzug gehalten, fiel ihr auf. Die Bäume grüntem, und die Blumen überall am Cape standen bereits in voller Blüte. Der Himmel war klar und hellblau, die Art Himmel, die einen wunderschönen Tag ankündigte, und Rose wusste, dass bald die Touristen einfallen und das Geschäft mit der Bäckerei ankurbeln würden. Das waren Dinge, über die sie glücklich sein sollte.*

*Vor der Bäckerei hielt sie einen Augenblick inne und sah durch die Scheibe auf ihre Tochter, die in diesem Moment ein Tablett mit Sterntörtchen in die Vitrine schob. Das Haar ihrer Tochter war dicht und dunkel, so wie das ihres Vaters, und ihr Bauch war rund und voll, genau wie es Roses Bauch vor so vielen Jahren gewesen war. In einem Monat würde Josephine auch Mutter sein. Sie würde verstehen, dass das eigene Kind das Wichtigste auf der Welt war und dass man dieses Kind um jeden Preis beschützen musste.*

*Rose hatte es nie über sich gebracht, ihrer Tochter zu sagen, was passiert war. Josephine wusste nur, dass ihre Mutter Paris verlassen hatte, nachdem ihre Eltern gestorben waren, dass sie Ted geheiratet und sich schließlich hier am Cape Cod niedergelassen hatte. Tausendmal hatte Rose ihr die Wahrheit sagen wollen, aber dann hatte sie innegehalten und um sich geblickt auf das Leben, das sie hier hatte – ihre Bäckerei, ihr schönes Zuhause und vor allem ihren fürsorglichen Ehemann, der Josephine ein wundervoller Vater gewesen war. Und jedes Mal hatte sie sich gebremst, bevor sie das alles ruinierte. Sie hatte das Gefühl, in einem wunderschönen Gemälde zu leben und dass sie die Einzige war, die wusste, dass es nur eine hauchdünne Welt aus Pinselstrichen und Träumen war.*

*Und so erzählte sie Josephine ihre ganze Kindheit über Märchen, Geschichten von Königreichen und Prinzen und Königinnen, um so die Vergangenheit lebendig zu halten, auch*

wenn Rose die Einzige war, die diese Vergangenheit kannte. Sie stellte sich vor, eines Tages auch Josephines Kind diese Geschichten zu erzählen, und das würde Rose trösten, denn das war ihre Art, in der Vergangenheit zu leben, ohne die Gegenwart zu zerstören. Sollten sie ruhig glauben, dass die Märchen die Fiktion waren und dass alles andere wirklich war. Es war besser so.

Rose wollte eben die Bäckerei betreten, als sie auf einmal sah, wie ihre Tochter sich krümmte und ihren Bauch umklammerte, ihr schönes Gesicht, das dem ihres Vaters so ähnlich sah, auf einmal von Schmerz verzerrt. Rose platzte prompt zur Tür herein.

»Darling, was ist los?«, fragte sie. Sie stürzte durch den Laden hinter die Theke und legte ihrer Tochter die Hände auf die Schultern.

Josephine stöhnte auf. »Mom, es ist das Baby. Das Baby kommt.«

Roses Augen weiteten sich vor Panik. »Aber es ist zu früh.« Josephines Geburtstermin war erst in einem Monat und drei Tagen.

Josephine krümmte sich wieder vor Schmerzen. »Ich glaube, das weiß das Baby nicht. Es kommt jetzt, Mom.«

Rose spürte eine vertraute, entsetzliche Panik in sich aufsteigen. Was, wenn mit dem Baby irgendetwas passieren sollte? »Ich rufe deinen Vater an«, sagte Rose. »Er wird kommen.« Rose wusste, dass sie ihre Tochter ins Krankenhaus bringen musste, aber sie hatte nie Auto fahren gelernt; es hatte nie einen Grund dafür gegeben. Sie wohnte nur ein paar Blocks von der Bäckerei entfernt, und sie musste selten irgendwo anders hin.

»Sag ihm, er soll sich beeilen«, bat Josephine.

Rose nickte, griff zum Telefon und wählte Teds Nummer. Sie berichtete ihm rasch und behutsam, was los war, und er versprach, die Schule sofort zu verlassen und binnen zehn Minuten da zu sein. »Sag ihr, dass ich sie liebe und es kaum erwarten kann, mein Enkelkind kennenzulernen«, sagte Ted, bevor er auflegte. Rose richtete die Nachricht nicht aus, obwohl sie sich nicht sicher war, warum.

Während sie warteten, zog Rose für Josephine einen der Bäckereistühle heran, damit sie sich setzen konnte, und klappte das »Geschlossen«-Schild an der Ladentür um. Sie sah, wie Kay Sullivan und Barbara Koontz draußen stehen blieben und sie seltsam ansahen, aber sie zeigte nur auf Josephine, die schwer keuchte, das Gesicht gerötet und glänzend, und sie verstanden. Aber sie boten keine Hilfe an; sie wandten nur den Blick ab und eilten weiter.

»Chérie, es wird alles gut werden«, sagte Rose, zog sich neben ihrer Tochter einen Stuhl heran und legte ihr eine Hand aufs Knie. »Dein Vater wird gleich hier sein.« Sie wünschte, sie könnte mehr tun, ihrer Tochter mehr Trost spenden. Aber es hatte jahrelang eine Kluft zwischen ihnen gegeben, die allein Roses Verschulden war. Sie hatte nicht gewusst, wie sie die Kälte ihres eigenen Herzens überwinden sollte, um ihre Tochter zu erreichen.

Josephine nickte schwer keuchend. »Ich habe Angst, Mom«, sagte sie.

Rose hatte auch Angst. Aber das durfte sie nicht zugeben. »Es wird alles gut werden, Liebes«, sagte sie. »Du wirst ein glückliches, gesundes Baby bekommen. Es wird alles gut werden.«



Und dann sagte Rose etwas, von dem sie wusste, dass sie es bereuen würde, aber es musste dennoch gesagt werden. »Meine liebe Josephine«, sagte sie, »du musst es dem Vater des Babys sagen.«

Josephine riss den Kopf hoch und sah ihre Mutter mit zornig lodernden Augen an. »Das geht dich gar nichts an, Mom.«

Rose holte einmal tief Luft, stellte sich das Leben ohne Vater vor, das dieses Kind haben würde, und konnte es nicht ertragen. »Liebes, dein Kind braucht einen Vater. Genau wie du. Denk bloß, wie wichtig dir dein Vater immer war.«

Ihre Tochter funkelte sie an. »Auf gar keinen Fall, Mom. Er ist nicht so wie Dad. Er will nichts mit diesem Baby zu tun haben.«

Rose ging ein Stich durchs Herz. Sie legte ihrer Tochter eine Hand auf den Bauch. »Du hast ihm doch nie gesagt, dass du schwanger bist«, sagte sie leise. »Vielleicht würde er anders empfinden, wenn er es wüsste.«

»Du hast doch keine Ahnung, wovon du redest«, sagte Josephine. Sie hielt einen Moment inne und krümmte sich, während eine neue Wehe ihre zarte Gestalt schmerzhaft durchzuckte. Sie richtete sich auf, das Gesicht gerötet und verkniffen. »Du weißt doch nicht einmal, wer er ist. Er hat mich sitzen lassen.«

Roses Augen füllten sich unversehens mit Tränen, und sie musste den Blick abwenden. Das hier war ihre Schuld, und sie wusste es. Sie hatte sich so bemüht, ihrer Tochter alle möglichen Dinge zu vermitteln, all die Lektionen, an die sie sich von ihrer eigenen Mutter zu erinnern versuchte, und doch war es ihr im Grunde nur gelungen, Kälte zu vermitteln, oder? Ihr Herz hatte einfach aufgehört zu existieren an jenem düsteren, leeren Tag im Jahr 1949, als Ted nach Hause gekommen war, um ihr zu sagen, dass Jacob gestorben war. Josephine war damals noch ein kleines Mädchen gewesen, zu jung, um zu begreifen, dass sie damals ihre Mutter verloren hatte.

Und jetzt, begriff Rose, hatte sie auch noch bei dem versagt, was das Wichtigste überhaupt war. Sie hatte eine Tochter großgezogen, die ebenso verschlossen und kalt war wie sie selbst.

»Du brauchst jemanden, der sich um dich kümmert, der dich liebt, der das Baby liebt«, flüsterte Rose. »So, wie dein Vater mich und dich geliebt hat.«

Josephine sah ihre Mutter scharf an. »Mom, wir leben nicht mehr in den Vierzigerjahren. Ich komme sehr gut allein zurecht. Ich brauche niemanden.«

Dann setzte wieder eine Wehe ein, und auf einmal klopfte Ted an die Ladentür, mit zerknautschtem Hemd und schiefer Krawatte. Rose stand auf und ging durch den Laden, um ihn hereinzulassen. Er gab seiner Frau einen Kuss auf die Wange und grinste sie an. »Wir werden Großeltern!«, sagte er. Dann ging er hinüber zu Josephine, kniete sich vor sie hin und flüsterte: »Ich bin ja so stolz auf dich, Schatz. Wir bringen dich jetzt ins Krankenhaus. Halt nur noch ein bisschen durch.«

Josephine hatte eine schnelle Geburt, und obwohl das Baby einen Monat zu früh zur Welt kam, berichtete ihnen der Arzt, als er herauskam, es sei ein gesundes Mädchen, wenn auch ein bisschen untergewichtig, und bald bereit, seine Großeltern kennenzulernen. Rose und Ted sahen im Warteraum zu, wie die Minuten verstrichen, und während Ted auf und ab ging, schloss Rose

die Augen und betete. Sie betete, dieses Kind, das heute, an diesem, ihrem eigenen fünfzigsten Geburtstag, geboren worden war, möge nicht so kalt werden wie sie selbst oder so kalt, wie sie ihre eigene Tochter erzogen hatte. Sie betete, die Fehler, die sie bei Josephine begangen hatte, mögen bei dem neuen Baby nicht wiederholt werden, das einen echten Neuanfang, eine neue Chance aufs Leben verdient hatte. Sie betete, sie möge dem Baby zeigen können, dass sie es liebte, etwas, was sie bei ihrer eigenen Tochter nie vermocht hatte.

Es dauerte noch eine Stunde, bis eine Schwester kam, um sie ins Zimmer zu führen. Josephine lag im Bett, erschöpft, aber lächelnd, ihre neugeborene Tochter in ihren Armen. Roses Herz schmolz dahin, als sie das zierliche Mädchen sah, das friedlich schlief, eine winzige Hand an ihrer Wange zur Faust geballt.

»Willst du sie halten, Mom?«, fragte Josephine. Mit Tränen in den Augen nickte Rose. Sie trat neben ihre Tochter, die ihr das schlafende Kind reichte. Rose nahm das Baby in die Arme, erinnerte sich auf einmal, wie natürlich es sich anfühlte, etwas so Kleines zu halten, das ein Teil von einem selbst war, ein Teil von allem, was man liebte. Sie spürte, wie sie von dem Bedürfnis durchströmt wurde, dieses Baby zu beschützen, ebenso stark, wie es sie damals durchströmt hatte, als sie ihr eigenes Baby zum ersten Mal in den Armen gehalten hatte.

Rose sah hinunter auf ihre Enkelin, sah sowohl die Vergangenheit als auch die Zukunft. Als das Kind die Augen aufschlug, stöhnte Rose auf. Einen Augenblick lang hätte sie schwören können, etwas Weises und Uraltes in den Augen dieses Neugeborenen zu sehen. Und dann war es verschwunden, und Rose wusste, dass sie es sich nur eingebildet hatte. Sie wiegte das Baby sanft, und sie wusste, dass sie schon jetzt in dieses Mädchen verliebt war. Sie betete, sie möge stark genug sein, diesmal das Richtige zu tun. »Ich hoffe ...«, murmelte Rose, aber ihre Stimme verlor sich, während sie das kleine Mädchen anstarrte. Sie wusste nicht, wie sie den Satz zu Ende führen sollte, denn sie wusste nicht, worauf sie hoffen sollte. Es gab eine Million Dinge, die sie sich für dieses Kind wünschte, eine Million Dinge, die sie selbst nie gehabt hatte. Sie hoffte auf alles für dieses Kind.

»Schatz, hast du dich schon für einen Namen entschieden?«, fragte Ted. Als Rose aufsaß, bemerkte sie, wie ihre Tochter sie seltsam anstarrte. Langsam breitete sich ein Lächeln über Josephines Gesicht aus.

»Ja«, sagte Josephine. »Ich werde sie Hope nennen.«

Bis Mittwochabend hat Annie über einhundert Nummern von ihrer Liste mit Levys angerufen und noch immer nicht eine Spur von Mamies Jacob Levy gefunden. Ich habe immer mehr das Gefühl, dass wir hier vielleicht einem Geist nachjagen. Ich nehme mir ein Dutzend Namen von Annies Liste an der Westküste und rufe sie an, nachdem sie zu Bett gegangen ist, aber ich habe auch nicht mehr Glück als sie. Jeder, den ich erreiche, sagt, er hätte nie von einem Jacob Levy gehört, der Frankreich in den Vierziger- oder Fünfzigerjahren verlassen hat. Nicht einmal eine Online-Suche in den Passagierlisten von Ellis Island fördert irgendetwas zutage.

Annie kommt am nächsten Morgen um kurz vor sechs in die Bäckerei, mit ernster Miene, während ich getrocknete Cranberrys, weiße Schokoladensplitter und gestiftelte Macadamianüsse in süße Teigtaschen falte.

»Wir müssen noch mehr tun«, verkündet sie. Sie wirft ihren Rucksack auf den Boden, wo er mit einem dumpfen Aufschlag landet, bei dem ich mich einen Moment lang frage, welchen Schaden sie wohl ihrem Rücken zufügt, indem sie jeden Tag mehrere schwere Schulbücher mit sich herumschleppt.

»Wegen Jacob Levy?«, tippe ich. Bevor sie antworten kann, füge ich hinzu: »Kannst du schon einmal anfangen, das aufgetaute Gebäck nach vorn zu bringen? Ich bin ein bisschen spät dran.«

Sie nickt und geht an die Spüle, um sich die Hände zu waschen. »Ja, wegen Jacob«, sagt sie. Sie schüttelt kurz die Hände aus, trocknet sie an dem blauen Küchenhandtuch neben der Spüle ab und dreht sich um. »Wir müssen uns etwas überlegen, wie wir ihn leichter finden können.«

Ich seufze. »Annie, du weißt doch, dass es gut möglich ist, dass wir ihn niemals finden werden.«

Sie verdreht die Augen. »Du bist immer so negativ.«

»Ich bin nur realistisch.« Ich sehe zu, wie sie beginnt, Halbmonde behutsam aus ihrem luftdichten Behälter zu nehmen. Sie wickelt jeden einzelnen aus dem Wachspapier und legt sie auf ein Vitrinentablett.

»Ich glaube, wir müssen mehr Nachforschungen anstellen, wenn wir ihn finden wollen.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Nachforschungen?«, frage ich vorsichtig.

Sie nickt, überhört meinen skeptischen Unterton. »Ja. Es reicht nicht, einfach nur bei Leuten anzurufen. Wir müssen, na ja, versuchen, in irgendwelchen Dokumenten zu suchen oder so. Nicht nur auf der Webseite von Ellis Island, denn er hat überall ankommen können.«

»Was denn für Dokumente?«

Annie funkelt mich an. »Ich weiß es nicht. Du bist hier die Erwachsene. Ich kann mich nicht um alles kümmern.« Sie stapft mit dem Tablett voller Halbmonde in den Verkaufsraum der Bäckerei und kommt gleich darauf wieder, um aufgetaute Baklava auf Wachspapierblättchen zu legen.

Ich sehe ihr einen Augenblick zu. »Ich will nur nicht, dass du letztendlich enttäuscht wirst«, sage ich zu Annie, als sie wieder in der Backstube ist.

Sie funkelt mich an. »Das ist nur deine Art, den Dingen aus dem Weg zu gehen«, sagt sie. »Aber du kannst nicht immer nichts tun, nur weil es dich verletzen könnte.« Sie sieht auf ihre Armbanduhr. »Es ist sechs. Ich schließe die Tür auf.«

Ich nicke, während ich ihr nachsehe. Ich frage mich, ob sie recht hat. Und wenn ja, wie kommt es dann, dass sie so viel mehr über das Leben weiß als ich?

Einen Augenblick später höre ich sie mit jemandem reden, und ich gehe nach vorn, um wieder einen ganzen Tag lang Kunden anzulächeln und so zu tun, als gäbe es für mich nichts Schöneres auf der Welt, als für sie Gebäck einzupacken.

Als ich durch die Tür in den Verkaufsraum trete, wundere ich mich darüber, Gavin an der Theke zu sehen. Er betrachtet die Gebäckstücke, die bereits in der Vitrine liegen. Er ist förmlicher gekleidet als sonst, mit einer Khakihose und einem hellblauen Hemd. Annie ist bereits eifrig dabei, für ihn Baklava in eine Schachtel zu legen.

»Hey!«, sage ich. »Du hast dich heute ja schick gemacht.« Kaum sind mir die Worte über die Lippen gekommen, komme ich mir idiotisch vor.

Aber er lächelt mich nur an und sagt: »Ich habe mir den Tag frei genommen; ich fahre hoch zu dem Pflegeheim an der Nordküste. Ich nehme nur rasch ein paar Teilchen für die Leute dort mit. Sie können mich besser leiden, wenn ich mit Essen komme.«

Ich lache. »Ich möchte wetten, sie können dich mit oder ohne Essen gut leiden.«

Annie seufzt tief auf, als wollte sie uns erinnern, dass sie auch noch da ist. Wir sehen sie beide an, und sie reicht Gavin die Schachtel, die sie mit einer weißen Schleife ordentlich zugebunden hat, während wir geredet haben.

»Und, Annie«, wendet Gavin seine Aufmerksamkeit ihr zu, »wie läuft deine Suche nach Jacob Levy?«

»Nicht gut«, murmelt Annie. »Niemand hat je von ihm gehört.«

»Hast du die Namen auf deiner Liste angerufen?«

»Hunderte«, sagt Annie.

»Hmm«, sagt Gavin. »Ich frage mich, ob es noch irgendeine andere Möglichkeit gibt, nach ihm zu suchen.«

Annies Miene hellt sich auf. »Wie denn zum Beispiel?«

Gavin sieht sie nachdenklich an. »Ich weiß nicht. Weißt du sein Geburtsdatum? Vielleicht gibt es eine Möglichkeit, online nach ihm zu suchen, wenn man ein Geburtsdatum hat.«

Annie nickt aufgeregt. »Ja, vielleicht. Gute Idee.« Ich erwarte, dass sie sich bei ihm bedankt, aber stattdessen höre ich sie herausplatzen: »Sind Sie denn, na ja, jüdisch?«

»Annie!«, rufe ich. »Sei nicht unhöflich.«

»Bin ich *nicht*«, sagt sie. »Ich *frage* nur.«

Ich werfe einen Blick auf Gavin, und er zwinkert mir zu, sodass ich leicht erröte. »Ja, Annie, ich bin jüdisch. Warum fragst du?«

»Ich habe eigentlich gar keine jüdischen Freunde«, sagt sie. »Und jetzt, wo ich weiß, dass ich, na ja, selbst jüdisch bin, war ich nur neugierig auf das, Sie wissen schon, Jüdischsein.«

»Es heißt Judentum, nicht Jüdischsein«, sage ich zu ihr. »Außerdem bist du nicht jüdisch, Annie. Du bist katholisch.«

»Ich weiß«, sagt sie. »Aber ich kann beides sein. Mamie ist beides.« Sie wendet sich wieder an Gavin. »Und gehen Sie, na ja, jede Woche in die jüdische Kirche?«

Gavin lächelt. »Es heißt Synagoge. Und ich gehe nicht jede Woche hin, auch wenn ich das vermutlich sollte. An manchen Freitagen muss ich arbeiten. Und an manchen Freitagen habe ich einfach zu viel um die Ohren. Das ist nicht sehr gut, oder?«

Annie zuckt die Schultern. »Ich weiß nicht. Wir gehen, na ja, auch nie in die Kirche oder so.«

»Also, ich hatte vor, morgen in die Synagoge zu gehen«, fährt er fort. »Du kannst gern mitkommen, Annie, wenn es dich interessiert. Und wenn es deiner Mom recht ist.«

Annie sieht mich aufgeregt an. »Kann ich mitkommen, Mom?«

Ich zögere und sehe Gavin an. »Bist du sicher?«, frage ich ihn.

»Absolut«, sagt er. »Ich gehe immer allein. Ich würde mich über die Gesellschaft freuen. Um genau zu sein, fahre ich zu einer Synagoge in Hyannis. Wenn du morgen deine Großmutter besuchst, kann ich am Ende der Besuchszeit beim Krankenhaus vorbeifahren und Annie abholen.«

Annie grinst mich an, und ich zucke mit den Schultern. »Von mir aus«, sage ich. »Solange du sicher bist, dass du nichts dagegen hast.«

»Überhaupt nichts«, sagt Gavin. »Dann komme ich morgen Abend vorbei. Okay?«

»Cool«, sagt Annie. »Danke. Es wird cool sein, na ja, zwei Religionen auf einmal zu haben.«

Ich starre sie eine Minute an. »Was hast du da gesagt?«

Sie blickt verlegen. »Ich meine nur, es ist, na ja, noch eine andere Seite von mir, weißt du?« Sie hält kurz inne und verdreht die Augen, als ich nichts sage. »Mein Gott, Mom, ich weiß ja, dass ich katholisch bin. Flipp nicht gleich aus.«

»Nein«, sage ich kopfschüttelnd. »Das habe ich nicht gemeint. Ich meine nur, du hast mich eben auf noch eine Idee gebracht, wie wir Jacob vielleicht finden könnten.«

»Wie denn?«, fragt Annie. Sie und Gavin sehen mich gespannt an.

»Interreligiöse Organisationen«, sage ich langsam. »Wenn Jacob während des Krieges einem christlichen Freund vertraut hat, dass er seine große Liebe zu einer muslimischen Moschee bringen würde, dann ist er doch offensichtlich jemand, der Respekt vor anderen Religionen hat, oder?«

Gavin nickt, aber Annie blickt verwirrt. »Und weiter?«, fragt sie.

»Ich meine, was, wenn er in die Staaten gekommen ist und an dieser Tradition festgehalten hat?«, sage ich. »Was, wenn er irgendwo einer interreligiösen Organisation angehört?«

»Was meinst du damit?«, fragt Annie.

Gavin antwortet für mich. »Ich glaube, deine Mutter will sagen, dass Jacob einer dieser Organisationen beigetreten sein könnte, in denen sich Leute gemeinsam für ein besseres Verständnis zwischen den Religionen einsetzen«, sagt er. »Ungefähr so, wie sich Leute

unterschiedlicher Religionen in Paris gemeinsam dafür eingesetzt haben, deine Uroma zu retten.«

Annie blickt skeptisch. »Ich weiß nicht«, sagt sie. »Klingt irgendwie komisch. Aber wahrscheinlich ist es einen Versuch wert.«

»Ich werde heute ein paar interreligiöse Organisationen anrufen«, sage ich zu Annie.

»Und ich werde versuchen, bei ein paar Synagogen anzurufen«, sagt Gavin. »Und ihr zwei versucht, Jacobs Geburtsdatum herauszufinden, okay?«

Annie und ich nicken. Gavin bedankt sich bei Annie höflich für das Gebäck, lächelt mir zu und wendet sich zum Gehen. »Ruft mich an, wenn ihr irgendetwas herausfindet, okay?«, sagt er auf dem Weg zur Tür. »Wir sehen uns morgen!«

»Wiedersehen!«, trällert Annie und winkt ihm nach.

»Wiedersehen«, sage ich. »Fahr vorsichtig.« Er lächelt noch einmal, dreht sich um und verlässt die Bäckerei.

»Er ist so nett«, sagt Annie, nachdem er gegangen ist.

»Ja«, pflichte ich ihr bei. Ich räuspere mich und mache mich wieder an die Arbeit, für den Tag alles herzurichten. »Das ist er.«

Annie übernachtet bei Rob, und da in der Bäckerei nicht viel los ist, schicke ich ihr eine SMS, um ihr zu sagen, dass sie nach der Schule nicht herkommen muss. Ich kann heute Nachmittag selbst aufräumen. Sie ruft mich an, sobald sie aus dem Bus gestiegen und bei ihrem Dad zu Hause angekommen ist, und berichtet aufgeregt, er habe ihr eine Nachricht dagelassen, dass sie heute Abend nur zu zweit seien, und sie gefragt, ob er sie zur Feier des Tages zum Essen einladen dürfe.

»Das ist ja toll, Schatz«, sage ich. Ich bin froh; es klingt, als ob Rob sich bemüht, ihr das Gefühl zu geben, dass sie ihm wichtig ist. Vielleicht haben meine Worte neulich doch etwas bewirkt.

»Wenn du zum Krankenhaus fährst, kannst du Mamie dann von mir grüßen und ihr sagen, dass ich morgen kommen werde?«, fragt Annie. »Falls sie dich hören kann?«

»Natürlich, Schatz«, sage ich.

Nachdem ich die Bäckerei geschlossen habe, hole ich Alain zu Hause ab, und wir plaudern auf dem ganzen Weg zum Krankenhaus. Mir wird bewusst, wie froh ich bin, ihn hier zu haben; er passt so gut in unser Leben. An manchen Tagen hilft er in der Bäckerei aus; andere Tage verbringt er an Mamies Bett; und an Tagen wie heute bleibt er zu Hause und verblüfft mich, indem er irgendwelche Dinge im Haus erledigt. Als ich vor ein paar Tagen nach Hause kam, hatte er die ganzen gerahmten Kunstwerke auf meinem Speicher an den Wänden aufgehängt; und heute hat er meine Speisekammer und das Gefrierfach, die beide so gut wie leer waren, ausgeräumt und mit neuen Vorräten aufgefüllt.

»Das ist das Mindeste, was ich tun kann«, sagt Alain, als ich ihn fassungslos zur Rede stelle. »Das macht gar keine Umstände. Ich habe mir ein Taxi zum Supermarkt genommen.«

Im Krankenhaus, an Mamies Bett, hält Alain meine Hand, während wir bei Mamie sitzen. Er murmelt ihr eine Weile auf Französisch zu, und ich überbringe, wie versprochen, Annies

Nachricht, auch wenn ich nicht glaube, dass Mamie mich durch den Nebel ihres Komas hören kann. Ich weiß, Alain und Annie glauben beide, dass sie noch immer bei uns ist, aber ich selbst bin mir da nicht so sicher. Ich behalte dieses Gefühl für mich.

Ich muss an Gavin denken, während Alain mit Mamie flüstert, und ich bin mir nicht ganz sicher, warum. Ich glaube, es ist einfach, weil er so hilfsbereit war und ich mich einsamer denn je fühle.

Schließlich lehnt sich Alain auf seinem Stuhl zurück, offenbar fertig mit irgendeiner Geschichte, die er Mamie erzählt hat. Sie schläft noch immer, während ihre schmale Brust sich sanft hebt und senkt.

»Sie sieht so friedlich aus«, sagt Alain. »Als wäre sie an irgendeinem glücklicheren Ort als hier.«

Ich nicke, während ich auf einmal Tränen wegblinzeln muss. Sie sieht tatsächlich friedlich aus, aber das bestärkt mich nur in meiner Vermutung, dass sie schon nicht mehr bei uns ist, und das treibt mir die Tränen in die Augen. »Alain«, sage ich einen Augenblick später, »du weißt nicht zufällig Jacobs Geburtsdatum, oder?«

Alain schüttelt lächelnd den Kopf, und im ersten Augenblick fasse ich das so auf, dass er es nicht weiß. Aber dann sagt er: »Ich weiß es tatsächlich. Rose und ich haben ihn am Abend vor seinem sechzehnten Geburtstag kennengelernt.«

Ich beuge mich gespannt vor. »Wann denn?«

»Es war an Heiligabend 1940.« Alain schließt lächelnd die Augen. »Rose und ich sind zusammen durch den Jardin du Luxembourg gegangen. Sie hatte mich mitgenommen, um eine Freundin im Quartier Latin zu besuchen, und wir hatten es eilig, vor der Sperrstunde nach Hause zu kommen; die Deutschen bestanden darauf, dass dann jeder in Paris bei zugezogenen Verdunklungsvorhängen zu Hause war.

Aber Rose liebte diesen Park, und wir kamen auf dem Weg zum sechsten Arrondissement in der Nähe vorbei, daher schlug sie vor, durch den Park zu gehen«, fährt Alain fort. »Und wir gingen, wie wir es immer taten, zu ihrer Lieblingsstatue dort, der Freiheitsstatue.«

»Der Freiheitsstatue?«, wiederhole ich.

Er lächelt. »Das Originalmodell, das Auguste Bartholdi, der Künstler, verwendet hat. Eine andere steht mitten auf der Seine, nicht weit vom Eiffelturm. Eure Statue, die im Hafen von New York, war ein Geschenk Frankreichs an die Vereinigten Staaten, weißt du.«

»Das habe ich in der Schule gelernt«, sage ich. »Ich wusste nur nicht, dass es ähnliche Statuen in Frankreich gibt.«

Alain nickt. »Die Statue im Jardin du Luxembourg war Roses Lieblingsstatue, als wir jung waren, und an jenem Abend hatte es, als wir die Statue erreichten, eben zu schneien begonnen. Die Flocken waren so winzig und leicht, dass es war, als befänden wir uns in einer Schneekugel. Alles war ganz still und friedlich, obwohl Krieg herrschte. Aber in diesem Augenblick war die Welt einfach zauberhaft.«

Seine Stimme verliert sich, und er sieht Mamie an. Er streckt eine Hand aus, um ihre Wange zu berühren, wo so viele Jahre ihres Lebens ohne ihn auf ihrem Gesicht eingegraben sind.

»Erst als wir uns der Statue näherten«, fährt er nach einer langen Pause fort, »sahen wir, dass wir nicht allein waren. Ein Junge mit dunklen Haaren und in einer dunklen Jacke stand auf der anderen Seite. Er wandte sich zu uns um, als wir nur noch ein paar Schritte entfernt waren, und Rose blieb unvermittelt stehen, als hätte es ihr den Atem verschlagen.

Aber der Junge ging nicht auf uns zu und wir nicht auf ihn«, fährt Alain fort. »Die beiden starrten sich nur sehr lange an, bis ich Rose schließlich an der Hand zog und sagte: ›Warum sind wir hier stehen geblieben?‹«

Alain schweigt einen Moment, um sich zu sammeln. Er sieht kurz zu Mamie und lehnt sich dann wieder zurück.

»Rose beugte sich zu mir herunter und sagte: ›Wir sind hier stehen geblieben, weil es sehr wichtig ist, dass du begreifst, dass der Ort, an dem die große Freiheitsstatue steht, ein Ort ist, an dem die Menschen frei sein können‹«, fährt Alain mit verträumtem Blick fort. »Ich verstand nicht, was sie meinte. Sie sah mir in die Augen und sagte: ›In den Vereinigten Staaten wird niemand über seine Religion definiert. Man sieht sie nur als einen Teil von dir an. Und niemand wird deswegen verurteilt. Ich werde eines Tages dorthin gehen, Alain, und ich werde dich mitnehmen.‹«

»Das war, bevor die schlimmsten antijüdischen Gesetze erlassen wurden. Rose war immer sehr gut unterrichtet, daher nehme ich an, sie wusste bereits, dass die Juden andernorts verfolgt wurden. Sie sah Probleme auf uns zukommen, selbst wenn unsere Eltern sie nicht sahen. Aber ich, mit meinen neun Jahren, verstand nicht, was Religion mit irgendetwas zu tun haben sollte.

Doch bevor ich sie danach fragen konnte, trat der Junge auf uns zu. Er hatte uns die ganze Zeit angestarrt, und als Rose sich wieder aufrichtete, um mit ihm zu sprechen, konnte ich sehen, dass ihre Wangen stark gerötet waren. Ich fragte sie: ›Warum bist du so rot im Gesicht, Rose? Wird dir schlecht?‹«

Alain lacht bei der Erinnerung und schüttelt den Kopf. »Dabei lief sie nur noch röter an. Aber die Wangen dieses Jungen waren auch gerötet. Er sah Rose lange an, und dann bückte er sich auf meine Augenhöhe hinunter und sagte: ›Deine Freundin hier hat recht, *monsieur*. In den Vereinigten Staaten können die Menschen frei sein. Ich werde eines Tages auch dorthin gehen.‹ Ich schnitt vor ihm eine Grimasse und sagte: ›Sie ist nicht meine Freundin! Sie ist meine Schwester!‹

Darüber mussten sie beide herzlich lachen«, fährt Alain mit einem leisen Lächeln fort. »Und dann fingen sie an zu reden, und auf einmal war es, als wäre ich gar nicht mehr da. Ich hatte meine Schwester noch nie so erlebt; die Art, wie sie ihm in die Augen blickte, war, als wollte sie sich in ihnen verlieren. Schließlich wandte sich der Junge wieder zu mir um und sagte: ›Kleiner *monsieur*, ich heiße Jacob Levy. Und du?‹ Ich sagte ihm, ich sei Alain Picard und meine Schwester sei Rose Picard, und er sah sie wieder an und murmelte: ›Ich glaube, das ist der schönste Name, den ich je gehört habe.‹« Alain räuspert sich.

»Sie redeten lange Zeit, Rose und Jacob, bis es allmählich dunkel wurde«, nimmt Alain nach einem Augenblick die Erzählung wieder auf. »Ich hörte ihnen nicht sehr genau zu, denn ihre Unterhaltung langweilte mich. Mit meinen neun Jahren wollte ich lieber über Comichbücher und



Monster reden, aber sie redeten über Politik und Freiheit und Religion und Amerika. Schließlich zog ich wieder an Roses Hand und sagte: ›Wir müssen gehen. Es wird schon dunkel, und Maman und Papa werden böse sein!‹

Als Rose nickte, schien es, als würde sie aus einem Traum zu sich kommen«, fährt Alain fort. »Sie sagte Jacob, wir müssten gehen. Wir wandten uns rasch ab und eilten auf die Westseite des Parks zu, aber er rief uns nach: ›Morgen ist mein Geburtstag, wisst ihr! Da werde ich sechzehn!‹ Rose wandte sich um und fragte: ›An Weihnachten?‹ Er sagte, ja, und sie schwieg kurz, bevor sie rief: ›Dann werde ich dich morgen hier bei der Statue treffen. Um zu feiern.‹ Daraufhin eilten wir rasch fort, da uns beiden klar war, dass sich die Dunkelheit rasch senkte und wir Ärger bekommen würden, wenn wir nicht rechtzeitig nach Hause kamen.

Am nächsten Tag ging sie allein in den Park, und als sie wiederkam, glänzten Sterne in ihren Augen«, kommt Alain zum Schluss. »Von diesem Augenblick an waren sie unzertrennlich. Es war Liebe auf den ersten Blick.«

Ich lehne mich auf meinem Stuhl zurück. »Das ist eine wunderschöne Geschichte«, sage ich.

»Alles an Rose und Jacob war eine wunderschöne Geschichte«, sagt Alain. »Bis zum Schluss. Aber vielleicht ist die Geschichte ja auch noch gar nicht zu Ende erzählt.«

Ich lasse den Blick in die Ferne schweifen. »Falls er noch immer irgendwo dort draußen ist.«

»Falls er dort draußen ist«, wiederholt Alain.

Ich seufze und schließe die Augen. »An Weihnachten also«, sage ich. »Er ist am Weihnachtstag geboren. 1924, nehme ich an, wenn er 1940 sechzehn wurde.«

»So ist es«, bestätigt Alain.

»Weihnachten 1924«, murmele ich. »Vor Hitler. Vor dem Krieg. Bevor so viele Menschen völlig grundlos starben.«

»Wer hätte damals wissen können«, sagt Alain leise, »wie alles kommen würde?«

An diesem Abend, während Annie bei ihrem Vater ist, trinken Alain und ich in der Küche eine Tasse Tee, und nachdem er zu Bett geschlurft ist, bleibe ich noch lange am Tisch sitzen und sehe zu, wie sich der Sekundenzeiger an der Wanduhr in einem fort im Kreis dreht. Ich denke darüber nach, wie die Zeit vergeht, ohne dass irgendjemand sie aufhalten kann. Bei dem Gedanken fühle ich mich machtlos und klein. Ich denke an die schier unendliche Zahl von Sekunden, die verstrichen sind, seit meine Großmutter Jacob verloren hat.

Es ist fast elf, als ich zum Telefon greife, um Gavin anzurufen, und obwohl ich weiß, dass es unangemessen spät ist, überkommt mich auf einmal ein Gefühl von Panik, dass es, wenn ich ihm nicht in genau dieser Sekunde von Jacobs Geburtsdatum berichte, zu spät sein könnte. Natürlich, es ist ein alberner Gedanke. Siebzig Jahre sind verstrichen, ohne dass irgendetwas passiert ist. Aber zu sehen, wie Mamie im Krankenhaus Tag um Tag dahinsiecht, hat mir das unerbittliche Voranrücken des Sekundenzeigers deutlich vor Augen geführt.

Gavin nimmt beim dritten Klingeln ab.

»Habe ich dich geweckt?«, frage ich.

»Nein, ich habe eben einen Film zu Ende gesehen«, antwortet er.

Auf einmal komme ich mir idiotisch vor. »Oh. Wenn jemand bei dir ist, kann ich später wieder anrufen ...«

Er lacht. »Ich bin allein, auf meiner Couch. Es sei denn, du zählst die Fernbedienung als jemanden.«

Ich bin völlig unvorbereitet auf das Gefühl von Erleichterung, das mich durchströmt. Ich räuspere mich, um zu sprechen, aber er kommt mir zuvor. »Hope. Ist alles okay?«

»Ja.« Ich schweige kurz und platze dann heraus: »Ich habe Jacob Levys Geburtsdatum herausgefunden.«

»Das ist ja toll!«, sagt Gavin. »Wie hast du das gemacht?«

Ich fasse ihm kurz die Geschichte zusammen, die Alain mir vorhin erzählt hat.

»Das ist ja eine tolle Sache«, sagt Gavin, als ich fertig bin. »Klingt, als ob die beiden wirklich füreinander bestimmt waren.«

»Ja«, pflichte ich ihm bei.

Einen Augenblick lang herrscht Schweigen, und ich sehe wieder zu der Wanduhr hoch. *Tick-tack, tick-tack*. Der Sekundenzeiger scheint sich über mich lustig zu machen.

»Hope, was ist los?«, fragt Gavin.

»Ach nichts.«

»Ich könnte jetzt anfangen zu raten«, sagt Gavin. »Oder du erzählst es mir einfach.«

Ich lächle ins Telefon. Er ist sich so sicher, dass er mich kennt. Tatsache ist, er kennt mich wirklich. »Glaubst du daran?«, frage ich.

»Woran?«

»Du weißt schon«, murmele ich. »Liebe auf den ersten Blick. Oder, du weißt schon, Seelenverwandtschaft. Oder wie immer man das nennt, was meine Großmutter und Jacob Levy offenbar hatten.«

Gavin schweigt kurz, und in der Stille komme ich mir wie eine Idiotin vor. Warum frage ich ihn so etwas überhaupt? Vermutlich denkt er, dass ich ihn anbaggern will. Ich mache den Mund auf, um meine Worte zurückzunehmen, aber er kommt mir zuvor.

»Ja.«

»Ja?«

»Ja. Ich glaube an diese Art Liebe. Du nicht?«

Ich schließe die Augen. Auf einmal verkrampft sich mein Herz schmerzhaft, denn mir wird bewusst, dass ich es nicht tue. »Nein«, sage ich. »Ich denke nicht.«

»Hmm«, macht Gavin.

»Hast du denn je so für jemanden empfunden?«

Er schweigt kurz. »Ja.«

Ich will ihn fragen, für wen, aber dann wird mir bewusst, dass ich es eigentlich gar nicht wissen will. Ich verspüre einen Anflug von Eifersucht, den ich rasch verscheuche. »Na, das ist ja schön«, sage ich stattdessen.

»Ja«, sagt Gavin leise. »Warum glaubst du nicht daran?«

Die Frage habe ich mir noch nie gestellt. Ich denke einen Augenblick darüber nach. »Vielleicht, weil ich sechszwanzig bin«, sage ich, »und es bis jetzt noch nie gefühlt habe. Hätte ich es nicht längst fühlen müssen, wenn es so etwas wirklich geben würde?«

Die Worte schweben zwischen uns, und ich nehme an, dass Gavin überlegt, wie er mir antworten soll, ohne mich zu kränken. »Nicht unbedingt«, sagt er vorsichtig. »Ich nehme an, du bist verletzt worden. Sehr sogar.«

»Bei meiner Scheidung?«, frage ich. »Aber das ist ja auch noch nicht lange her. Und was ist mit davor?«

»Du warst mit deinem Mann zusammen, seit du, was, einundzwanzig, zweiundzwanzig warst?«

»Dreiundzwanzig«, murmele ich.

»Glaubst du, er war deine große Liebe?«

»Nein«, sage ich. »Aber sag das bloß nicht Annie.«

Gavin lacht leise. »Das würde ich niemals tun, Hope.«

»Ich weiß.«

Wieder schwebt für einen Moment Schweigen zwischen uns. »Ich denke, du hast vermutlich ein Dutzend Jahre mit einem Mann verbracht, der dich nicht so geliebt hat, wie ein Mensch verdient, geliebt zu werden«, sagt Gavin, »und den du vielleicht auch nicht so geliebt hast, wie du jemanden lieben solltest. Ihr hattet euch arrangiert.«

»Vielleicht«, sage ich leise.

»Und ich glaube, jedes Mal, wenn ein Mensch verletzt wird, bildet sich eine neue Schicht um sein Herz, weißt du? Wie ein Schutzschild oder so. Du wurdest oft verletzt, habe ich recht?«

Ich schweige einen Augenblick.

»Entschuldige«, sagt Gavin. »War das zu persönlich?«

»Nein«, sage ich. »Ich glaube, du hast recht. Es war, als ob nichts, was ich getan habe, je gut genug war. Nicht nur bei Rob. Auch bei meiner Mom.« Ich breche ab. Das habe ich noch nie zu jemandem gesagt.

»Das tut mir leid«, sagt Gavin.

»Es ist lange her«, murmele ich. Auf einmal wird mir das Gespräch unangenehm; ich fühle mich nicht wohl dabei, Gavin diese Dinge zu erzählen und ihn so in meinen Kopf zu lassen.

»Ich sage ja nur, ich denke, je mehr Schichten sich um dein Herz legen, desto schwieriger wird es, jemanden zu erkennen, in den du dich wirklich verlieben könntest«, sagt er langsam.

Seine Worte wirken einen Augenblick nach, und ich fühle mich seltsam atemlos. »Vielleicht«, sage ich. »Oder vielleicht öffnet man, wenn man oft verletzt wurde, endlich die Augen für die Wirklichkeit und hört auf, von Dingen zu träumen, die es nicht gibt.«

Gavin schweigt kurz. »Vielleicht«, sagt er schließlich. »Aber vielleicht täuschst du dich auch. Vielleicht gibt es sie doch. Würdest du mir nicht recht geben, dass deine Großmutter im Laufe ihres Lebens oft verletzt wurde?«

»Natürlich.«

»Und Jacob Levy bestimmt auch?«

»Ja, bestimmt«, sage ich. Ich denke an all das, was die beiden verloren haben – ihre Familien, das Leben, das sie einmal kannten, einander. Was könnte verletzender sein, als wenn einem die ganze Welt den Rücken kehrt, während all die Menschen, die man liebt, in den Tod getrieben werden? »Ja«, sage ich noch einmal.

»Na ja, dann sollten wir sehen, ob wir ihn finden«, sagt Gavin. »Jacob. Und dann können wir ihn fragen. Und deine Großmutter.«

»Falls sie aufwacht«, sage ich.

»Wenn sie aufwacht«, sagt Gavin. »Du musst optimistisch bleiben.«

Ich werfe einen Blick auf die Uhr. Wie kann man optimistisch bleiben, wenn die Zeit so unaufhaltsam voranschreitet? Ich seufze. »Okay«, sage ich. »Das heißt, wir werden die beiden einfach fragen, ob es die wahre Liebe gibt?« Ich hasse es, so zu klingen, als machte ich mich über ihn lustig, aber er klingt selbst so albern.

»Warum nicht?«, antwortet Gavin. »Das Schlimmste, was passieren kann, ist, dass sie Nein sagen.«

»Ja, okay«, stimme ich ihm zu. Ich schüttele den Kopf, will dieses unsinnige Gespräch endlich hinter mir haben. »Und du meinst, wir können ihn finden? Jetzt, wo wir ein Geburtsdatum haben?«

»Ich glaube, es erhöht unsere Chancen«, sagt Gavin. »Vielleicht ist er noch immer irgendwo dort draußen.«

»Vielleicht«, pflichte ich ihm bei. *Vielleicht ist er aber auch schon längst gestorben, und diese ganze Suche ist ein völlig aussichtsloses Unterfangen.* »Hey, danke«, sage ich, und ich bin mir nicht sicher, ob ich ihm für das Gespräch danke, das wir eben geführt haben, oder ob es nur ein Dank dafür ist, dass er uns hilft, Jacob zu finden.

»Gern geschehen, Hope. Ich werde morgen bei ein paar Synagogen anrufen. Vielleicht ergibt sich ja irgendetwas. Und wir sehen uns morgen Abend im Krankenhaus.«

»Danke«, sage ich noch einmal. Und dann hat er aufgelegt, und ich halte den Hörer in der Hand, während ich mich frage, was das eben eigentlich war. Kann es sein, dass ich einfach alt und verbittert geworden bin und dass dieser Typ Ende zwanzig mehr über das Leben und die Liebe weiß als ich?

Als ich an diesem Abend einschlafe, wünsche ich mir zum ersten Mal, seit ich mich erinnern kann, sehnlichst, ich wäre nur ein Riesendummkopf und all die Dinge, an die ich zu glauben gelernt habe, wären gar nicht wahr.

Annie und Alain begleiten Gavin am nächsten Abend zur Synagoge, und ich bleibe über die Besuchszeit hinaus bei Mamie. Dafür habe ich die Schwestern auf ihrer Etage mit einem Zitronen-Trauben-Käsekuchen und einer Schachtel Kekse aus der Bäckerei bestochen.

»Mamie, du musst aufwachen«, flüstere ich ihr zu, während es im Zimmer allmählich düster wird. Ich halte ihre Hand, mit Blick zum Fenster, das sich auf der anderen Seite ihres Krankbetts befindet. Die Dämmerung ist inzwischen fast völliger Dunkelheit gewichen, und Mamies geliebte Sterne sind aufgegangen. Sie scheinen weniger hell zu funkeln als früher, und ich frage mich, ob sie, so wie ich es tue, ohne Mamies Aufmerksamkeit verblassen. »Ich vermisse dich«, flüstere ich nah an ihr Ohr.

Die Apparate, die sie überwachen, piepsen nach wie vor in besänftigenden Rhythmen vor sich hin, aber sie bringen sie nicht zurück. Die Ärztin hat Alain und mir gesagt, dass es manchmal nur eine Frage der Zeit ist und dass das Gehirn von selbst heilt, wenn es so weit ist. Was sie nicht gesagt hat, ich aber in ihren Augen lesen konnte, war, dass ein solcher Patient ebenso oft nicht mehr zurückkommt. Allmählich beginne ich zu begreifen, dass ich meiner Großmutter vielleicht nie wieder in die Augen sehen werde.

Ich habe mich nie für einen Menschen gehalten, der irgendjemanden braucht. Meine Mutter war immer sehr unabhängig. Und nachdem mein Großvater starb, als ich zehn war, war Mamie immer mit der Bäckerei beschäftigt, zu beschäftigt, um mir weiterhin ihre Märchen zu erzählen, zu beschäftigt, um sich meine Geschichten von der Schule und meinen Freunden und allem, was sich in meiner Fantasie abspielte, anzuhören. Meine Mutter hatte sich ohnehin nie besonders für diese Geschichten interessiert, und allmählich hörte ich auf, sie zu erzählen.

*Ich brauche niemanden*, sagte ich mir, als ich älter wurde. Ich redete mit meiner Mutter oder meiner Großmutter nicht über Schulnoten oder Jungen oder College-Entscheidungen oder sonst irgendetwas. Sie schienen beide so versunken in ihre eigenen Welten, und ich fühlte mich bei beiden wie eine Außenseiterin. Und so schuf ich mir meine eigene Welt.

Erst als ich Annie bekam, lernte ich, jemand anderen in mein Leben zu lassen. Und jetzt, wo sie genau in dem Alter ist, in dem ich war, als ich lernen musste, selbst für mich zu sorgen, ist mir klar geworden, dass ich mich in gewisser Weise fester an sie klammere. Ich will nicht, dass sie aus meinem Universum in ein anderes, selbst geschaffenes abdriftet, so wie ich es getan habe. Und darin, begreife ich, unterscheide ich mich von meiner Großmutter und meiner Mutter.

Aber während Mamie in der Zeit zurückschreitet und fast wieder zu einem Kind geworden ist, seit die Alzheimerkrankheit ihr ihre Lebenszeit stiehlt, habe ich festgestellt, dass sie auch in mein Universum zurückgedriftet ist. Mir ist bewusst geworden, dass ich noch nicht bereit dafür bin, mit Annie allein zu sein. Ich brauche Mamie noch ein bisschen länger hier bei mir.

»Komm zurück, Mamie«, flüstere ich meiner Großmutter zu. »Wir werden versuchen, Jacob zu finden, okay? Du musst nur zu uns zurückkommen.«

Vier Tage später ist Mamies Zustand noch immer unverändert. Ich habe eben die Bäckerei aufgesperrt, als Matt mit einem dicken Paket Unterlagen in der Hand vorbeikommt. Meine Stimmung sinkt. Bei dem ganzen Drama um Mamies Schlaganfall und der Entdeckung von Alains und Jacobs Existenz habe ich die Schwierigkeiten fast vergessen, in denen mein Geschäft steckt.

»Ich will gleich zur Sache kommen«, sagt Matt, nachdem wir uns etwas verlegen begrüßt haben. »Den Investoren gefallen die Zahlen nicht.«

Ich starre ihn an. »Okay ...«, sage ich.

»Und ich will ganz ehrlich zu dir sein: dass du ausgerechnet in der Zeit verschwindest und nach Paris fliegst, in der sie über diese Investment-Entscheidung nachdenken, das war, na ja, sagen wir nur so viel, nicht sehr schlau.«

Ich seufze. »Aus geschäftlicher Perspektive vielleicht.«

»Was gibt es denn im Augenblick anderes?«

Ich sehe hinunter auf das Tablett mit Sterntörtchen, das ich in den Händen gehalten habe, seit Matt hereingekommen ist. »Alles«, sage ich leise. Ich sehe einen Moment lächelnd auf die Törtchen, bevor ich sie in die Vitrine schiebe.

Matt sieht mich an, als hätte ich den Verstand verloren. »Hope, sie machen einen Rückzieher. Sie sind die Zahlen durchgegangen, und du bist für sie bestenfalls am Rande von Interesse. Sie waren sich ohnehin unschlüssig, und ich habe mein Bestes getan, um sie zu deinen Gunsten zu überzeugen. Aber als sie gesehen haben, dass du die Bäckerei kurzerhand geschlossen hast ... na ja, das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat.«

Ich nicke mit hämmerndem Herzen. Mir ist klar, was er mir sagen will: dass ich die Bäckerei vielleicht tatsächlich verloren habe. Und ich habe das Gefühl, von einer leichten Panik erfasst zu werden. Aber ich bin nicht annähernd so bestürzt, wie ich erwartet hatte, und das beunruhigt mich ein bisschen. Sollte ich nicht bestürzter davon sein, dass mir das Unternehmen meiner Familie, mein ganzer Lebensunterhalt, vermutlich bald unter den Füßen weggezogen wird? Stattdessen habe ich nur das seltsame Gefühl, dass alles so kommen wird, wie es soll, was immer das heißt.

»Hörst du mir überhaupt zu, Hope?«, fragt Matt, und mir wird bewusst, dass er geredet hat, während ich nachgedacht habe.

»Entschuldige, was hast du gesagt?«, frage ich.

»Ich habe *gesagt*, dass ich nicht mehr viel für dich tun kann. Weißt du eigentlich, wie sehr ich mich ins Zeug gelegt habe, um diese Leute überhaupt erst hierher zu holen? Aber sie werden nicht investieren, Hope. Es tut mir leid.«

Matt schweigt, während ich still Gebäckstücke in der Vitrine arrangiere. Die Ladenglocke bimmelt, und Lisa Wilkes von dem Schreibwarengeschäft an der Ecke kommt mit Melixa Carbonell herein, die in der Tierhandlung in der Lietz Road arbeitet. Die beiden waren auf der

Highschool ein paar Jahre unter Matt und mir, und sie kommen mindestens einmal die Woche zusammen hierher.

Matt schweigt, während Lisa einen Kaffee und Melixa einen grünen Tee bestellt, der ein paar Minuten braucht, da ich dafür erst den Wasserkocher einstöpseln muss. In der Zwischenzeit streiten sie sich darüber, ob sie sich ein Baklava oder ein Stück Käsekuchen teilen wollen. Letztendlich beschließe ich, ihnen ein Baklava zu berechnen und ein Stück Käsekuchen umsonst dazuzugeben.

»Deswegen stehst du vor der Pleite, weißt du«, sagt Matt, nachdem sie gegangen sind.

»Weswegen?«

»Du kannst den Leuten nicht einfach kostenlos Gebäck geben. Sie haben dich völlig über den Tisch gezogen.«

»Sie haben mich nicht über den Tisch gezogen«, empöre ich mich.

»Aber sicher. Du bist zu großzügig. Sie wussten, wenn sie sich vor deinen Augen streiten, dann würdest du nett sein und ihnen beide Gebäckstücke geben. Und genau das hast du getan.«

Ich seufze. Ich will mir gar nicht erst die Mühe machen, ihm zu erklären, dass ich den restlichen Käsekuchen heute ohnehin nicht mehr verkaufen werde. »Meine Großmutter hat diese Bäckerei immer so geführt, als wäre sie ihre Küche, und die Kunden waren ihre Gäste«, sage ich stattdessen.

»Das ist kein gutes Geschäftsmodell«, meint Matt.

Ich sehe ihn ausdruckslos an. »Das habe ich auch nie behauptet. Aber ich bin stolz auf diese Tradition.«

Die Ladenglocke bimmelt wieder, und als ich aufblicke, sehe ich Alain zur Tür hereinschlurfen. Er hat es sich zur Gewohnheit gemacht, morgens allein zu Fuß hierherzukommen. Ich frage mich, warum er sich das antut, in seinem Alter – es ist über eine Meile weit –, aber er scheint rundum gesund zu sein, und er schwört, dass er in Paris jeden Tag weitaus mehr zu Fuß gehe.

Er kommt hinter die Theke und gibt mir einen sanften Kuss auf die Wange. »Guten Morgen, Liebes«, sagt er. Dann scheint er Matt zum ersten Mal zu bemerken. »Hallo, junger Mann«, sagt er. Er wendet sich zu mir um und sagt: »Wie ich sehe, hast du einen Kunden.«

»Matt wollte eben gehen«, sage ich zu Alain. Ich werfe Matt einen Blick zu, der ihm zu verstehen geben soll, dass ich vor Alain nicht über die Bäckerei mit ihm reden will. Aber natürlich kriegt er es gar nicht mit.

»Ich bin Matt Hines«, sagt er und streckt eine Hand über die Vitrine aus. »Und Sie sind ...?«

Alain zögert kurz, bevor er Matt die Hand gibt. »Ich bin Alain Picard«, sagt er. »Hopes Onkel.«

Matt blickt verwirrt. »Augenblick. Ich kenne Hope, seit wir klein waren. Sie hat keine Onkel.«

Alain lächelt dünn. »Doch, junger Mann, das hat sie. Um genau zu sein, bin ich ihr *arrière-oncle*. Ihr Großonkel, wie Sie sagen würden.«

Matt sieht mich stirnrunzelnd an.

»Er ist der Bruder meiner Großmutter«, erkläre ich. »Aus Paris.«

Matt starrt Alain eine Sekunde an, dann wendet er sich wieder an mich. »Hope, das ergibt alles nicht sehr viel Sinn. Du erzählst mir, dass du aus einer Laune heraus nach Paris geflogen bist, du stehst kurz davor, deshalb dein Geschäft zu verlieren, und dann kommst du auf einmal mit einem Verwandten im Schlepptau zurück, von dem du nie etwas wusstest?«

Ich spüre, wie meine Wangen zu glühen beginnen, und ich bin mir nicht sicher, ob der Grund dafür ist, dass Matt mich ganz offensichtlich beleidigt, oder dass er eben vor Alain verkündet hat, dass ich im Begriff bin, die Bäckerei zu verlieren. Ich wende mich langsam zu Alain um, in der Hoffnung, dass die Worte in der fremden Sprache nicht bei ihm angekommen sind, aber er starrt mich nur fassungslos an.

»Hope, was hat das zu bedeuten?«, fragt er leise. »Dass du dein Geschäft verlieren könntest? Steckt die Bäckerei etwa in Schwierigkeiten?«

»Mach dir keine Sorgen deswegen«, sage ich. Ich werfe Matt einen verärgerten Blick zu, und er besitzt wenigstens so viel Anstand, leicht betreten zu schauen. Er räuspert sich und wendet sich ab, als wollte er Alain und mir einen Augenblick Privatsphäre lassen.

»Hope, wir sind eine Familie«, sagt Alain. »Natürlich mache ich mir Sorgen, wenn irgendetwas nicht stimmt. Warum hast du denn nichts zu mir gesagt?«

Ich hole einmal tief Luft. »Weil es meine Schuld ist«, sage ich. »Ich habe ein paar schlechte finanzielle Entscheidungen getroffen. Meine Kreditwürdigkeit ist schwer angeschlagen, und das hat Folgen für meinen Geschäftskredit.«

»Aber das ist keine Erklärung dafür, weshalb du mir nichts davon gesagt hast«, sagt Alain. Er tritt einen Schritt vor und legt mir eine warme, knotige Hand an die Wange. »Ich bin doch dein Onkel.«

Inzwischen spüre ich Tränen in meinen Augen. »Entschuldige. Ich wollte dich einfach nicht damit belasten. Bei den ganzen Sorgen um Mamie ...«

»Umso mehr Grund, dass du dich mir anvertraust«, sagt Alain. Er streicht mir sanft mit der flachen Hand über die Wange und wendet sich dann wieder an Matt. »Junger Mann!«, ruft er.

»Ja?« Matt wendet sich mit aufgerissenen Augen zu ihm um, als hätte er nicht jedes Wort mit angehört.

»Sie können jetzt gehen. Meine Nichte und ich haben etwas zu besprechen.«

»Aber ich ...«, beginnt Matt. Aber Alain schneidet ihm wieder das Wort ab.

»Ich weiß nicht, wer Sie sind oder was Sie mit dieser Sache zu tun haben«, sagt Alain.

»Ich bin Vizepräsident der *Bank of the Cape*«, sagt Matt steif. Er richtet sich etwas höher auf. »Wir halten Hopes Kredit. Und nun müssen wir ihn leider aufkündigen. Es war nicht meine Entscheidung, Sir. Das ist rein geschäftlich.«

Ich schlucke einen Kloß im Hals hinunter und sehe Alain an. Sein Gesicht ist rot angelaufen.

»Und damit ist der Fall für Sie erledigt, ja?«, sagt er zu Matt. »Eine sechzigjährige Tradition? Sechzig Jahre lang hat meine Familie für diese Stadt gebacken, und Sie entscheiden einfach so, dass es damit aus und vorbei ist?«

»Es ist nicht persönlich gemeint«, sagt Matt. Er wirft einen Blick auf mich. »Ehrlich gesagt, habe ich versucht, zu helfen. Hope wird es Ihnen erzählen. Aber die Investoren, die ich dafür



interessieren konnte, haben einen Rückzieher gemacht, nachdem Hope nach Paris geflogen ist. Es tut mir leid, aber ich nehme an, mit diesem Vermächtnis ist es zu Ende.«

Ich sehe zu Boden und schließe die Augen.

»Junger Mann«, sagt Alain einen Augenblick später. »Das Vermächtnis liegt nicht in dieser Bäckerei selbst, sondern in der Familientradition, für die sie steht. Dafür gibt es kein Preisschild. Vor siebzig Jahren wurde uns von Männern, die weder Familie noch Gewissen, sondern nur Befehle und Wohlstand kannten, unsere erste Bäckerei weggenommen. Und dank meiner Schwester, ihrer Tochter und ihrer Enkelin hat die Tradition überlebt.«

»Ich verstehe nicht, was das mit einem Kredit zu tun hat«, sagt Matt.

Alain streckt eine Hand nach meiner aus und drückt sie fest. »Sie und Ihre Bank begehen einen Fehler, junger Mann«, sagt er. »Aber Hope schafft das schon. Sie ist eine Überlebende. Genau wie ihre Großmutter. Das ist unsere Tradition. Und diese Tradition wird ebenfalls überleben.«

Ich fühle mich, als ob mir gleich das Herz aufgeht. Alain nimmt mich sanft bei der Hand und lotst mich in Richtung Backstube. »Komm, Hope«, sagt er. »Lass uns Sterntörtchen backen, um sie Rose zu bringen. Ich bin sicher, der junge Mann findet selbst hinaus.«

Gewappnet mit Jacob Levys Geburtsdatum beginne ich an diesem Nachmittag die interreligiösen Organisationen anzurufen, die ich über Google gefunden habe. Ich habe es vor mir hergeschoben, da mir klar ist, wie weit hergeholt es ist, und da ich das Gefühl habe, nicht mehr viele Enttäuschungen verkraften zu können. Es kommt mir vor, als ob ich immer nur ein Nein zur Antwort bekomme.

Kann ich meine Bäckerei retten? *Nein*. Wissen wir, ob Mamie je wieder aufwachen wird? *Nein*. Ist es wahrscheinlich, dass mir noch Zeit bleibt, in meinem chaotischen Leben das Ruder herumzureißen? *Nein*.

Ich beginne mit der Interreligiösen Allianz und gehe meine Liste durch, über den Rat des Weltparlaments der Religionen, das Nationale Amerikanische Interreligiöse Netzwerk, die Initiative Vereinigter Religionen und den Weltkongress des Glaubens. Jedem, der am anderen Ende abnimmt, erzähle ich in knappen Worten die Geschichte, wie Jacob Mamie zu einem Christen gebracht hat, der geholfen hat, sie bei Muslimen zu verstecken. Dann nenne ich ihnen Jacobs Namen und Geburtsdatum und sage, dass ich weiß, wie weit hergeholt es ist, aber dennoch versuche, ihn zu finden, weil ich glaube, dass er möglicherweise hier in den Staaten in einer interreligiösen Organisation engagiert sein könnte. Sie staunen alle groß und breit über die Geschichte, betuern, sie werden meine Informationen an die zuständigen Leute weiterleiten und sich bei mir melden, falls sie irgendetwas herausfinden.

Am Sonntagmorgen gegen acht Uhr sind Annie und ich allein in der Bäckerei und rollen schweigend Teig aus, als auf einmal das Telefon klingelt. Annie wischt sich die Hände an der Schürze ab und greift zum Hörer. »Nordstern-Bäckerei, Annie am Apparat«, sagt sie. Sie hört eine Minute zu, dann reicht sie mir mit einem seltsamen Gesichtsausdruck das Telefon. »Für dich, Mom.«

Ich klopfte mir die Hände ab und nehme das Telefon von ihr entgegen. »Hallo, Nordstern-Bäckerei.«

»Ist dort Hope McKenna-Smith?« Es ist die Stimme einer Frau, und sie hat einen leichten Akzent.

»Ja«, sage ich. »Was kann ich für Sie tun?«

»Mein Name ist Elida White«, sagt sie. »Ich rufe vom Abrahamischen Verband in Boston an. Wir sind eine interreligiöse Gesellschaft.«

»Oh«, sage ich. Es ist keine der Gruppen, die ich in den letzten Tagen angerufen habe. Der Name sagt mir nichts. »Abrahamisch?«, frage ich.

»Die muslimische, die jüdische und die christliche Religion gehen alle auf Abraham zurück«, erklärt sie. »Unser Ziel ist es, diese Gruppen zusammenzubringen und auf unsere Ähnlichkeiten anstatt unserer Unterschiede zu bauen.«

»Oh«, sage ich noch einmal. »Schön. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich will es Ihnen erklären«, sagt sie. »Unsere Organisation hat diese Woche einen Anruf des Interreligiösen Rats von Amerika erhalten, der an mich weitergeleitet wurde. Man hat mir von Ihrer Großmutter berichtet und wie ihr bei ihrer Flucht aus Paris von einer muslimischen Familie geholfen wurde.«

»Ja«, sage ich leise.

»Ich habe unsere ganzen Unterlagen durchgesehen, aber unter unseren Mitgliedern ist kein Jacob Levy mit dem Geburtsdatum, das Sie angegeben haben«, sagt sie.

»Oh«, sage ich. Meine Stimmung sinkt. Wieder eine Sackgasse. »Danke, dass Sie nachgesehen haben. Aber deswegen hätten Sie nicht anrufen müssen.«

»Ich weiß«, sagt sie. »Aber ich habe hier jemanden, der Sie gern kennenlernen würde. Und wir würden Ihnen im Gegenzug gern helfen. Das ist unsere Verpflichtung. Könnten Sie heute zu Besuch kommen? Soweit ich weiß, ist Ihre Großmutter bei schlechter Gesundheit und die Zeit hier entscheidend. Mir ist bewusst, dass es sehr kurzfristig ist, aber wie ich sehe, leben Sie am Cape, sodass Sie nicht länger als ein, zwei Stunden unterwegs wären. Ich wohne in Pembroke.«

Pembroke liegt, wie ich weiß, gleich am Highway an der Südküste, an der Strecke nach Boston. Das könnte ich in knapp eineinhalb Stunden schaffen. Aber ich verstehe nicht, warum ich dorthin fahren soll, wenn sie Jacob Levy in ihren Unterlagen gar nicht gefunden haben.

»Heute wird es leider nicht gehen«, sage ich. »Ich habe eine Bäckerei, und wir haben bis vier geöffnet.«

»Dann kommen Sie doch, nachdem Sie geschlossen haben«, sagt die Frau prompt. »Kommen Sie zum Abendessen.«

Ich überlege kurz. »Danke für die Einladung, aber ...«

Sie schneidet mir das Wort ab. »Bitte. Meine Großmutter würde Sie gern kennenlernen. Sie ist über neunzig. Sie ist Muslimin, und sie hat im Krieg auch Juden versteckt.«

Mein Herzschlag beschleunigt sich. »Sie ist auch aus Paris?«

»Nein«, sagt die Frau. »Wir sind aus Albanien. Wissen Sie, die albanischen Muslime haben über zweitausend jüdische Brüder und Schwestern gerettet. Als ich ihr die Geschichte von Ihrem Jacob Levy erzählte, war sie sehr erstaunt. Sie wusste gar nicht, dass es in Paris Muslime gab,

die genau dasselbe getan hatten. Bitte, sie würde sich so freuen, wenn Sie kommen und ihr Ihre Geschichte erzählen, und sie würde Ihnen wiederum gern ihre Geschichte erzählen.«

Ich werfe einen Blick auf Annie, die mich hoffnungsvoll ansieht. »Dürfte ich vielleicht meine Tochter mitbringen?«, frage ich.

»Natürlich«, sagt Elida prompt. »Sie ist herzlich willkommen, genau wie Sie. Und nachdem wir uns unsere Geschichten erzählt haben, werden wir Ihnen helfen, diesen Jacob zu finden, okay? Meine Großmutter sagt, sie weiß, wie wichtig es ist, hier in der Gegenwart der Vergangenheit zu begegnen.«

»Augenblick.« Ich halte eine Hand über den Hörer und erkläre Annie rasch Elidas Bitte.

»Da müssen wir hin, Mom«, sagt sie ernst. »Die Oma dieser Dame hört sich genau wie Mamie an. Nur dass sie aus Albanien anstatt Frankreich ist. Und Muslimin anstatt Jüdin. Wir sollten mit ihr reden.«

Ich sehe meine Tochter einen Moment an, und mir wird klar, dass sie recht hat. Meine Großmutter liegt im Koma, aber Elidas Großmutter kann noch sprechen. Vielleicht werden wir nie die ganze Geschichte erfahren, was mit meiner Großmutter passiert ist, aber die Geschichte einer anderen Frau aus derselben Zeit zu hören, die in einer ähnlichen Situation wie Mamie war, könnte uns helfen, sie zu verstehen.

»Okay«, sage ich zu Elida. »Dann kommen wir so gegen sechs. Wo genau wohnen Sie?«

Annie lädt Alain ein, uns nach Pembroke zu begleiten, aber er sagt, dass er stattdessen lieber bei Mamie bleiben will. Wir fahren beim Krankenhaus vorbei, um uns für ein paar Minuten zu Mamie zu setzen, und dann brechen Annie und ich wieder auf, nachdem wir Alain versprochen haben, ihn auf dem Rückweg abzuholen. Er hat die Nachtschwester im Krankenhaus mit seinem Charme beschwätzt, bei den Besuchszeiten ein Auge zuzudrücken; sie kennen alle seine Geschichte und wissen, dass er fast siebzig Jahre von seiner Schwester getrennt war.

Es ist kurz nach sechs, als wir in Pembroke vom Highway abfahren. Dank der Wegbeschreibung, die sie uns gegeben hat, finden wir Elidas Haus problemlos. Es ist ein zweistöckiges blaues Gebäude mit weißen Fensterläden in einer kleinen, gepflegten Wohngegend gleich hinter einer katholischen Kirche. Annie und ich tauschen einen Blick, steigen aus dem Wagen und drücken auf die Klingel.

Die Frau, die die Tür öffnet und sich als Elida vorstellt, ist älter, als ich erwartet hatte, dem Aussehen nach vielleicht Mitte vierzig. Ihre Haut ist blass, und sie hat dichtes schwarzes Haar, das ihr fast bis zur Taille über den Rücken fällt. Ich habe noch nie jemanden aus Albanien kennengelernt, aber sie sieht so aus, wie ich mir jemanden aus Griechenland oder Italien vorstellen würde.

»Willkommen bei uns zu Hause«, sagt sie und gibt erst mir und dann Annie die Hand. Sie hat tief liegende braune Augen, und ihr Lächeln ist freundlich. »Heute Abend sind nur meine Großmutter und ich da. Mein Mann, Will, arbeitet. Bitte, kommen Sie herein.«

Ich überreiche ihr die Schachtel mit Sterntörtchen, die ich als Dessert mitgebracht habe, und nachdem sie sich dafür bedankt hat, folgen wir ihr durch einen Flur, der mit Schwarz-Weiß-Fotografien von, wie ich vermute, Familienangehörigen gesäumt ist. Sie erzählt uns, dass in

Albanien die Hauptmahlzeit des Tages das Mittagessen ist, dass sie aber heute ein besonderes Abendessen vorbereitet hat. »Ich hoffe, Sie mögen Fisch«, sagt sie halb zu uns umgewandt. »Ich habe ein altes Familienrezept gekocht, das meine Großmutter in Albanien immer verwendet hat.«

»Sehr gern«, sage ich, und Annie nickt. »Aber Sie hätten sich nicht solche Umstände machen sollen.«

»Es ist uns ein Vergnügen«, sagt sie. »Sie sind unsere Gäste.«

Wir gehen um die Ecke in ein matt erhelltes Esszimmer. Am Kopfende des Tisches sitzt eine Frau, die noch weitaus älter aussieht als Mamie. Ihr Gesicht ist von tiefen Furchen durchzogen, und ihr schlohweißes Haar an einigen Stellen ausgefallen, sodass ihr Kopf seltsam ungleichmäßig kahl aussieht. Sie trägt einen schwarzen Pullover und einen langen grauen Rock, und sie sieht uns mit leuchtenden Augen hinter einer riesigen Schildpattbrille an, die viel zu groß für ihr Gesicht zu sein scheint. Sie sagt etwas in einer Sprache, die ich nicht kenne.

»Das ist meine Großmutter, Nadire Veseli«, sagt Elida zu Annie und mir. »Sie spricht nur Albanisch. Sie sagt, sie freut sich, dass Sie gekommen sind, und heißt Sie herzlich willkommen in unserem Zuhause.«

»Danke«, erwidere ich.

Annie und ich setzen uns beide rechts neben die alte Frau, und wenig später kommt Elida mit vier Schalen auf einem Tablett wieder. Sie stellt jeweils eine vor uns hin und nimmt dann den Platz links neben ihrer Großmutter ein.

»Kartoffel-Kohlsuppe«, sagt Elida. Sie deutet mit einem Nicken auf die Schalen, greift nach ihrem Löffel und zwinkert Annie zu. »Keine Sorge. Es schmeckt besser, als es klingt. Ich habe bis zu meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr in Albanien gelebt, und das war mein Lieblingsessen, als ich so alt war wie du.«

Annie lächelt. Sie nimmt einen Löffel von ihrer Suppe, und ich tue dasselbe. Elida hat recht; es schmeckt sehr gut. Ich kann nicht genau sagen, was für Gewürze darin sind, aber es schmeckt herzhaft und frisch.

»Das schmeckt richtig gut«, sagt Annie.

»Ganz köstlich«, stimme ich ihr zu. »Sie müssen mir das Rezept geben.«

»Mit Vergnügen«, sagt Elida. Ihre Großmutter sagt leise etwas auf Albanisch, und Elida nickt. »Meine Großmutter würde jetzt gerne die Geschichte hören, wie Ihre Großmutter gerettet wurde«, übersetzt Elida für uns. Ihre Großmutter nickt und sieht mich hoffnungsvoll an. Sie sagt noch etwas zu Elida, die wieder für uns übersetzt. »Meine Großmutter sagt, sie hofft, es ist nicht unhöflich von ihr, Sie darum zu bitten.«

»Ganz und gar nicht«, murmele ich, obwohl mir noch immer nicht ganz klar ist, was wir hier eigentlich verloren haben. Aber in den nächsten zwanzig Minuten erzählen Annie und ich alles, was wir in letzter Zeit über Mamies Vergangenheit und ihre Flucht aus Paris erfahren haben. Während Elida unsere Worte ins Albanische übersetzt, hört ihre Großmutter zu, wobei sie uns gebannt ansieht und immer wieder nickt. Tränen treten ihr in die Augen, und einmal unterbricht sie Elida laut und sagt ein paar Sätze auf Albanisch.

»Ich soll Ihnen sagen, dass die Geschichte Ihrer Großmutter wie ein Geschenk für sie ist«, sagt Elida. »Und dass sie sich sehr freut, dass Sie zu uns nach Hause gekommen sind. Sie sagt, es ist gut, dass junge Leute wie Sie und Ihre Tochter an das Prinzip der Einigkeit erinnert werden.«

»Einigkeit?«, fragt Annie.

Elida wendet sich zu meiner Tochter um und nickt. »Wir sind Muslime, Annie, aber wir glauben, dass du unsere Schwester bist, obwohl du Christin und jüdischer Herkunft bist. Ich habe einen Christen jüdischer Herkunft geheiratet, weil ich ihn liebe. Die Liebe kann Religionen überschreiten. Hast du das gewusst? In der heutigen Welt gibt es zu viel Verschiedenheit, aber Gott hat uns alle erschaffen, oder?«

Annie nickt und sieht mich an; ich weiß, dass sie sich nicht sicher ist, was sie darauf erwidern soll. »Ja, ich nehm's an«, sagt sie schließlich.

»Deswegen habe ich angefangen, für den Abrahamischen Verband zu arbeiten«, erklärt Elida. »Um einen Beitrag dazu zu leisten, das Verständnis zwischen den Religionen zu fördern. In den Jahren seit dem Zweiten Weltkrieg scheint ein Großteil der Brüderlichkeit, die uns einmal verbunden hat, verschwunden zu sein.«

»Aber was hat das mit uns zu tun?«, frage ich leise.

Elidas Großmutter sagt etwas, und Elida nickt und wendet sich dann wieder zu mir um. »Ihre Bitte um Hilfe wurde an mich weitergeleitet«, sagt sie. »In unserer Kultur heißt das, dass ich jetzt die Verpflichtung habe, Ihnen zu helfen. Es ist ein Ehrenkodex namens *Besa*.«

»*Besa*?«, wiederhole ich.

Elida nickt. »Es ist ein albanisches Konzept, das auf den Koran zurückgeht, und es besagt, dass ich jemanden, der sich in seiner Not an mich wendet, nicht abweisen darf. Aufgrund der *Besa* haben meine Großmutter und ich Sie heute Abend hierher gebeten. Aufgrund der *Besa* haben meine Großmutter und ihre Freunde und Nachbarn unter Einsatz des eigenen Lebens viele Juden gerettet. Und wahrscheinlich wurde auch Ihre Großmutter aufgrund der *Besa* gerettet, auch wenn die Muslime in Paris nicht dieselbe Bezeichnung für dieses Konzept haben wie wir. Und jetzt würde meine Großmutter Ihnen gern ihre Geschichte erzählen.«

Elidas Großmutter lächelt uns schweigend an, während Elida aufsteht, um unsere Suppenschalen abzuräumen. Annie bietet ihre Hilfe an, und einen Augenblick später kommen die beiden mit Tellern mit Fisch und Gemüse wieder.

»Das ist Forelle, in Olivenöl und Knoblauch gebraten«, erklärt Elida, während sie und Annie wieder Platz nehmen. »Das ist ein weit verbreitetes Gericht in Albanien. Dazu gibt es gebackenen Lauch und albanischen Kartoffelsalat. Meine Großmutter und ich wollten Ihnen gern eine Kostprobe aus unserer alten Heimat bieten.«

»Danke«, sagen Annie und ich einstimmig.

»*Ju lutem*«, sagt Elidas Großmutter. »Gern geschehen«, fügt sie auf Englisch hinzu.

Elida lächelt. »Sie kann ein paar Brocken Englisch.« Sie hält kurz inne, während ihre Großmutter noch etwas sagt. »Und jetzt würde sie Ihnen gern von den Juden erzählen, die sie in unserer Heimatstadt Kruja versteckt hat.«

Elidas Großmutter beginnt uns – mithilfe von Elidas Übersetzung – zu erzählen, dass sie jung verheiratet war, als der Krieg ausbrach, und dass ihr Mann ein sehr bekannter und beliebter Mann in ihrer Kleinstadt war, in der jeder jeden kannte.

»1939 besetzten die Italiener unser Land, und im September 1943 kamen dann die Deutschen«, übersetzt Elida, während ihre Großmutter spricht. »Es war von Anfang an klar, dass sie Jagd auf die Juden machten, die unter den Albanern lebten, sagt meine Großmutter. Wissen Sie, Albanien war zu einer Art Zufluchtsort für Juden geworden, die aus Mazedonien und dem Kosovo flohen, aber auch aus so entfernten Ländern wie Deutschland und Polen.« Sie macht eine kurze Pause und nickt dann ihrer Großmutter zu, damit sie in ihrer Muttersprache mit ihrer Geschichte fortfährt.

»1943 kamen mehrere jüdische Familien in unsere kleine Stadt Kruja, um dort Zuflucht zu finden. Mein Großvater war einer der Leute in der Stadt, die anboten, Flüchtlinge bei sich aufzunehmen. Die Familie, die zu ihnen kam, sagt meine Großmutter, waren die Berensteins, aus Regensburg in Deutschland. Sie kann sich noch genau an sie erinnern.«

An dieser Stelle hält Elida einen Augenblick inne, und ihre Großmutter sagt in langsamem, bedächtigem Englisch: »Ezra Berenstein, der Vater. Bracha Berenstein, die Mutter. Zwei Mädchen. Sandra Berenstein. Ayala Berenstein.«

Elida nickt. »Ja. Die Berensteins. Die Mädchen waren noch klein, erst vier und sechs. Die Familie war bei Ausbruch des Krieges geflohen und hatte sich heimlich langsam nach Süden durchgeschlagen.«

Elidas Großmutter ergreift das Wort, und Elida beginnt wieder zu übersetzen. »Meine Großmutter sagt, sie und ihr Mann seien arm gewesen, und die Essensvorräte wegen des Krieges sehr knapp, aber sie hießen die Berensteins bei sich willkommen. Die ganze Stadt wusste davon, aber als die Deutschen kamen, wurden sie von niemandem verraten. Einmal, als die Deutschen zu ihnen nach Hause kamen, versteckten sich Mr und Mrs Berenstein auf dem Speicher, während meine Großmutter und mein Großvater taten, als wären Sandra und Ayala ihre eigenen Kinder, muslimische Kinder. Danach steckten sie die ganze Familie Berenstein in Bauernkleider, und dann half mein Großvater ihnen, in die Berge hinaufzusteigen, zu einem kleineren Dorf. Meine Großmutter folgte ihnen etwas später. Und dort lebten sie dann zusammen mit den Berensteins und halfen, sie zu beschützen, bis die Familie im Jahr 1944 weiter nach Süden zog, in Richtung Griechenland.«

Auf einmal spüre ich, dass ich Tränen in den Augen habe, während ich der Geschichte zuhöre. Als ich einen Blick auf Annie werfe, sehe ich, dass sie ebenso bewegt zu sein scheint wie ich.

»Was ist aus ihnen geworden?«, frage ich. »Den Berensteins? Ist ihnen die Flucht letztendlich gelungen?«

»Meine Großmutter wusste sehr lange nichts darüber«, sagt Elida. »Sie und mein Großvater beteten jeden Tag für die Familie. Nachdem die Deutschen in Albanien Ende 1944 besiegt worden waren, übernahmen die Kommunisten die Herrschaft im Land, und den Albanern war jeder Kontakt zur Außenwelt verboten. 1952 erhielten meine Eltern einen Brief von den Berensteins. Sie hatten überlebt, alle vier, und waren in Israel. Sie bedankten sich bei meinen

Großeltern dafür, was sie getan hatten, für die *Besa*, die sie ihnen zuteilwerden ließen, und Ezra Berenstein schrieb, er hätte einen Eid geschworen, es meinem Großvater und meiner Großmutter zu vergelten, sollten sie je Hilfe benötigen. Meine Großeltern durften nicht antworten, und sie befürchteten, die Berensteins könnten glauben, sie seien gestorben oder, noch schlimmer, würden sich nicht mehr an sie erinnern.«

Elidas Großmutter sagt noch etwas anderes, und Elida lächelt und antwortet ihr auf Albanisch. Dann wendet sie sich wieder an Annie und mich. »Ich habe meiner Großmutter nur eben gesagt, dass ich den Rest der Geschichte kenne und sie Ihnen einfach erzählen kann«, sagt sie. »Ich war fünfundzwanzig, als der Kommunismus in Albanien 1992 zusammenbrach und unser Land sich wieder der Welt öffnete. Aber der Kommunismus hatte uns zugrunde gerichtet, wissen Sie. Wir waren sehr arm. Es gab für uns keine Zukunft in Albanien, aber wir hatten kein Geld, um von dort wegzugehen. Ich lebte mit meiner Großmutter und meinen Eltern zusammen. Mein Großvater war Jahre zuvor gestorben. Eines Tages klopfte es an unserer Tür.«

»War es Ezra Berenstein?«, unterbricht Annie gespannt.

»Nein, aber du bist nah dran«, erwidert Elida lächelnd. »Mr Berenstein war, wie auch seine Frau, ein paar Jahre zuvor gestorben. Aber die beiden Töchter, Sandra und Ayala, hatten ihre Zeit im Haus meiner Großeltern nie vergessen. Sie waren inzwischen in den Fünfzigern, und sie hatten sich dafür eingesetzt, dass meine Großeltern zu Gerechten unter den Völkern erklärt wurden. Das ist ein Titel, der Menschen verliehen wird, die unter Einsatz des eigenen Lebens Juden gerettet haben. Und jetzt standen sie vor unserer Tür, fast fünfzig Jahre nachdem sie das erste Mal nach Albanien gekommen waren, um dort Zuflucht zu finden, und wollten gern vergelten, was meine Großmutter und mein Großvater für sie getan hatten.

Meine Großmutter erklärte ihnen, dass die *Besa* nicht vergolten werden kann«, fährt Elida fort. »Jedenfalls nicht in dieser Welt. Sie sagte ihnen, es sei ihre Pflicht gewesen, ihnen zu helfen, ihre Pflicht gegenüber Gott und ihren Mitmenschen, und sie sei sehr froh, dass sie überlebt hätten und nun ein glückliches Leben führten. Ayala lebte inzwischen in Amerika, und sie hatte einen sehr wohlhabenden Mann geheiratet, einen Arzt namens William. Sie war zum Christentum übergetreten, und sie hatten zwei Söhne, erzählte sie meiner Großmutter. Sie sagte, sie hätte alles meiner Großmutter zu verdanken, denn ohne ihre Hilfe hätten sie und ihre Familie niemals überlebt. Sie sagte zu meiner Großmutter, sie wolle uns helfen, Albanien zu verlassen und nach Amerika zu kommen. Und ein Jahr später, nachdem sie Visa für uns beschafft hatte, tat sie genau das. Meine Eltern entschieden sich, in Albanien zu bleiben, aber meine Großmutter und ich sind hierher gezogen, nach Boston, um ein neues Leben zu beginnen.«

»Sehen Sie Ayala und ihre Familie noch immer?«, fragt Annie.

Elida lächelt. »Jeden Tag. Weißt du, ich habe Ayalas ältesten Sohn, Will, geheiratet. Und jetzt sind unsere Familien für immer vereint.«

»Das ist ja unglaublich«, hauche ich. Ich lächele Elidas Großmutter an, und sie blinzelt ein paarmal und erwidert mein Lächeln. Ich denke darüber nach, wie viele Leben sie verändert hat, indem sie und ihr Mann beschlossen, eine jüdische Familie bei sich zu verstecken, obwohl sie es

selbst mit dem Leben hätten bezahlen können. »Vielen Dank, dass Sie uns Ihre Geschichte erzählt haben.«

»Oh, aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende«, sagt Elida. Sie lächelt, greift in ihre Tasche und zückt ein zusammengefaltetes Blatt Papier, das sie mir reicht.

»Was ist das?«, frage ich, während ich es entfalte.

»Das ist die *Besa*«, sagt sie. »Sie sind auf der Suche nach Jacob Levy, und Ihre Bitte wurde an mich herangetragen. Mein Mann, Will, der Sohn von Ayala, die meine Großmutter vor fast siebzig Jahren gerettet hat, ist Polizist. Ich habe ihn um diesen Gefallen gebeten, und er hat Ihren Jacob Levy gefunden, geboren in Paris, Frankreich, am Weihnachtstag 1924.« Sie deutet mit einem Nicken auf das Blatt Papier in meiner Hand. »Das ist seine Adresse. Zumindest bis vor einem Jahr hat er in New York City gelebt.«

»Augenblick«, unterbricht Annie sie. Sie reißt mir das Blatt Papier aus der Hand und starrt es an. »Sie haben Jacob Levy gefunden? Den Jacob Levy meiner Großmutter?«

Elida lächelt. »Ich glaube schon. Die Informationen über ihn stimmen mit den Angaben überein, die deine Mutter gemacht hat.« Sie wendet sich an mich. »Und jetzt müssen Sie gehen und ihn finden.«

»Wie können wir Ihnen je dafür danken?«, frage ich mit bebender Stimme.

»Das ist nicht nötig«, sagt Elida. »Die *Besa* ist unsere Ehre. Versprechen Sie uns nur, dass Sie nicht vergessen werden, was Sie heute hier erfahren haben.«

»Niemals«, sagt Annie prompt. Mit weit aufgerissenen Augen gibt sie mir das Blatt Papier zurück. »Danke, Mrs White. Wir werden es nie, nie vergessen. Versprochen.«



## ***Zimt-Mandel-Kekse***

### ***Zutaten***

*250 g ungesalzene Butter*

*1½ Tassen brauner Zucker*

*2 große Eier*

*1 TL Mandelextrakt*

*2½ Tassen Mehl*

*1 TL Backpulver*

*1 TL Salz*

*1 Tasse Zimtzucker (¾ Tasse Zucker vermischt mit ¼ Tasse Zimt)*

### ***Zubereitung***

1. In einer großen Schüssel Butter und braunen Zucker mit einem elektrischen Handrührgerät schaumig rühren, bis eine glatte Masse entstanden ist. Eier und Mandelextrakt dazugeben und gründlich verrühren.
2. Mehl, Backpulver und Salz mischen, sieben und portionsweise zu der Buttermasse geben und gründlich verrühren.
3. Den Teig in 5 Teile teilen und zu Rollen formen, jede einzeln in Frischhaltefolie wickeln und ins Gefrierfach legen, bis sie fest sind.
4. Ofen auf 175 Grad vorheizen.
5. Zimtzucker in eine flache Schale schütten. Die Rollen auswickeln und in dem Zucker wälzen, bis sie von allen Seiten großzügig bedeckt sind.
6. Die Rollen in gut 5 mm dicke Scheiben schneiden und auf ein gefettetes Backblech legen. 18–20 Minuten backen.
7. 5 Minuten auf dem Backblech abkühlen lassen, dann zum Abkühlen auf ein Drahtgitter legen.

*Einmal, vor sehr langer Zeit, als Rose vier Jahre alt war, fuhren ihre Eltern mit ihr und ihrer Schwester Hélène nach Aubergenville, nicht weit von Paris, um eine Woche auf dem Land zu verbringen. Ihre Mutter war in jenem Sommer des Jahres 1929 hochschwanger. Ihr Bruder Claude würde nur sechs Wochen später zur Welt kommen. Aber in diesen strahlenden Sommeraugenblicken in der Sonne waren Rose und Hélène, vier und fünf Jahre alt, die einzigen Objekte der Aufmerksamkeit und Zuneigung ihrer Eltern.*

*Hélène war damit beauftragt worden, auf ihre jüngere Schwester aufzupassen, während ihre Eltern auf der Terrasse hinter dem kleinen Haus, das sie für eine Woche von Freunden gemietet hatten, Weißwein schl urften. Sie sahen nicht, wie Hélène Rose um die Ecke des Hauses führte, zu dem kleinen Flüsschen, das dort vorbeipl atscherte.*

*»Lass uns ins Wasser gehen«, sagte Hélène und nahm ihre Schwester bei der Hand. Rose zögerte. Maman und Papa würden böse sein, dachte sie. Aber Hélène beharrte darauf und erinnerte Rose an die Gutenachtgeschichten, die ihre Mutter ihnen abends immer vorlas, von der Entenfamilie, die an den Ufern der Seine lebte. »Die Enten gehen ständig schwimmen, und das ist völlig in Ordnung«, sagte Hélène zu ihr. »Sei kein Baby, Rose.«*

*Und so folgte Rose ihrer Schwester ins Wasser. Aber die stille Oberfläche war trügerisch; darunter verlief eine Strömung, und sobald Rose ins Wasser stieg, spürte sie, wie sie an ihren Zehen zerrte, sie nach unten zog, sie fortriss. Sie konnte nicht schwimmen. Auf einmal war sie unter Wasser, in eine andere Welt gestoßen, wo es keine Luft und fast keine Geräusche gab. Sie versuchte zu schreien, aber das Wasser drang nur in ihre Lungen. Es war dunkel unter der Oberfläche, dunkel und unvertraut. Weit weg, weit über sich, sah sie Licht, aber sie schien es nicht erreichen zu können. Ihre Arme und Beine waren bleischwer und unbeweglich, und in diesen seltsamen, wässerigen Tiefen war es, als ob die Zeit aufgehoben wäre. Bis zu dem Augenblick, als ihr Vater sie an die Oberfläche zog, im letzten Moment herbeigerufen von ihrer schreienden Schwester, war sie sich sicher gewesen, dass sie für immer in dieser schlammigen, stummen Welt verschwinden würde.*

*Genau so fühlte Rose sich jetzt, unter der Oberfläche dieses Komas, in dem sie seit zwei Wochen lag. Ihr war bewusst, dass es eine Oberfläche gab – Stimmen und Geräusche, fern und gedämpft; Licht und Bewegung ganz weit weg. Ihre Arme und Beine fühlten sich bleischwer an, wie an jenem Tag in dem Flüsschen in Aubergenville, und sie wusste, dass ihr Vater längst nicht mehr da war; er würde sie nicht aus dieser entsetzlichen Unterwelt ziehen können. Sie war allein, und sie konnte noch immer nicht schwimmen.*

*An jenem Tag in Aubergenville wollte sie gerettet werden. Sie wollte die Oberfläche finden, ins Leben zurückkehren. Aber jetzt war sie sich nicht sicher, ob sie es wollte. Vielleicht war es an der Zeit loszulassen. Vielleicht war es an der Zeit wegzudriften. Vielleicht hielt die schlammige Tiefe mehr für sie bereit als die helle Oberfläche, die sie kaum noch wahrnahm.*

*Hope war dort oben, das wusste sie. Und Annie. Aber sie würden damit zurechtkommen. Hope war stark, stärker, als sie sich selbst eingestand, und Annie wuchs zu einer guten jungen Frau heran. Sie konnte nicht ewig bei ihnen bleiben, sie nicht ewig beschützen.*

*Vielleicht war ihre Zeit schließlich gekommen. Vielleicht war er hier, irgendwo unter den Tiefen, irgendwo in dieser verschwommenen Welt, die zwischen Leben und Tod zu existieren schien. Sie vermisste es, die Sterne zu sehen, ihre Sterne, und ohne den Himmel, der sie jede Nacht behütete, sie an die Menschen erinnerte, die sie so geliebt hatte, fühlte sie sich kalt und einsam.*

*Rose war sich sicher, dass sie jetzt auch im Sterben lag; sie begann die Geister ihrer Vergangenheit zu hören. Und daher wusste sie, dass ihr Leben sich seinem Ende neigte, denn sie erkannte die Stimme ihres Bruders Alain, erwachsen und tief jetzt. So hatte sie sich immer vorgestellt, dass er klingen würde, wenn er den Krieg überlebt und die Chance gehabt hätte, zu einem Mann heranzuwachsen.*

*»Du warst es, die mich gerettet hat, Rose«, wiederholte die ferne Stimme immer und immer wieder in ihrer Muttersprache. »C'est toi qui m'a sauvé, Rose.«*

*Die Stimme in Roses Kopf schrie: »Ich habe dich nicht gerettet! Ich habe dich sterben lassen! Ich bin ein Feigling!« Aber die Worte kamen ihr nicht über die Lippen, und selbst wenn sie es getan hätten, wusste sie, dass sie in den Tiefen dieser verhüllten Welt verloren wären. Und so lauschte sie, während die Stimme ihres lieben Bruders fortfuhr.*

*»Du hast mich glauben gelehrt«, flüsterte er immer wieder. »Du musst aufhören, dir selbst Vorwürfe zu machen. Du warst es, die mich gerettet hat, Rose.«*

*Sie fragte sich, ob das die Absolution war, die sie ihr Leben lang gesucht hatte, obwohl sie sich sicher war, dass sie sie nicht verdient hatte. Oder war es nur eine weitere Folge der Demenz, die, wie sie wusste, an ihrem Verstand nagte? Sie traute ihren eigenen Augen, ihren eigenen Ohren nicht mehr, denn oft entsprach das, was sie sah und hörte, nicht der Wirklichkeit oder der Erinnerung.*

*Und als er ihr zuzuflüstern begann: »Du musst aufwachen, Rose. Hope und Annie haben vielleicht Jacob Levy gefunden«, da wusste sie, dass sie völlig den Verstand verloren hatte, denn das war einfach unmöglich. Jacob war nicht mehr da. Schon lange nicht mehr. Hope würde ihn niemals kennenlernen. Rose würde ihn niemals wiedersehen.*

*Wenn es möglich wäre, in diesem tiefen, trüben Meer Tränen zu vergießen, dann hätte Rose geweint.*

Auf dem Nachhauseweg von Elida und ihrer Großmutter sehe ich, wie Annies Augen im Dunkeln glänzen, wie sich funkelndes Licht in ihnen spiegelt.

»Du musst morgen nach New York fahren, Mom«, sagt sie. »Du musst ihn finden.«

Ich nicke. Die Bäckerei ist montags sowieso geschlossen, und ich weiß, dass ich keinen Augenblick länger warten könnte, selbst wenn sie es nicht wäre. »Wir werden morgen früh losfahren«, sage ich zu Annie. »Gleich nach dem Aufstehen.«

Annie dreht sich zu mir um. »Ich kann nicht mitkommen.« Sie schüttelt kläglich den Kopf. »Ich habe morgen meinen großen Test in Sozialkunde.«

Ich räuspere mich. »Das ist sehr verantwortungsbewusst von dir.« Ich halte kurz inne. »Hast du dafür denn gelernt?«

»Mom!«, sagt Annie. »Na logisch!«

»Gut«, sage ich. »Okay. Dann fahren wir eben am Dienstag nach New York. Kannst du die Schule am Dienstag ausfallen lassen?«

Annie schüttelt den Kopf. »Nein, du musst morgen fahren, Mom.«

Ich werfe einen kurzen Blick auf sie und konzentriere mich dann wieder auf die Straße. »Schatz, es macht mir nichts aus, auf dich zu warten.«

»Nein«, erwidert sie prompt. »Du musst ihn so schnell wie möglich finden. Was, wenn unsere Zeit abläuft und wir es gar nicht wissen?«

»Mamie ist jetzt stabil«, sage ich zu Annie. »Sie wird schon noch durchhalten.«

»Ich bitte dich, Mom«, sagt Annie einen Augenblick später leise. »Das glaubst du doch selbst nicht. Du weißt, dass sie jeden Moment sterben könnte. Deswegen musst du Jacob Levy so schnell wie möglich finden, wenn er irgendwo dort draußen ist.«

»Aber Annie ...«, beginne ich.

»Nein, Mom«, sagt sie entschieden, als wäre sie der Elternteil und ich das Kind. »Fahr morgen nach New York. Und bring Jacob Levy mit zurück. Enttäusch Mamie nicht.«

Nachdem wir auf dem Nachhauseweg beim Krankenhaus vorbeigeschaut haben, ein bisschen bei Mamie geblieben sind und ich Annie zu Hause ins Bett verfrachtet habe, sitze ich mit Alain in der Küche, schlürfe koffeinfreien Kaffee und erzähle ihm, was wir von Elida und ihrer Großmutter erfahren haben.

»Besa«, sagt er leise. »Was für ein wunderschönes Konzept. Die Verpflichtung, unseren Mitmenschen zu helfen.« Er rührt langsam seinen Kaffee um und nimmt einen Schluck. »Das heißt, du fährst morgen nach New York? Allein?«

Ich nicke. Dann komme ich mir idiotisch vor, und ich füge rasch hinzu: »Ich habe mir überlegt, Gavin zu fragen, ob er vielleicht mitkommen will. Nur weil er uns am Anfang dieser Suche so viel geholfen hat, weißt du?«

Alain lächelt. »Das ist eine kluge Idee.« Er schweigt kurz und fügt dann hinzu: »Weißt du, es ist nichts Falsches dabei, dich in Gavin zu verlieben, Hope.«

Ich bin so verblüfft von seiner Unverblümtheit, dass ich mich an meinem Kaffee verschlucke. »Ich bin doch nicht in Gavin verliebt«, protestiere ich hüstelnd.

»Aber natürlich bist du das«, sagt Alain. »Und er in dich.«

Ich lache darüber, aber meine Wangen sind erhitzt und meine Handflächen auf einmal verschwitzt. »Das ist doch verrückt!«

»Was soll daran denn verrückt sein?«, fragt Alain.

Ich schüttele den Kopf. »Na ja, erstens einmal haben wir gar nichts gemeinsam.«

Alain lacht. »Ihr habt vieles gemeinsam. Ich sehe doch, wie ihr zwei miteinander redet. Wie er dich zum Lachen bringt. Wie ihr über alles reden könnt.«

»Das ist nur, weil er ein netter Typ ist«, murmele ich.

Alain legt seine Hände auf meine. »Er sorgt sich darum, wie es dir geht. Und ob du es zugibst oder nicht, du sorgst dich darum, wie es ihm geht.«

»Das sind trotzdem keine Dinge, die wir gemeinsam haben«, entgegne ich stur.

»Er sorgt sich um Annie«, ergänzt Alain leise. »Sag mir nicht, dass ihr das nicht gemeinsam habt.«

Ich schweige einen Augenblick, bevor ich nicke. »Ja«, räume ich ein. »Er sorgt sich wirklich um Annie.«

»So etwas kommt nicht jeden Tag daher«, sagt Alain. »Überleg doch mal, wie er ihr geholfen hat, als wir in Paris waren und Rose ins Krankenhaus gebracht wurde. Er war für sie da. Und er war für dich da.«

Ich nicke wieder. »Ich weiß. Er ist ein guter Kerl.«

»Er ist mehr als das«, sagt Alain. »Sag mir, warum glaubst du nicht an diese Sache?«

Ich zucke mit den Schultern und senke den Blick. »Erstens einmal ist er sieben Jahre jünger als ich«, murmele ich.

Alain lacht. »Deine Großmutter hat einen Christen geheiratet, obwohl sie Jüdin ist. Und du kommst eben von einer Frau, die glücklich verheiratet mit einem christlichen Juden ist, obwohl sie selbst Muslimin ist. Wenn etwas so Wichtiges wie religiöse Unterschiede überwunden werden kann, meinst du wirklich, dass dann sieben Jahre etwas ausmachen?«

Ich zucke wieder mit den Schultern. »Na schön. Aber ich habe auch noch ein Kind.«

Alain sieht mich an. »Natürlich. Aber ich verstehe nicht, warum das eine Ausrede für dich sein sollte.«

»Na ja, er ist erst neunundzwanzig. Ich kann ihn schlecht bitten, Verantwortung für eine Jugendliche zu übernehmen.«

»Mir scheint, du hast ihn gar nicht darum gebeten«, sagt Alain, »und trotzdem ist er hier und tut es. Liegt diese Entscheidung nicht bei ihm?«

Ich lasse den Kopf hängen. »Aber bei meiner Mutter kamen die Männer immer an erster Stelle, weißt du? Ich hatte immer das Gefühl, ihr nicht so wichtig zu sein wie sie. Ihr Leben drehte sich immer nur um den Typen, mit dem sie gerade zusammen war. Und ich habe mir geschworen, meinem Kind nie, aber auch nie dieses Gefühl zu geben.«

»Du bist nicht deine Mutter«, sagt Alain nach einer kurzen Pause.

»Aber was, wenn ich so werde wie sie?«, frage ich leise. »Was, wenn ich jetzt, wo ich geschieden bin, genau das tue? Das darf ich nicht zulassen. Annie muss an erster Stelle kommen, egal was.«

»Jemand anderen in dein Leben zu lassen heißt ja nicht, Annie auszuschließen«, meint Alain vorsichtig.

Ich spüre Tränen über meine Wangen rinnen, und ich wundere mich, dass ich offenbar zu weinen begonnen habe. »Aber was, wenn er mich verletzt?«, platze ich heraus. »Was, wenn ich ihn in mein Leben lasse und er mir das Herz bricht? Was, wenn er Annie verletzt? Sie hat schon mit ihrem Dad so viel durchgemacht; ich glaube, ich könnte es nicht ertragen, wenn ich sie auch noch verletzte.«

Alain tätschelt meine Hand. »Das stimmt, das ist ein Risiko, das du eingehen würdest«, sagt er. »Doch im Leben geht es darum, Risiken einzugehen. Wie kann man denn sonst leben?«

»Aber jetzt bin ich halbwegs glücklich«, sage ich zu ihm. »Vielleicht reicht das ja. Woher willst du wissen, dass Gavin das alles nicht verändern würde?«

»Ich weiß es nicht«, sagt Alain. »Trotzdem gibt es nur eine Möglichkeit, es herauszufinden.« Er steht auf und holt mein Handy vom Küchentresen, wo es zum Aufladen liegt. »Ruf ihn an. Bitte ihn, dich morgen zu begleiten. Du musst ja jetzt keine Entscheidungen treffen. Aber öffne die Tür, Hope. Öffne die Tür, um ihn hereinzulassen.«

Ich nehme ihm das Telefon ab und hole einmal tief Luft. »Okay.«

Annie wacht mit mir zusammen um drei Uhr morgens auf, und während ich am Küchentisch Kaffee schlürfe und die Zeitung von gestern lese, isst sie Rice Krispies und trinkt ein Glas Orangensaft.

»Mr Keyes hat also Ja gesagt?«, fragt sie, nachdem sie mich eine Weile angestarrt hat. »Er fährt mit dir hin?«

»Ja.« Ich räuspere mich. »Er kommt um vier her.«

»Gut«, sagt sie. »Mr Keyes ist richtig nett. Findest du nicht?«

Ich nicke und sehe auf meinen Kaffee. »Doch, das ist er«, sage ich vorsichtig.

»Er kann Sachen gut in Ordnung bringen.«

Ich sehe sie komisch an. »Na ja, klar. Er ist schließlich Handwerker.«

Sie lacht. »Nein, ich meine, er bringt, na ja, andere Leute und so in Ordnung. Als würde er anderen Leuten gern helfen.«

Ich lächele. »Ja, ich nehm's an.«

Annie schweigt einen Moment. »Das heißt, also, du weißt schon, dass er dich mag, oder? Das sieht man doch, so, wie er dich anschaut.«

Ich spüre, wie mir die Röte am Hals hochsteigt. Ich bin nicht bereit, über diese Sache mit Annie zu diskutieren. »Du meinst, so, wie dein Dad Sunshine ansieht?«, versuche ich es mit einem lahmen Witz.

Annie verzieht das Gesicht. »Nein, nicht so.«

Ich lache. Ich will eben noch etwas sagen, um zu protestieren, aber Annie kommt mir zuvor.

»Dad sieht Sunshine an, als hätte er Angst.«

»Angst?«

Sie denkt einen Augenblick nach. »Angst davor, allein zu sein«, sagt sie. »Aber Gavin sieht dich anders an.«

»Was meinst du damit?«, frage ich leise. Mir wird bewusst, dass ich ihre Antwort wirklich hören will.

Sie sieht wieder auf ihre Krispies. »Ich weiß nicht. Als ob er einfach in deiner Nähe sein will. Als ob er dich toll findet. Als ob er irgendetwas tun will, um dir das Leben schön zu machen.«

Ich schweige eine Minute. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. »Macht dir das etwas aus?«, frage ich schließlich.

Annie blickt verblüfft. »Nein. Wieso denn?«

Ich zucke die Schultern. »Ich weiß nicht. Es war bestimmt nicht leicht für dich, mit anzusehen, wie dein Dad so schnell eine neue Beziehung angefangen hat. Ich nehme an, ich will nur, dass du weißt, dass ich nicht irgendwohin gehen werde. Du kommst für mich an erster Stelle. Jetzt und für immer.«

Ich sehe sie genau an, während ich das sage. Sie soll wissen, dass ich es wirklich ernst meine.

Sie blickt verlegen. »Ich weiß«, sagt sie. »Aber das heißt ja nicht, dass du, na ja, mit Mr Keyes nicht ein Date haben kannst.«

Ich lache. »Schatz, er hat mich nicht um ein Date gebeten.«

»Noch nicht«, sagt sie. Sie schweigt einen Augenblick. »Im Ernst, wahrscheinlich hat er es nicht getan, weil du so tust, als würdest du ihn nicht mögen. Aber du kannst ja nicht ewig allein bleiben.«

Meine Gedanken von gestern Abend schießen mir wieder durch den Kopf. »Ich bin nicht allein«, sage ich leise. »Ich habe dich. Und Mamie. Und jetzt Alain.«

»Mom, ich werde nicht ewig hier sein«, sagt sie ernst. »Ich werde aufs College und so gehen in, na ja, in ein paar Jahren. Alain wird vermutlich zurück nach Paris fliegen, oder? Und Mamie wird irgendwann sterben.«

Ich hole einmal scharf Luft. Ich hatte nicht gewusst, wie ich das Thema Annie gegenüber anschnitten sollte. »Ja, das wird sie. Aber ich hoffe, wir werden erst noch ein bisschen Zeit mit ihr haben.« Ich halte kurz inne. »Kommst du damit klar? Mit der Vorstellung, dass wir sie vermutlich bald verlieren werden?«

Sie zuckt mit den Schultern. »Ich werde sie nur sehr vermissen, weißt du?«

»Ich auch.«

Wir schweigen lange Zeit. Ich habe Mitleid mit meiner Tochter, die schon jetzt zu viel Verlust erfahren musste.

»Ich will nicht, dass du allein bist, Mom«, sagt Annie nach einer Weile. »Niemand sollte allein sein.«

Ich nicke, während ich Tränen wegblinzele, mit denen ich nicht gerechnet habe.

»Sieh einfach zu, dass du Jacob findest, okay?«, sagt sie leise. »Du musst ihn finden.«

»Ich weiß. Ich will ihn ja auch finden. Ich werde mein Bestes tun, versprochen.«

Annie nickt ernst und steht auf, um ihre übrig gebliebene Milch in die Spüle zu kippen und ihre Schale und ihr Saftglas in die Spülmaschine zu stellen. »Ich gehe wieder ins Bett. Ich bin nur aufgestanden, um dir viel Glück zu wünschen«, sagt sie. An der Küchentür bleibt sie noch einmal stehen. »Mom?«

»Ja, Schatz?«

»Die Art, wie Mr Keyes dich ansieht ...« Ihre Stimme verliert sich, und sie sieht zu Boden. »Ich denke, das ist vielleicht so, wie Jacob Levy früher Mamie angesehen hat.«

Als Gavin mich um vier mit seinem Jeep Wrangler abholt, hat er einen Becher Kaffee von der Tankstelle für mich dabei.

»Ich weiß, du bist es gewohnt, vor Sonnenaufgang aufzustehen«, sagt er, während er darauf wartet, dass ich mich anschnalle. Er reicht mir den Becher mit Kaffee und sagt: »Aber ich musste für einen Kaffee anhalten, denn in meiner Welt würde ich jetzt noch schlafen.«

»Tut mir leid«, murmele ich.

Er lacht. »Sei nicht albern. Ich freue mich, hier zu sein. Aber das Koffein hilft.«

»Du musst nicht fahren, weißt du«, sage ich. »Wir könnten meinen Wagen nehmen.«

»Nö«, sagt er. »Dieses Baby ist schon aufgetankt und startbereit. Ich fahre.« Er schweigt kurz und fügt dann hinzu: »Es sei denn, du willst unbedingt. Ich dachte nur, es ist leichter so. Dann kannst du mich dirigieren.«

»Wenn du sicher bist, dass es dir nichts ausmacht.«

Die erste halbe Stunde fahren wir schweigend, machen nur Smalltalk über die Route, die wir nach New York nehmen werden, und die Möglichkeit, dass wir kurz vor Manhattan in dichten Verkehr kommen könnten. Gavin gähnt und stellt das Radio lauter, als Bon Jovis »Livin' on a Prayer« kommt.

»Ich liebe diesen Song«, sagt er. Beim Refrain singt er so begeistert mit, dass ich kichern muss.

»Ich hätte nicht gedacht, dass du dieses Lied kennst«, sage ich, als es zu Ende ist.

Er wirft mir einen Blick zu. »Wer kennt ›Livin' on a Prayer‹ denn nicht?«

Ich spüre, wie ich rot werde. »Ich meine nur, du scheinst mir zu jung, um ihn zu kennen.«

»Ich bin neunundzwanzig«, sagt Gavin. »Und das heißt, dass ich genauso lebendig war wie du, als dieser Song herausgekommen ist.«

»Da warst du was, drei?«, frage ich. Ich war 1986 fast elf. Welten entfernt.

»Ich war vier«, sagt Gavin. Er wirft mir einen Blick zu. »Warum benimmst du dich so seltsam?«

Ich sehe auf meinen Schoß. »Es ist nur, du bist so jung. Viel jünger als sechsunddreißig.«

Er zuckt mit den Schultern. »Na und?«



»Findest du denn nicht, dass ich irgendwie alt bin?«, frage ich. Ich widerstehe dem Drang, *für dich* hinzuzufügen.

»Ja, du müsstest eigentlich demnächst deinen Rentnerausweis mit der Post bekommen.« Gavin bemerkt, dass ich nicht lache. »Hör zu, Hope, ich weiß, wie alt du bist. Was spielt das denn für eine Rolle?«

»Hast du nicht das Gefühl, dass wir aus zwei verschiedenen Welten sind?«

Er zögert. »Hope, du kannst nicht dein Leben lang nach allen Regeln leben und immer nur das tun, was andere Leute von dir erwarten, ohne an dich selbst zu denken, okay? Dann wachst du nämlich eines Tages mit achtzig oder so auf und begreifst, dass das Leben an dir vorbeigegangen ist.«

Ich frage mich, ob Mamie sich vielleicht so fühlt. Hatte sie bloß getan, was von ihr erwartet wurde? Hatte sie nur geheiratet und ein Kind bekommen, weil das damals der vorgeschriebene Weg für Frauen war? Hat sie es bereut?

»Aber woher willst du das wissen?«, frage ich, während ich versuche, mein hämmerndes Herz zu beruhigen. »Ich meine, woher soll man wissen, nach welchen Regeln man leben soll und nach welchen nicht?«

Gavin sieht mich von der Seite an. »Ich glaube, es sollte eigentlich gar keine Regeln geben. Ich glaube, man sollte von selbst darauf kommen, was richtig ist, aus seinen Erfahrungen lernen und versuchen, seine Fehler zu korrigieren, während man sein Leben lebt. Meinst du nicht?«

»Ich weiß nicht«, sage ich leise. Vielleicht hat er recht. Aber wenn ja, dann hieße das, dass ich mein Leben all die Jahre falsch gelebt habe. Ich habe an jeder Wegkreuzung versucht, mich an die Regeln zu halten. Ich habe Rob geheiratet, weil ich von ihm schwanger war. Ich bin zurück nach Hause ans Cape gezogen, weil meine Mutter mich brauchte. Ich habe die Bäckerei übernommen, weil sie unser Familienunternehmen ist und ich sie nicht sterben lassen konnte. Ich habe meine eigenen Träume von einer Karriere als Anwältin begraben, weil ich sie nicht länger mit dem vereinbaren konnte, was von mir erwartet wurde.

Und jetzt begreife ich allmählich, dass ich, indem ich mich immer für den sicheren Weg entschieden habe, den, der von mir erwartet wurde, vielleicht mehr aufgegeben habe, als mir je bewusst war. Hatte ich dabei auch die Person, die ich hätte werden können, hinter mir gelassen? Hatte ich irgendwo auf diesem Weg, alles richtig zu machen, mein eigentliches Selbst verloren? Ich frage mich, ob mir noch Zeit bleibt, mir über alles klar zu werden und anzufangen, nach meinen eigenen Regeln zu leben. Kann ich das Leben noch retten, das ich eigentlich haben sollte?

»Vielleicht ist es noch nicht zu spät«, murmele ich laut.

Gavin sieht mich an. »Es ist nie zu spät«, sagt er nur.

Wir fahren schweigend über die gewölbte Sagamore-Brücke, die den Cape-Cod-Kanal überspannt. Bis zum Sonnenaufgang sind es noch immer ein paar Stunden, und ich habe das Gefühl, als wären wir ganz allein auf der Welt, während wir im Dunkeln aufs Festland hinüberfahren. Nicht ein anderer Wagen ist auf der Straße unterwegs. Auf der tiefschwarzen Wasseroberfläche unter uns spiegeln sich die Lichter von der Brücke und den Häusern an der

Küste, scheinen zum Himmel hoch und zeigen zu den Sternen. Mamies Sternen. Ich weiß nicht, ob ich je den Nachthimmel betrachten können werde, ohne an meine Großmutter und all die Abende zu denken, die sie damit verbracht hat, auf das Aufgehen der Sterne zu warten.

Erst als wir auf der I-95 in Richtung Providence fahren, ergreift Gavin wieder das Wort.

»Was ist denn los mit der Bäckerei?«, fragt er.

Ich sehe ihn scharf an. »Was meinst du damit?«

Er sieht mich von der Seite an und dann wieder auf die Straße. »Annie hat mir gesagt, sie glaubt, dass irgendetwas nicht stimmt. Sie hat dich mit Matt Hines reden hören.«

Meine Stimmung sinkt. Mir ist nicht klar gewesen, dass Annie von meinen Problemen weiß. Ich habe nicht gewollt, dass sie davon weiß. »Ach nichts«, sage ich ausweichend.

Gavin nickt und sieht stur geradeaus. »Ich will mich ja nicht einmischen«, sagt er. »Ich weiß, dass du deine Sachen gern für dich behältst. Ich will nur sagen, ich bin hier, wenn du über irgendetwas reden willst. Ich weiß, wie viel dir die Bäckerei bedeutet.«

Ich starre aus dem Fenster, als wir durch Fall River kommen, das im morgendlichen Nebel wie eine industrielle Geisterstadt aussieht.

»Ich stehe kurz davor, sie zu verlieren«, sage ich nach einer Weile zu Gavin. »Die Bäckerei. Deswegen kommt Matt ständig vorbei. Es bestand die Möglichkeit, dass ein paar Investoren sie retten könnten, aber ich denke, das habe ich vermasselt, indem ich nach Paris geflogen bin.«

»Hat Matt das gesagt?«

Ich nicke und sehe wieder aus dem Fenster.

»Das ist doch lächerlich«, sagt Gavin. »Kein ernst zu nehmender Investor würde sich eine viel versprechende Geschäftsgelegenheit entgehen lassen, nur weil jemand wegen eines familiären Notfalls für ein paar Tage verreisen muss. Wenn Matt das zu dir gesagt hat, dann ist er ein Idiot. Oder er versucht, dir ein schlechtes Gewissen zu machen.«

»Warum sollte er das tun?«

Gavin sieht mich an. »Vielleicht ist er gar nicht so ein toller Typ.«

»Vielleicht nicht«, murmele ich. Offenbar fallen alle Männer, die ich im Laufe der Jahre in mein Leben gelassen habe, unter diese Kategorie.

»Und wie fühlst du dich bei der Aussicht, die Bäckerei vielleicht zu verlieren?«, fragt Gavin nach einer Weile.

Ich denke darüber nach. »Als wäre ich gescheitert«, antworte ich.

»Hope, wenn du die Bäckerei verlierst, dann nicht, weil du gescheitert bist«, sagt Gavin. »Du arbeitest härter als jeder andere, den ich kenne. Das ist kein Scheitern. Das ist einfach die Wirtschaft. Darauf hast du keinen Einfluss.«

Ich schüttele den Kopf. »Die Bäckerei ist seit sechzig Jahren im Besitz meiner Familie. Meine Mutter und meine Großmutter haben sie erfolgreich durch viele Höhen und Tiefen gesteuert. Und kaum geht sie auf mich über, setze ich sie in den Sand.«

»Du hast gar nichts in den Sand gesetzt«, sagt Gavin.

Ich sehe kopfschüttelnd auf meinen Schoß. »Ich setze alles in den Sand.«

»Das ist doch Quatsch, und das weißt du.« Gavin räuspert sich. »Ist es denn das, was du schon immer tun wolltest? Eure Familienbäckerei führen?«

Ich lache auf. »Nein. Ganz und gar nicht. Ich wollte Anwältin werden. Ich war mitten in meinem Jurastudium in Boston, als ich mit Annie schwanger wurde. Daher habe ich das Studium abgebrochen, Rob geheiratet und bin schließlich zurück ans Cape gezogen.«

»Warum hast du das Jurastudium abgebrochen?«

Ich zucke die Schultern. »Das schien mir damals das Richtige zu sein.«

Gavin nickt und scheint eine Minute darüber nachzudenken. »Würdest du denn wieder damit anfangen?«, fragt er. »Willst du immer noch Anwältin werden?«

Ich denke darüber nach. »Ich komme mir wie eine völlige Versagerin vor, weil ich mein Studium abgebrochen habe«, sage ich schließlich. »Aber zugleich habe ich dieses seltsame Gefühl, dass ich vielleicht gar nicht Anwältin werden sollte. Vielleicht sollte ich die Bäckerei führen. Jetzt kann ich mir ein Leben ohne sie gar nicht mehr vorstellen, weißt du? Vor allem jetzt, da ich weiß, was sie für meine Familie bedeutet. Jetzt, da ich weiß, dass sie im Grunde alles ist, was meine Großmutter aus ihrer Vergangenheit mitgebracht hat.«

»Weißt du, ich glaube nicht, dass du die Bäckerei verlieren wirst«, sagt Gavin einen Augenblick später.

»Warum sagst du das?«, frage ich.

»Weil ich glaube, dass sich im Leben immer dann etwas ergibt, wenn man es am dringendsten braucht.«

Ich sehe ihn an. »Das ist alles? Das Leben läuft letztendlich so, wie es soll?«

Gavin lacht. »Okay, na gut, ich klinge wie eine Hallmark-Grußkarte.«

Ich schweige einen Augenblick. »Annie denkt, du bist so eine Art Problemlöser für andere Leute«, sage ich leise.

Er lacht wieder. »Ach ja?«

Ich sehe ihn von der Seite an. »Weißt du, du musst nicht meine Probleme lösen. Oder mich retten. Oder was auch immer.«

Er sieht mich kopfschüttelnd an. »Ich glaube, dafür brauchst du mich auch gar nicht, Hope«, sagt er. »Ich glaube, du unterschätzt deine Fähigkeit, dich selbst zu retten.«

Seine Worte berühren mich tief, und ich starre aus dem Fenster, damit er meine plötzlichen, unerwarteten Tränen nicht sehen kann. Vielleicht ist es genau das, was ich die ganze Zeit gebraucht habe. Nicht Matts Geld oder seine Investoren. Nicht jemanden, der mich rettet. Nur jemanden, der glaubt, dass ich es allein schaffen kann.

»Danke«, flüstere ich so leise, dass ich mir nicht sicher bin, ob Gavin mich überhaupt hört.

Aber das tut er. Ich spüre seine Hand auf meiner Schulter, und als ich mich zu ihm umwende, drückt er sie einmal leicht und legt die Hand dann wieder aufs Lenkrad. Meine Haut kribbelt an der Stelle, an der er sie berührt hat.

»Es wird alles gut werden, weißt du«, sagt er.

»Ich weiß«, sage ich. Und zum ersten Mal glaube ich es wirklich.

Wir halten bei einer Ausfahrt der I-95 in Connecticut, um zu tanken, uns ein Frühstück zu holen und auf die Toilette zu gehen. Als ich aus dem McDonald's komme, zwei Becher Kaffee und zwei Orangensäfte auf einem Tablett und eine Tüte mit einer Auswahl McMuffins balancierend, bemerke ich auf der anderen Straßenseite im trüben Morgenlicht ein Schild. In großen Druckbuchstaben wird darauf ein Bibelkurs mit dem Titel »Dem Stammbaum des Alten Testaments auf der Spur« angeboten. Ich will den Blick schon abwenden, als mir ein vertrauter Name ins Auge springt, und auf einmal geht mir ein Licht auf. Mir bleibt der Mund offen stehen.

»Was starrst du denn da an?«, fragt Gavin. Er schraubt den Tankdeckel wieder zu und kommt zu mir herüber. Er nimmt mir die McDonald's-Getränke und die Tüte ab und stellt sie auf dem Autodach ab. »Du siehst ja aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

»Dem Stammbaum des Alten Testaments auf der Spur«, liest er laut. »Von Abraham über Jakob zu Joseph und darüber hinaus.« Er schweigt kurz. »Okay. Und weiter?«

»Joseph war in der Bibel doch der Sohn Jakobs, oder?«, frage ich.

Gavin nickt. »Ja. In der Thora übrigens auch. Und im Koran, glaube ich. Ich glaube, das ganze Zeug, das im Alten Testament auf Abraham zurückgeht, ist allen drei Religionen gemeinsam.«

»Die drei abrahamischen Religionen«, murmele ich. Auf einmal muss ich an Elidas Worte denken. »Islam, Judentum und Christentum.«

»Richtig«, sagt Gavin. Er sieht noch einmal auf das Schild und dann zu mir herunter. »Was ist denn, Hope? Warum blickst du auf einmal so entgeistert?«

»Der Name meiner Mom war Josephine«, sage ich leise. »Kann das nur ein Zufall sein? Dass sie nach dem Sohn Jakobs benannt ist?«

Allmählich dämmt es Gavin. »In den Geschichten war Joseph derjenige, der das Vermächtnis seiner Eltern fortführen sollte. Aus diesem Grund musste er beschützt werden.« Er hält einen Moment inne. »Willst du damit sagen, du glaubst, deine Mom könnte doch Jacobs Tochter gewesen sein?«

Ich schlucke schwer, während ich auf das Schild starre. Dann schüttele ich den Kopf. »Weißt du was? Nein, das ist doch verrückt. Es ist nur ein Name. Außerdem passt es schon von den Jahren her nicht. Meine Mom wurde 1944 geboren, lange nachdem meine Großmutter Jacob Levy das letzte Mal gesehen hatte. Es kann nicht sein.«

Ich sehe zu Gavin hoch. Ich komme mir albern vor, und ich wundere mich zu sehen, dass er völlig ernst blickt. »Aber was, wenn du recht hast?«, fragt er. »Was, wenn deine Mutter in Wirklichkeit ein Jahr früher geboren wurde? Was, wenn deine Großmutter und dein Großvater jemanden bestochen haben, ihre Geburtsurkunde zu fälschen? Das wäre damals bestimmt nichts Ungewöhnliches gewesen. Es herrschte Krieg. Irgendein kleiner Beamter hätte die Dokumente

leicht abändern und die Originale vernichten können. Das war nicht schwer, bevor alles auf Computer umgestellt wurde.«

»Aber warum hätten meine Großeltern das tun sollen?«

»Damit es so aussieht, als wäre dein Großvater der Vater«, sagt Gavin. Er spricht jetzt leise, mit glänzenden Augen. »Damit deine Mom nie auf die Idee kommen würde, es anzuzweifeln. Damit deine Großmutter niemals irgendjemandem das mit Jacob würde erklären müssen. Du hast gesagt, dass sie erst ans Cape gezogen sind, als deine Mutter fünf war. Aber in dem Alter wäre es fast unmöglich zu sagen, ob die beiden um ein Jahr geschummelt hatten, vor allem wenn sie behaupteten, sie sei einfach groß für ihr Alter. Was, wenn sie in Wirklichkeit sechs war?«

Auf einmal bekomme ich kaum noch Luft. »Das kann nicht sein«, flüstere ich. »Meine Mom sah sogar aus wie mein Opa. Glatte braune Haare, braune Augen. Dieselben Gesichtszüge.«

»Braune Haare und braune Augen sind nichts Ungewöhnliches«, betont Gavin. »Und wir wissen ja gar nicht, wie Jacob ausgesehen hat, oder?«

»Ich nehm's an«, murmele ich.

»Du musst zugeben, wenn deine Mom Jacobs Tochter wäre, dann würde das eine ganze Menge erklären. Zum Beispiel, was aus dem Baby geworden ist. Und warum deine Großmutter so bald eine neue Beziehung eingegangen ist, nachdem sie Jacob verloren hatte.«

»Aber warum *ist* sie denn so bald eine neue Beziehung eingegangen?«, frage ich. Den Teil verstehe ich einfach nicht.

»Sie muss gedacht haben, dass Jacob bereits tot sei. Vielleicht war dein Großvater ein liebenswerter Mann, der ihr die Chance zum Überleben bot, und die Chance, ihrer Tochter ein echtes Leben zu ermöglichen. Und vielleicht hat sie diese Chance ergriffen, da sie es für das Richtige hielt.«

»Du meinst, sie hat meinen Großvater nie wirklich geliebt?«, frage ich. Bei dem Gedanken geht mir ein Stich durchs Herz. »Dass er nur ein Mittel zum Zweck war?«

»Nein, ich bin mir sicher, sie hat ihn geliebt«, sagt Gavin. »Vielleicht auf eine andere Weise als Jacob. Aber er hat ihr und deiner Mom ein gutes Leben geboten.«

»Die Art Leben, die sich Jacob für die beiden gewünscht hätte«, sage ich.

Gavin nickt. »Ja.«

»Aber wenn das stimmt, was hat mein Opa dann dabei bekommen?«, frage ich, auf einmal überwältigt von Traurigkeit. »Eine Ehefrau, die ihn nie wirklich so liebte, wie er es verdiente?«

»Vielleicht hat er die ganze Zeit gewusst, dass es so sein würde«, sagt Gavin, »und sie genug geliebt, dass es keine Rolle spielte. Vielleicht hat er gehofft, sie würde schon noch zu sich kommen. Vielleicht war es ihm aber auch genug, sie einfach bei sich zu haben, zu wissen, dass er sie beschützte, und ihrem Kind ein Vater zu sein.«

Ich wende den Blick ab. Ich wünschte, ich könnte meinen Großvater fragen, was er dabei empfand, wie er das alles für sich begründete, falls Gavin recht hat. Aber er ist schon lange tot. Ich frage mich, ob die Antworten und die Geheimnisse, die die beiden gehütet haben, für immer begraben bleiben werden. Ich weiß, dass sie es bleiben werden, wenn Mamie nicht mehr

aufwacht. Und selbst wenn sie wieder aufwacht, gibt es keine Garantie, dass sie sich an irgendetwas erinnert.

»Meinst du, meine Mom hat es je erfahren?«, frage ich. »Falls es stimmt«, füge ich rasch hinzu.

»Ich würde fast wetten, dass sie es nicht erfahren hat«, sagt Gavin leise. »Es klingt, als ob deine Großmutter das alles vielleicht einfach für immer hinter sich lassen wollte.«

Als wir wieder in den Wagen steigen, wird mir bewusst, dass ich weine. Ich bin mir nicht sicher, wann ich damit angefangen habe, aber das Loch in meinem Herzen scheint einfach immer größer zu werden. Bis vor Kurzem war meine Großmutter für mich nur eine etwas traurige Frau gewesen, die zufällig aus Frankreich stammte und eine Bäckerei führte. Jetzt, während ich eine Schicht nach der anderen von der Person abtrage, die sie wirklich war, wird mir bewusst, dass ihr Schmerz viel tiefer gegangen sein muss, als ich je begriffen habe. Und sie hat ihr Leben lang einen falschen Schein gewahrt, hat sich in Geheimnisse und Lügen gehüllt.

Jetzt will ich mehr als je zuvor, dass sie wieder aufwacht, damit ich ihr sagen kann, dass sie nicht allein ist, dass ich sie verstehe. Ich will die Geschichte aus ihrem eigenen Mund hören, denn bis jetzt ist so vieles davon Spekulation. Mir wird bewusst, dass ich nicht mehr weiß, woher ich komme. Nicht ein bisschen. Die Familie meines Vaters habe ich nie kennengelernt – ich weiß nicht einmal, wer mein Vater ist –, und jetzt stellt sich auch noch heraus, dass alles, was ich je über die Familie meiner Mutter wusste, eine Lüge war.

»Geht es dir gut?«, fragt Gavin leise. Er hat den Wagen noch nicht angelassen; er sitzt nur neben mir und sieht mich weinen.

»Ich weiß nicht mehr, wer ich bin«, sage ich nach einer Pause.

Er nickt, scheint es zu verstehen. »Aber ich weiß es«, sagt er schlicht. »Du bist Hope. Das ist das Einzige, was wirklich zählt.« Und trotz der lästigen Mittelkonsole zwischen uns im Wagen ist es die natürlichste und tröstlichste Sache der Welt, als er mich in seine Arme zieht und fest an sich drückt.

Schließlich lässt er mich los und murmelt: »Wir sollten sehen, dass wir wieder loskommen, bevor es noch später wird«, und es kommt mir vor, als wären nur ein paar Sekunden verstrichen, obwohl er mich nach der Uhr mehrere Minuten gehalten hat. Es schien mir nicht genug.

Erst als wir wieder auf dem Highway sind und ich ein Tablett mit Bechern an meinem Fenster vorbeifliegen sehe, wird mir klar, dass wir das Essen von dem McDonald's auf dem Autodach vergessen haben. Das Gelächter zwischen uns löst die traurige Anspannung.

»Äh, ich hatte sowieso keinen Hunger«, sagt Gavin mit einem Blick in den Rückspiegel, wo er, wie ich mir vorstelle, die Reste unseres ungegessenen Frühstücks auf der Straße verstreut liegen sieht.

»Ich auch nicht«, sage ich.

Er lächelt mich an. »Auf nach New York?«

»Auf nach New York.«

Es ist kurz nach zehn, als wir uns durch den Verkehr gekämpft haben und in Manhattan vom FDR Drive in die Houston Street abbiegen. Gavin folgt jetzt seinem GPS, und ich sehe mich um,

während er sich kreuz und quer durch die Straßen schlängelt und Fußgängern und haltenden Taxis knapp ausweicht.

»Ich hasse es, in New York Auto zu fahren«, schimpft er, aber er lächelt.

»Du machst das richtig gut«, sage ich. Als ich auf dem College war, habe ich hier einmal ein Ferienpraktikum gemacht, und ich war seitdem ein paarmal wieder in New York gewesen, aber mein letzter Besuch ist über zehn Jahre her, und jetzt kommt mir alles anders vor. Die Stadt sieht sauberer aus, als ich sie in Erinnerung habe.

»Nach dem GPS müssten wir fast da sein«, verkündet Gavin ein paar Minuten später. »Suchen wir uns einfach einen Parkplatz.«

Wir fahren in ein Parkhaus und gehen zum Ausgang. Während Gavin beim Parkhauswächter den Parkschein besorgt, trete ich nervös von einem Fuß auf den anderen. Wir sind nur ein paar Blocks von Jacob Levys letzter bekannter Adresse entfernt. In zehn Minuten könnten wir ihm persönlich gegenüberstehen.

Gavin reicht mir einen Stadtplan, den er aus dem Internet ausgedruckt hat. Ungefähr am südlichen Ende des Battery Place ist ein Stern eingezeichnet, und ich stelle erschrocken fest, wie nah am Ground Zero Jacob wohnt. Ich frage mich, ob er die Tragödie des 11. September selbst miterlebt hat. Ich blinzele ein paarmal und reiße mich zusammen. Ich sehe nach Norden zu der Lücke in der Skyline, wo einmal das World Trade Center stand, und ich verspüre einen schmerzlichen Stich.

»Das war früher meine Lieblingsgegend in der Stadt«, sage ich zu Gavin, als wir losgehen. »Als ich aufs College ging, habe ich hier einen Sommer lang gearbeitet, für eine Kanzlei in Midtown. Am Wochenende bin ich immer mit dem N- oder dem R-Zug zum World Trade Center gefahren, habe mir dort im Food-Court eine Cola geholt und bin dann den Broadway hinunter zum Battery Park gegangen.«

»Wirklich?«

Ich lächle. »Ich habe immer hinüber zur Freiheitsstatue gesehen und mir gedacht, wie groß die Welt dort draußen hinter der Ostküste doch ist. Ich dachte immer an all die Möglichkeiten, die ich hätte, all die Dinge, die ich mit meinem Leben anfangen könnte.« Ich breche ab und sehe zu Boden.

»Das klingt nett«, sagt Gavin leise.

Ich schüttele den Kopf. »Ich war ein dummes Mädchen«, murmele ich kurz darauf. »Offenbar ist das Leben nicht so toll, wie ich dachte, dass es sein könnte.«

Gavin bleibt stehen und legt mir eine Hand auf den Arm, sodass ich ebenfalls anhalte. »Was meinst du damit?«

Ich sehe mich um. Ich komme mir idiotisch vor, mitten auf einem Gehsteig in Manhattan zu stehen, während Gavin mich so gebannt ansieht. Aber er starrt zu mir herunter und wartet auf eine Antwort, sodass ich schließlich zu ihm hochsehe und seinen Blick erwidere. »Das hier ist nicht das Leben, das ich mir vorgestellt habe.«

Gavin schüttelt den Kopf. »Hope, das ist es nie. Das weißt du doch, oder? Das Leben läuft nie so, wie wir es planen.«

Ich seufze. Ich erwarte nicht, dass er es versteht. »Gavin, ich bin sechsunddreißig, und nichts von dem, was ich im Leben wollte, ist wirklich eingetreten«, versuche ich es ihm zu erklären. »An manchen Tagen wache ich auf und denke mir: *Wie bin ich eigentlich an diesen Punkt gekommen?* Es ist, als würdest du eines Tages einfach begreifen, dass du nicht mehr jung bist und deine Entscheidungen schon getroffen hast, und dass es jetzt zu spät ist, um noch irgendetwas zu ändern.«

»Es ist nicht zu spät«, sagt Gavin. »Niemals. Aber ich weiß, was du damit meinst, dass man sich so fühlt.«

»Woher willst du das denn wissen?« Mein Tonfall ist schärfer als beabsichtigt. »Du bist neunundzwanzig.«

Er lacht. »Es gibt kein magisches Alter, in dem sich deine ganzen Optionen verschließen, Hope«, sagt er. »Du hast genauso viele Chancen, dein Leben zu verändern, wie ich. Ich will nur sagen, dass bei niemandem das Leben genau so läuft, wie er es erwartet. Aber wie du damit umgehst, das entscheidet darüber, ob du glücklich bist oder nicht.«

»Aber du bist glücklich«, sage ich, und mir wird bewusst, dass es eher wie ein Vorwurf als wie eine Feststellung klingt. »Ich meine, du hast offenbar alles, was du willst.«

Er lacht wieder. »Hope, glaubst du wirklich, ich habe als Kind dagesessen und davon geträumt, ein Handwerker zu sein?«

»Ich weiß nicht«, murmele ich. »Hast du?«

»Nein! Ich wollte Künstler werden. Ich war das dümmste Kind auf der Welt; ich habe meine Mom immer angebettelt, mit mir zum Museum der Schönen Künste nach Boston zu fahren, damit ich mir die Gemälde ansehen konnte. Ich habe ihr immer gesagt, ich würde später nach Frankreich gehen und ein Maler wie Degas oder Monet werden. Das waren meine Lieblingsmaler.«

»Du wolltest Künstler werden?«, frage ich ungläubig. Wir gehen weiter zu der Adresse, die wir für Jacob Levy haben.

Gavin gluckst und sieht zu mir herunter. »Ich habe sogar versucht, auf die SMFA zu kommen.«

»SMFA?«

»Ah, ich sehe, du bist kein großer Kunstfan.« Gavin zwinkert mir zu. »Die Schule des Museums der Schönen Künste in Boston.« Er hält einen Moment inne und zuckt die Schultern. »Ich hatte die Noten, ich hatte die Mappe, aber ich habe mich nicht für genügend Stipendien qualifiziert, um es mir leisten zu können. Meine Mom konnte mich nicht unterstützen, und ich wollte nicht haufenweise Darlehen aufnehmen und bis an mein Lebensende verschuldet sein. Und so bin ich jetzt hier.«

»Das heißt, du bist einfach nicht aufs College gegangen?«

Gavin lacht. »Ich bin mit einem Stipendium auf die Salem State University gegangen. Ich habe Erziehungswissenschaften studiert, da ich dachte, wenn ich schon kein Künstler werden könnte, dann würde ich eben Kunstlehrer werden.«



»Du warst Kunstlehrer?«, frage ich. Gavin nickt, und ich frage nach: »Aber was ist passiert? Warum bist du jetzt keiner mehr?« Ich beiße mir auf die Zunge, bevor mir irgendetwas in der Richtung herausrutschen kann, dass er »nur« ein Handwerker ist.

Er zuckt mit den Schultern. »Es hat mich nicht glücklich gemacht. Nicht so, wie wenn ich mit meinen Händen arbeite. Mir wurde klar, dass ich, wenn ich schon kein Künstler im herkömmlichen Sinn sein konnte – und seien wir ehrlich, College hin und her, ich bin kein Michelangelo –, in gewisser Weise Kunst schaffen könnte, indem ich Dinge für andere Leute mache. Und genau das tue ich jetzt.«

»Aber du reparierst Rohre und so«, sage ich leise.

Er lacht. »Ja, weil das auch mit dazugehört. Aber ich lege auch Terrassen an und streiche Häuser, und ich setze Fenster und Fensterläden ein und renoviere Küchen. Ich darf Dinge schön gestalten, und das macht mich glücklich. Ich sehe es so, dass ich aus der ganzen Stadt ein einziges riesiges Kunstwerk mache, ein Haus nach dem anderen.«

Ich starre ihn ungläubig an. »Ist das dein Ernst?«

Er nickt. »Es ist nicht das, wovon ich als Kind geträumt habe«, räumt er ein. »Aber mir ist klar geworden, dass ich eigentlich nie wirklich das Gefühl hatte, ich *selbst* zu sein, bevor es mich ans Cape verschlagen hat. Das Leben läuft nicht so, wie wir es planen, aber vielleicht läuft es letztendlich so, wie es laufen soll. Verstehst du?«

Ich nicke langsam. »Ich glaube schon.« Er hat eine Entscheidung getroffen, sich selbst zu finden, und er ist glücklich mit dem, was er gefunden hat. Ich frage mich, ob ich eines Tages dasselbe tun kann. Ich habe irgendwann angefangen, das Leben als eine Reihe verschlossener Türen anzusehen; bis zu diesem Augenblick bin ich nie auf die Idee gekommen, dass ich sie in manchen Fällen vielleicht einfach nur aufstoßen muss. »Das alles habe ich gar nicht von dir gewusst«, sage ich nach einer Pause leise.

Gavin sieht mich an. »Du hast nie danach gefragt.«

Ich sehe zu Boden und schlucke schwer.

Schließlich erreichen wir die Adresse am Battery Place. Ich sehe an dem Gebäude hoch. Es hat eine ältere Backsteinfassade und scheint etwa ein Dutzend Stockwerke hoch zu sein. Es sieht winzig aus neben den Gebäuden nördlich davon, aber für mich hat es irgendetwas Charmantes, Traditionelles. Einen Augenblick später begreife ich verblüfft, dass es mich ein bisschen an Frankreich erinnert.

»Wir sind da.« Gavin lächelt zu mir herunter. »Bist du bereit?«

Ich nicke. Mein Herz rast. Ich kann kaum glauben, dass wir Jacob jeden Augenblick gegenüberstehen könnten. »Ich bin bereit.«

Nach Elidas Notiz lebt Jacob in Apartment 1004, daher klingeln wir als Erstes bei dieser Wohnung. Als keine Antwort kommt, beginnt Gavin, wahllos auf Klingeln zu drücken, bis der Türsummer ertönt.

»Voilà.« Er hält mir die Tür auf, und ich trete ein.

Der Eingangsbereich ist matt erhellt, und genau vor uns befindet sich eine schmale Treppe. Ich sehe mich um. »Kein Aufzug?«, frage ich.

Gavin kratzt sich am Kopf. »Kein Aufzug. Wow. Das ist ja seltsam.«

Wir beginnen die Treppe hochzusteigen, und als wir den vierten Stock erreichen, muss ich zu meiner Schande gestehen, dass ich schwer atme. »Ich nehme an, ich sollte mehr Sport treiben«, sage ich. »Ich schnaufe und keuche, als wäre ich noch nie eine Treppe hochgestiegen.«

Gavin hinter mir lacht. »Ich weiß nicht. Von dem Schnaufen und Keuchen abgesehen, siehst du für mich nicht so aus, als ob du Sport treiben müsstest.«

Mit knallrotem Kopf blicke ich mich nach ihm um, und er grinst nur. Kopfschüttelnd steige ich weiter die Treppe hoch, aber ich fühle mich geschmeichelt.

Schließlich erreichen wir den zehnten Stock. Ich habe es so eilig zu sehen, ob Jacob noch immer hier wohnt, dass ich nicht einmal verschnaufe, bevor ich an die Tür zum Apartment 1004 klopfe. Ich keuche noch immer schwer, als eine Frau in meinem Alter die Tür öffnet.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragt sie, während sie zwischen Gavin und mir hin- und hersieht.

»Wir sind auf der Suche nach Jacob Levy«, sagt Gavin, nachdem er offenbar erkannt hat, dass ich kein Wort über die Lippen bringe.

Die Frau schüttelt den Kopf. »Hier gibt es niemanden, der so heißt. Tut mir leid.«

Meine Stimmung sinkt. »Er müsste Ende achtzig sein. Ursprünglich aus Frankreich.«

Die Frau verzieht keine Miene. »Sagt mir nichts.«

»Er hat früher hier gewohnt, glauben wir«, übernimmt Gavin. »Zumindest bis vor einem Jahr.«

»Mein Mann und ich sind im Januar hier eingezogen«, erklärt die Frau.

»Sind Sie sicher?«, frage ich leise.

»Ich glaube, es wäre mir aufgefallen, wenn irgendein alter Typ bei uns wohnen würde.« Die Frau verdreht die Augen. »Der Hausverwalter wohnt jedenfalls in Apartment 102, falls Sie bei ihm nachfragen wollen.«

Gavin und ich bedanken uns bei ihr und steigen die Treppe wieder hinunter.

»Meinst du, wir haben den ganzen Weg umsonst auf uns genommen?«, frage ich Gavin auf dem Weg nach unten.

»Nein«, sagt er entschieden. »Ich glaube, dass Jacob irgendwo anders hingezogen ist und wir ihn heute finden werden.«

»Was, wenn er tot ist?«, wage ich zu vermuten. Ich hatte die Möglichkeit nicht in Betracht ziehen wollen, aber es wäre töricht, es nicht zu tun.

»Elidas Mann hat keine Sterbeurkunde gefunden«, sagt Gavin. »Wir müssen glauben, dass er noch immer irgendwo dort draußen ist.«

Im Erdgeschoss angekommen, klopft Gavin an die Tür zu Apartment 102. Es kommt keine Antwort, und wir tauschen einen Blick. Gavin klopft noch einmal, diesmal etwas lauter, und ich bin erleichtert, als ich einen Augenblick später Schritte zur Tür kommen höre. Eine Frau mittleren Alters mit Lockenwicklern und in einem Morgenmantel öffnet die Tür.

»Was?«, fragt sie. »Sagen Sie bloß nicht, dass die Rohrleitungen im achten Stock schon wieder kaputt sind. Ich kenne mich damit nicht aus.«

»Nein, Ma'am«, sagt Gavin. »Wir suchen den Hausverwalter.«

Sie schnaubt verächtlich. »Das ist mein Mann, aber der ist praktisch zu nichts zu gebrauchen. Was gibt's denn?«

»Wir sind auf der Suche nach dem Mann, der früher in Apartment 1004 gewohnt hat«, sage ich. »Jacob Levy. Wir glauben, dass er vor etwa einem Jahr ausgezogen ist.«

Sie runzelt die Stirn. »Ja. Ist er. Na und?«

»Wir müssen ihn finden«, sagt Gavin. »Es ist sehr dringend.«

Sie kneift die Augen zusammen. »Sind Sie vom Finanzamt oder so?«

»Was? Nein. Wir sind ...« Und dann weiß ich nicht, wie ich weiterreden soll. Wie soll ich ihr sagen, dass ich die Enkelin der Frau bin, die er vor siebzig Jahren geliebt hat? Dass ich vielleicht sogar seine Enkelin sein könnte?

»Wir sind Verwandte«, flicht Gavin elegant ein. Er weist mit einem Nicken auf mich. »Sie ist seine Verwandte.«

Bei den Worten verkrampft sich mein Herz.

Die Frau mustert uns noch einen Augenblick länger und gibt schließlich nach. »Wie Sie meinen. Ich hole Ihnen seine Nachsendeanschrift.«

Mein Herzschlag beschleunigt sich, während sie zurück in ihre Wohnung schlurft. Gavin und ich tauschen wieder einen Blick, aber ich bin zu aufgeregt, um etwas zu sagen.

Einen Augenblick später kommt die Frau mit einem Zettel in der Hand wieder. »Jacob Levy. Er ist letztes Jahr gestürzt und hat sich die Hüfte gebrochen«, erzählt sie. »Er hat zwanzig Jahre hier gewohnt, wissen Sie. Aber hier gibt es keinen Aufzug, und als er aus dem Krankenhaus kam, konnte er die Treppe nicht mehr hochsteigen, mit seiner Hüfte und allem, daher hat ihm der Vermieter die freie Wohnung hier unten am Ende des Flurs angeboten. Apartment 101. Aber Mr Levy sagte, er wollte etwas mit Aussicht. Wählerisch, wenn Sie mich fragen. Und dann sind Ende November die Umzugsleute gekommen.«

Sie reicht mir den Zettel. Darauf steht eine Adresse in der Whitehall Street, zusammen mit einer Wohnungsnummer.

»Dorthin sollten wir ihm seine Endabrechnung schicken, hat er gesagt«, sagt die Frau. »Ich habe keine Ahnung, ob er noch immer dort wohnt. Aber da ist er von hier hingezogen.«

»Danke«, sagt Gavin.

»Danke«, wiederhole ich. Sie will eben schon die Tür schließen, als ich die Hand ausstrecke. »Augenblick«, sage ich. »Eine Frage noch.«

»Ja?« Sie blickt irritiert.

»War er verheiratet?« Ich halte den Atem an.

»Soweit ich weiß, gab es keine Mrs Levy.«

Ich schließe erleichtert die Augen. »Wie ... wie war er denn so?«, frage ich, nachdem ich mich wieder gesammelt habe.

Sie mustert mich einen Moment misstrauisch, aber dann scheint ihre Miene etwas sanfter zu werden. »Er war nett«, sagt sie schließlich. »Immer richtig höflich. Ein paar andere Mieter hier, die behandeln uns wie Dienstboten, mich und meinen Mann. Aber Mr Levy, der war immer richtig nett. Hat mich immer ›Ma'am‹ genannt. Hat immer ›Bitte‹ und ›Danke‹ gesagt.«

Darüber muss ich lächeln. »Danke«, sage ich. »Danke, dass Sie mir das gesagt haben.«

Ich will mich eben schon abwenden, als sie noch einmal das Wort ergreift. »Aber er sah immer irgendwie traurig aus.«

»Traurig?«, frage ich.

»Ja. Er ging jeden Tag spazieren, und wenn er abends, nach Einbruch der Dunkelheit, zurückkam, sah er immer aus, als hätte er irgendetwas verloren.«

»Danke«, flüstere ich. Schmerz durchflutet mich, als wir uns abwenden und hinausgehen. Offenbar war an all den Abenden, die Mamie an ihrem Fenster saß und darauf wartete, dass die Sterne aufgingen, auch Jacob auf der Suche nach etwas.

Wir brauchen eine Viertelstunde, um nach Osten zur Whitehall Street und dann weiter nach Süden zu laufen, um die Adresse zu finden, die uns die Frau des Hausverwalters gegeben hat. Es ist ein modern aussehendes Gebäude, das alle anderen in seiner Umgebung weit überragt. Es gibt keinen Portier, worüber ich erleichtert bin; wir werden unsere Mission nicht noch jemandem erklären müssen.

»Apartment 2232«, sage ich zu Gavin, während wir auf die Aufzüge zugehen. Die Türen gehen auf, und ich drücke auf die Nummer 22. Ich klopfe ungeduldig mit dem Fuß, während sich die Türen schließen.

»Komm schon, komm schon, komm schon«, murmele ich, während sich der Aufzug langsam in Bewegung setzt.

Gavin nimmt meine Hand und drückt sie fest. »Wir werden ihn finden, Hope.«

»Ich weiß gar nicht, wie ich dir für alles danken soll, was du getan hast, um mir zu helfen«, sage ich. Ich halte lange genug inne, um ihm in die Augen zu sehen und zu lächeln. Einen gebannten Moment bin ich mir sicher, dass er im Begriff ist, mich zu küssen, aber dann ertönt das Aufzugsignal, und die Türen gehen auf. Wir sind da.

Wir stürzen den Flur hinunter, erst nach rechts und dann nach links, zu Apartment 2232. Es ist die letzte Wohnung auf der rechten Seite des Flurs, und während Gavin klopft, werfe ich einen Blick durch das Fenster am Ende des Flurs. Es ist eine herrliche Aussicht, auf die Südspitze von Manhattan und übers Wasser. Aber darauf kann ich jetzt nicht achten. Ich wende mich zur Tür, beschwöre sie aufzugehen.

Aber es kommt keine Antwort, keine Schritte von drinnen.

»Versuch es noch einmal«, sage ich. Gavin nickt und klopft noch einmal, diesmal lauter. Noch immer nichts. Ich versuche, nicht allzu enttäuscht zu sein. Aber was jetzt? »Ein letztes Mal noch«, sage ich matt. Gavin klopft noch einmal an die Tür, diesmal so laut, dass die Tür gegenüber aufgeht. Eine alte Frau steht da und starrt uns an.

»Was ist das denn für ein Radau?«, herrscht sie uns an.

»Verzeihen Sie, Ma'am«, sagt Gavin. »Wir sind auf der Suche nach Jacob Levy.«

»Und Sie können nicht klopfen wie normale Menschen?«, fragt sie. »Müssen Sie gleich die Tür einschlagen?«

»Er öffnet nicht«, sage ich kläglich. Ich hole einmal tief Luft. »Wohnt er noch hier? Ist er noch ...?« Meine Stimme verliert sich, als ich fragen will, ob er noch am Leben ist. Diese Ungewissheit ist schrecklich.

»Beruhigen Sie sich«, sagt die Frau. »Ich weiß nicht, wo er ist. Ich kenne ihn nicht einmal. Und wenn Sie jetzt bitte leise sein wollen, ich versuche, meine Sendungen zu sehen.«

Die Tür knallt zu, bevor wir noch ein Wort sagen können. Meine Beine drohen unter mir nachzugeben, und ich muss mich an der Wand abstützen. Gavin ist sofort bei mir und legt mir einen Arm um die Schulter. »Wir werden ihn finden, Hope. Er ist hier. Ich weiß es.«

Ich nicke, aber ich kann mich nicht dazu durchringen, es zu glauben. Was, wenn wir den ganzen Weg hierhergekommen sind, nur um jetzt festzustellen, dass wir ein paar Monate zu spät dran sind? Ich sehe wieder aus dem Fenster am Ende des Flurs auf die herrliche Aussicht, die jetzt verschwommen von meinen Tränen ist. Unter uns erstrecken sich ein paar kurze Blocks von Manhattan bis zu der grünen Spitze des Battery Park. Dahinter, über dem tiefblauen Wasser des Hafens von New York, liegen auf der linken Seite Governors Island und auf der rechten Ellis Island. Ich frage mich, ob das der Ort ist, an dem sowohl Jacob als auch meine Großmutter ursprünglich in diesem Land ankamen. Gleich hinter Ellis Island liegt Liberty Island, wo ich die Freiheitsstatue mit ihrer hoch erhobenen Fackel sehe. Sie funkelt im Sonnenlicht, und ich denke eine Minute lang über die Freiheit nach, für die sie steht. Wie muss es gewesen sein, zum ersten Mal in dieses Land zu kommen, über Ellis Island, vorbei an einem solch starken Symbol für alles, wofür diese Nation steht?

Und dann, einfach so, geht mir ein Licht auf, und mir bleibt der Mund offen stehen.

»Gavin.« Ich packe ihn am Arm. »Ich weiß, wo er ist.«

»Was?«, fragt er verduzt.

»Ich weiß, wo Jacob ist«, sage ich. »Die Königin. Die Königin mit der Fackel. O mein Gott, ich weiß, wo er ist!«

## ***Über-Nacht-Baisers***

### ***Zutaten***

*2 Eiweiß*

*½ Tasse weißer Zucker*

*1 TL Vanilleextrakt*

*½ Tasse Schokoladensplitter*

### ***Zubereitung***

1. Ofen auf 175 Grad vorheizen.
2. Die beiden Eiweiß in einer großen Schüssel mit dem elektrischen Handrührgerät auf der höchsten Stufe schaumig schlagen.
3. Den Zucker in vier Portionen dazugeben und gleichmäßig weiterschlagen, bis der Eischnee so steif ist, dass er von allein steht.
4. Die Vanille auf kleinster Stufe unterheben.
5. Die Schokoladensplitter mit einem Holzlöffel vorsichtig unterziehen.
6. Mit einem Teelöffel kleine Häufchen auf ein mit Pergamentpapier ausgelegtes Backblech setzen, wobei auf jedem Häufchen mindestens ein Schokoladensplitter sein sollte. Die Häufchen sollten ihre Form leicht behalten.
7. Das Blech in den Ofen schieben und die Temperatur sofort ausschalten.
8. Über Nacht stehen lassen. Nicht öffnen, um nach den Häufchen zu sehen! Ofen am nächsten Morgen nach dem Aufwachen öffnen; die Baisers werden fertig und servierbereit sein.

*Es war Juli 1980, und Rose saß mit geschlossenen Augen im Wohnzimmer des Hauses, das Ted für sie gebaut hatte. Draußen war es heiß, so heiß, dass nicht einmal die salzige Meeresbrise, die zu den Fenstern hereinwehte, Rose zu kühlen vermochte. An Tagen wie diesem sehnte sie sich nach Paris, danach, wie diese Stadt selbst in der Hitze stets zu funkeln schien. Hier funkelte nichts als das Wasser, und das erschien Rose einfach nur als grausame Versuchung. Es verspottete sie, rief ihr in Erinnerung, dass sie, wenn sie nur in ein Boot steigen und nach Osten fahren würde, letztendlich wieder zu Hause sein würde, an den fernen Küsten des Landes ihrer Geburt.*

*Aber sie konnte niemals dorthin zurück. Das wusste sie.*

*Laute Stimmen drangen zu ihr aus dem vorderen Teil des Hauses. Sie wollte aufstehen und ihnen sagen, sie sollten aufhören, sich zu streiten, aber das konnte sie nicht. Es stand ihr nicht zu. Josephine war siebenunddreißig, alt genug, um sich von ihrer Mutter nicht mehr sagen zu lassen, was sie zu tun hatte. Rose war bereits damit gescheitert, ihre Tochter zu beschützen, ihr die Dinge beizubringen, die eine gute Mutter ihrer Tochter beibringen sollte. Wenn sie noch einmal ganz von vorn anfangen könnte, dann würden die Entscheidungen, die sie treffen würde, anders ausfallen. Als sie jünger war, war ihr nicht bewusst gewesen, dass sich das Schicksal in einem einzigen Augenblick drehen konnte, dass die kleinsten Entscheidungen das eigene Leben nachhaltig zu prägen vermochten. Jetzt wusste sie es, aber es war zu spät, zu spät, um noch etwas zu ändern.*

*Dann kam Ted ins Zimmer. Rose hörte seine schweren, selbstbewussten Schritte und roch den schwachen, süßlichen Geruch der Zigarren, die er gern auf der Veranda vor dem Haus rauchte, während er die Red-Sox-Spiele im Radio hörte.*

*»Jo ist schon wieder in voller Fahrt«, sagte er. Als sie die Augen aufschlug, sah sie, wie er besorgt auf sie herunterstarrte. »Hast du sie nicht gehört?«*

*»Doch«, sagte Rose nur.*

*Ted kratzte sich seufzend am Hinterkopf. »Ich verstehe das nicht. Sie streitet sich so gern mit ihnen.«*

*»Ich habe sie nicht richtig lieben gelehrt«, bekannte Rose leise. »Es ist meine Schuld.« Das, wusste Rose, war der Grund, weshalb Josephine die Männer, die sie liebten, abwies. Weil Rose sie, Josephine, immer auf Distanz gehalten hatte. Weil Rose schreckliche Angst davor gehabt hatte, sich auf den einen Menschen einzulassen, den sie am meisten liebte. Weil Rose wusste, dass einem die Menschen, die man liebte, eines Tages ohne jede Vorwarnung entrissen werden*

konnten. Das waren nicht die Lektionen, die sie Josephine hatte vermitteln wollen. Aber sie hatte es getan.

»Meine Liebe, es ist nicht deine Schuld«, sagte Ted. Er setzte sich zu ihr auf die Couch und zog sie an sich. Sie atmete einmal tief durch und ließ sich von ihm halten. Sie liebte ihn. Nicht so, wie sie Jacob geliebt hatte oder ihre Familie in Frankreich, denn sie alle hatte sie mit einem offenen Herzen geliebt. Wenn das eigene Herz verschlossen war, dann war es unmöglich, dasselbe zu fühlen. Aber sie liebte ihn, so gut sie es konnte, und sie wusste, dass sie ebenfalls tief geliebt wurde. Sie wusste, dass er sich danach sehnte, die unsichtbare Kluft zu überwinden, die sie trennte. Sie wünschte, sie könnte ihm sagen, wie, aber sie wusste es selbst nicht.

»Natürlich ist es meine Schuld«, sagte Rose nach einer Weile. Sie schwiegen einen Augenblick, während Josephine ihren Freund ansah, er würde sie ja eines Tages sowieso verlassen, und warum sollte sie ihm dann überhaupt noch eine Chance geben? »Hör sie dir an«, sagte Rose kurz darauf. »Die Worte, die sie spricht, könnten aus meinem Mund kommen.«

»Unsinn. Du hast mich nie so abgewiesen«, sagte Ted. »Das ist nicht das Beispiel, das du ihr gegeben hast.«

»Nein«, sagte Rose nur. Aber was sie eigentlich sagen wollte, war, dass sie ihn nie abgewiesen hatte, weil sie ihn von Anfang an nie wirklich an sich herangelassen hatte. Sie war eine Burg, die von vielen Schutzwällen umgeben war. Ted hatte es nur bis zu der grasigen Anhöhe hinter dem ersten Burggraben geschafft; es gab noch viele weitere Mauern zu überwinden und viele Kämpfe auszutragen, um ihr Herz zu erreichen. Aber das wusste Ted nicht. Es war besser so.

Sie sahen beide durchs Fenster zu, wie Hope vom Garten, wo sie am Rand der Dünen im Sand gespielt hatte, aufs Haus zukam. Rose hatte sie im Auge behalten – sie war erst fünf – und gehofft, sie würde so lange außer Hörweite bleiben, bis ihre Mutter den Streit mit dem neuesten Mann, den sie in Hopes Leben gebracht hatte, beendet hatte.

»Ich werde sie beschäftigen«, sagte Ted und erhob sich.

»Nein«, sagte Rose. »Ich gehe schon.« Sie küsste Ted auf die Wange und wandte sich zur Tür. Hope drehte sich um, und ihre Augen leuchteten auf, als ihre Großmutter auf die Veranda hinter dem Haus trat. Im ersten Augenblick war Rose zu überwältigt, um zu sprechen. Hope sah Danielle so verblüffend ähnlich, wie diese vor so vielen Jahren ausgesehen hatte, und manchmal fiel es Rose schwer, sie anzuschauen, ohne die Vergangenheit, ohne ihre kleine Schwester zu sehen, deren Schicksal sie sich nicht wirklich vorzustellen vermochte.

»Mamie!«, rief Hope aufgeregt. Ihre braunen Locken, fast wie die fließenden Locken, die Rose selbst in ihrer Jugend gehabt hatte, tänzelten in der Meeresbrise, und ihre ungewöhnlich grünen Augen – in der Farbe des Meeres und golden gesprenkelt – glänzten vor Aufregung. »Ich habe einen Krebs gefangen, Mamie! Einen großen! Er hatte Zangen und alles!«

»Einen Krebs?« Rose sah lächelnd auf ihre Enkelin hinunter. »Du liebe Güte! Was hast du damit gemacht?«

Hope grinste blinzeln zu ihrer Großmutter hoch. »Mamie, ich habe ihn wieder laufen lassen. Genau, wie du es mir gesagt hast.«

»Habe ich dir das gesagt?«



Hope nickte nur einmal kurz, voller Überzeugung. »Du hast mir gesagt, nie irgendetwas oder jemandem ein Leid zuzufügen, wenn ich es vermeiden kann. Und der Krebs ist jemand.«

Rose lächelte. Sie beugte sich hinunter, um Hope zu umarmen. »Du hast das Richtige getan, Liebes«, sagte sie. Drinnen konnte sie die Stimmen von Josephine und ihrem Freund hören, die sich immer lauter anschrien. Sie räusperte sich, in der Hoffnung, den Krach damit zu übertönen. »Lass uns noch eine Weile hier draußen bleiben«, sagte sie zu ihrer Enkelin. »Was hältst du davon, wenn ich dir eine Geschichte erzähle?«

Hope grinste und hüpfte eine Minute lang auf und ab. »Ich liebe deine Geschichten, Mamie! Kannst du mir die von dem Prinzen erzählen, der der Prinzessin beibringt, tapfer zu sein?«

»Aber natürlich, Liebes.« Rose setzte sich auf einen Liegestuhl, mit Blick aufs Meer, und Hope kletterte auf ihren Schoß, schlang ihre sonnengebräunten Beine seitlich über den Stuhl und kuschelte sich an Roses Brust. Bald würde sie zu groß dafür sein. Rose wünschte, diese Augenblicke würden nie vergehen, denn solange sie ihre Enkelin auf ihrem Schoß halten und ihr Geschichten erzählen konnte, konnte sie sie beschützen und behüten.

»Es waren einmal vor langer Zeit in einem fernen Land ein Prinz und eine Prinzessin, die sich ineinander verliebten«, begann sie. Während sich ihre Lippen zu den vertrauten Worten bewegten, wurde ihr schwer ums Herz, und der Schmerz drohte sie zu überwältigen. Das, wusste sie, war der Grund, weshalb sie getan hatte, was sie getan hatte. Das war der Grund, weshalb sie weggelaufen war, weshalb sie aus Paris geflohen war, weshalb sie allem den Rücken gekehrt hatte. Dieses kleine Mädchen in ihren Armen wäre jetzt nicht hier, wenn Rose geblieben wäre und sich in ihr Schicksal ergeben hätte. Und daher wusste sie, dass sie das Richtige getan hatte. Es war eben so, dass es im Leben keine sauberen Entscheidungen gab. Jedenfalls nicht die großen. Um erst Josephine und dann Hope das Leben zu schenken, hatte sie andere Leben im Tausch hergeben müssen. Für einen solchen Handel gab es keine Rechtfertigung, überhaupt keine.

»Erzähl weiter, Mamie, erzähl weiter!«, bettelte Hope und hüpfte auf dem Schoß ihrer Großmutter auf und ab, als Rose in der vertrauten Geschichte kurz innehielt.

Rose strich ihrer Enkelin übers Haar und lächelte auf sie hinunter. »Nun, der Prinz sagte der Prinzessin, sie müsse tapfer und stark sein, und sie müsse das Richtige tun, selbst wenn es schwierig sei.«

»Genau das sagst du mir auch immer, Mamie!«, unterbrach Hope sie. »Das Richtige tun! Selbst wenn es schwer ist!«

Rose nickte. »So ist es. Du musst immer das Richtige tun. Der Prinz sagte der Prinzessin, er müsse sie retten, das sei das Richtige. Aber um sie zu retten, musste er sie weit, weit weg zu den Küsten eines Märchenreichs schicken. Nun, die Prinzessin war noch nie in diesem Märchenreich gewesen, denn es lag weit, weit weg auf der anderen Seite des großen Meeres, aber sie hatte schon oft davon geträumt. Sie wusste, dass in diesem großen Königreich eine Königin herrschte, die ihr Licht über die ganze Welt scheinen ließ.«

»Sogar nachts?«, fragte Hope, obwohl sie die Geschichte schon hundertmal gehört hatte.

»Sogar nachts«, versicherte Rose ihr.

*»Wie ein Nachtlicht«, sagte Hope.*

*»Ja, ungefähr so wie ein Nachtlicht«, sagte Rose lächelnd. »Denn das Licht sorgte dafür, dass sich alle sicher fühlten. Genau wie dein Nachtlicht dafür sorgt, dass du dich sicher fühlst.«*

*»Die Königin klingt nett.«*

*»Sie war eine sehr freundliche Königin«, versicherte Rose ihrer Enkelin. »Sehr gut und gerecht. Die Prinzessin wusste: Wenn sie es ins Reich dieser Königin schaffte, dann wäre sie in Sicherheit, und eines Tages würde der Prinz kommen und sie dort finden.«*

*»Weil er es versprochen hat«, sagte Hope.*

*»Ja, weil er es versprochen hat«, sagte Rose leise. »Er hat versprochen, sie genau diesseits des Burggrabens gegenüber dem großen Thron der Königin zu treffen, wo das Licht hinunterschien. Und so fuhr die Prinzessin übers Meer zu diesem Reich der weisen Königin. Dort war sie endlich in Sicherheit. Und während die Prinzessin auf den Prinzen wartete, begegnete sie einem starken und freundlichen Zauberer, der sie als Prinzessin erkannte, obwohl sie wie eine Bettlerin gekleidet war. Er sagte der Prinzessin, dass er sie liebte und dass er sie bis ans Ende seiner Tage beschützen würde.«*

*»Aber was ist mit dem Prinzen?«, fragte Hope. »Kommt der Prinz?«*

*Rose wusste, dass sie diese Frage erwarten musste, denn Hope stellte sie jedes Mal. Hope wuchs in einem Land auf, in dem man an ein glückliches Ende glaubte. Und mit fünf war sie bei Weitem zu jung, um zu lernen, dass es ein glückliches Ende nur im Märchen gab. Aber das hier war ein Märchen, rief sich Rose in Erinnerung. Und so beantwortete sie die Frage auf die einzige Weise, auf die sie es konnte, denn hin und wieder musste sie selbst auch an Märchen glauben.*

*»Ja, Liebes«, sagte Rose, während sie Tränen wegblinzelte und ihre Enkelin fest an sich drückte. »Der Prinz kommt. Eines Tages wird die Prinzessin ihn wiedersehen.«*

»Wohin gehen wir?«, fragt Gavin, während er mir auf die Straße folgt. Ich sprinte so schnell die Whitehall Street hinunter, dass ich neugierige Blicke von Passanten auf mich ziehe. Ein Paar – Touristen mit »I Love New York«-T-Shirts und Kameras um den Hals – zeigt auf mich und beginnt, Fotos zu machen. Ich ignoriere sie alle und schieße nach rechts die State Street hinunter. Gavin holt mich ein. »Hope, was hast du vor?«

»Jacob ist im Battery Park«, sage ich, ohne mein Tempo zu verlangsamen. Wir kommen rechts an einem Backsteingebäude im Kolonialstil vorbei, und mir fällt auf, dass es eine katholische Kirche ist. Einen Moment lang frage ich mich, ob Jacob sich hätte vorstellen können, dass Mamie in die Haut einer Muslimin und dann einer Katholikin geschlüpft ist, dass all ihre Vorstellungen von Gott zu einem einzigen verworrenen, wunderschönen Bild verknüpft wurden.

»Woher weißt du, dass er dort ist?«, fragt Gavin. Wir bleiben stehen und lassen den Verkehr vorbei, bevor wir über die State Street in den leuchtend grünen Battery Park laufen.

»Es kam in den Geschichten meiner Großmutter vor«, sage ich. Ich will am liebsten sofort über die Straße rennen, aber Gavin, der das vielleicht spürt, legt mir eine Hand auf den Arm, bis eine Lücke im Verkehr entsteht.

Er blickt verwirrt, aber er führt mich über die Straße, und dann lässt er sich zurückfallen und folgt mir, während wir an bummelnden Touristen, Zeichenkünstlern und Imbissverkäufern vorbeihasten, auf das schwere, schwarze Schutzgeländer zu, das den Rand der Insel vom Wasser trennt. Ich lege die Hände auf das kalte Metall und starre über das kabbelige Hafenwasser auf die Freiheitsstatue, die nach Südosten, zur Einfahrt in den Hafen von New York, blickt. Ihres muss das erste Gesicht gewesen sein, das die Einwanderer erblickten, während die Insel Manhattan langsam in Sicht kam.

»Jacob war die ganze Zeit in den Geschichten meiner Großmutter«, murmele ich, während ich auf die Königin mit ihrer Fackel starre, dieselbe, auf die ich während meines Sommers in New York an so vielen Nachmittagen starrte, ohne je zu begreifen, dass ich sie aus Mamies Geschichten wiedererkennen sollte.

Ich reiße mich vom Anblick der Freiheitsstatue los und suche das Geländer ab, erst links und dann rechts hinunter. Auf dem Gehsteig wimmelt es von Touristen, selbst an diesem kühlen Herbsttag, an dem der Wind vom Wasser herüberpeitscht. Für einen Moment droht mich der Mut zu verlassen. Vielleicht ist es aussichtslos, ihn in diesem Meer von Menschen zu finden.

Gavin sagt nichts; er scheint zu begreifen, dass ich in meiner eigenen Welt verloren bin. Aber als ich leicht panisch bei dem Gedanken werde, ich könnte mich täuschen, spüre ich, wie sich seine Hand sanft um meine legt, und ich halte sie mit einer Entschlossenheit, die mich selbst verblüfft. Ich will nicht, dass er loslässt.

Ich will eben schon zugeben, dass ich mich vielleicht getäuscht habe, als ich ihn sehe. Ohne Gavins Hand loszulassen, bewege ich mich nach rechts, an der Reihe von Bänken und dem schimmernden Geländer entlang. Ich weiß nicht, warum ich auf einmal so überzeugt bin, dass er es ist, dass es Jacob ist, aber ich bin mir sicher, noch bevor ich sein Gesicht sehe. Ein Gehstock lehnt neben ihm, und er trommelt rhythmisch mit den Fingern der linken Hand auf das Geländer, genau wie es meine Tochter oft geistesabwesend tut. »Das ist er«, sage ich zu Gavin.

Der Mann sitzt der Freiheitsstatue zugewandt da, starrt sie an, als könnte er sich nicht von ihrem Anblick losreißen. Sein Haar ist schlohweiß, auf dem Kopf etwas schütter, und er trägt einen langen, dunklen Mantel, der in meinen Augen irgendwie majestätisch aussieht. »Der Prinz«, murmele ich, mehr zu mir selbst als an Gavin gewandt. Als wir nur noch wenige Schritte von ihm entfernt sind, wendet er sich auf einmal um und sieht mich genau an, und in diesem Augenblick lösen sich alle noch verbliebenen Zweifel in Luft auf. Er ist es.

Er erstarrt, und der Mund steht ihm ein klein wenig offen. Ich erstarre ebenfalls, und wir sehen uns völlig gebannt an. Er sieht genauso aus wie Annie; all ihre Züge, deren Abstammung Rob einmal infrage gestellt hat, spiegeln sich in seinem Gesicht. Dieselbe schmale, leicht gekrümmte Nase. Dasselbe Grübchen im Kinn. Dieselbe hohe, vornehme Stirn. Und während wir einander anstarren, bemerke ich noch etwas: Hinter seiner dunkel umrandeten Brille hat er meine Augen, die meergrünen, golden gesprenkelten Augen, von denen Mamie mir immer sagte, dass sie sie von allen Dingen auf der Welt am liebsten ansah.

»Jacob Levy«, sage ich leise, und es ist eine Feststellung, keine Frage, denn ich weiß es bereits. Neben mir kann ich spüren, wie sich Gavins Griff um meine Hand verstärkt, und ich weiß, dass er, eine Minute später als ich, erkennt, wie sehr Jacob meiner Tochter ähnelt und was das zu bedeuten hat.

Jacob nickt langsam, starrt mich noch immer an.

»Ich bin Hope«, sage ich sanft zu ihm. Ich trete einen Schritt näher. »Roses Enkelin.«

Tränen treten ihm in die Augen. »Sie hat überlebt«, murmelt er. Ich nicke langsam, und Jacob tritt näher, den Blick fest auf mich geheftet. Ich entziehe meine Hand Gavins Griff und gehe auf Jacob zu, bis wir nur noch einen Schritt voneinander entfernt sind. Er streckt langsam, zögernd eine Hand aus, um mein Gesicht zu berühren. Ich trete noch näher, bis ich seine Hand auf meiner Wange spüre, rau und knotig, aber sanfter als alles, was ich je gespürt habe. »Sie hat überlebt«, sagt er noch einmal.

Und dann hat er die Arme um mich geschlungen, und ich spüre, wie er zittert, während er zu schluchzen beginnt. Ich erwidere seine Umarmung, und jetzt merke ich, wie mir selbst die Tränen kommen. Ich habe das Gefühl, ein Stück Vergangenheit in den Armen zu halten, das eine Stück, das alles vervollständigt. Ich halte die große Liebe meiner Großmutter in den Armen, siebzig Jahre zu spät. Und wenn ich nicht völlig den Verstand verloren habe, wenn ich mir die Züge meiner Tochter und meine eigenen Augen bei diesem Mann nicht nur eingebildet habe, dann halte ich auch den Großvater in den Armen, von dem ich nie wusste, dass es ihn gibt.

»Lebt sie noch?«, fragt er, als er sich schließlich aus unserer Umarmung löst. »Lebt Rose noch?« In seinen Worten liegt ein Hauch eines französischen Akzents; er klingt fast wie Mamie.

Er klammert sich noch immer an meinen Armen fest, als hätte er Angst zu stürzen, wenn er loslassen würde. Tränen strömen ihm jetzt übers Gesicht. Meine eigenen Wangen sind ebenfalls feucht.

Ich nicke. »Sie hatte einen Schlaganfall. Sie liegt im Koma. Aber sie lebt.«

Er stöhnt auf und blinzelt ein paarmal. »Hope«, sagt er. »Sie müssen mich zu ihr bringen. Sie müssen mich zu meiner Rose bringen.«

Jacob lässt uns gar nicht erst bei seiner Wohnung vorbeifahren, damit er eine Tasche packen kann; er besteht darauf, so schnell wie möglich zum Cape Cod zu fahren, ohne noch eine Sekunde zu verlieren.

»Ich muss sie sehen«, sagt er, während er eindringlich zwischen Gavin und mir hin- und hersieht. »Ich muss sie sehen, so schnell ich kann.«

Ich warte bei ihm, während Gavin losläuft, um den Jeep zu holen; mit seinem künstlichen Hüftgelenk ist Jacob nicht sehr gut zu Fuß. Während wir am nördlichen Ende des Battery Park am Straßenrand warten, starrt er mich an, als hätte er ein Gespenst gesehen. Es gibt so vieles, was ich ihn fragen will, aber Gavin sollte dabei sein, um die Antworten ebenfalls zu hören.

»Sie sind meine Enkelin«, sagt Jacob leise, während wir warten. »Oder nicht?«

Ich nicke langsam. »Ich denke schon.« Es kommt mir alles so seltsam vor; ich muss unwillkürlich an den Mann denken, den ich mein Leben lang Opa genannt habe. Es ist alles so unfair ihm gegenüber. Andererseits hat er es offenbar die ganze Zeit gewusst; er muss eine bewusste Entscheidung getroffen haben, meine Mutter als sein eigen Fleisch und Blut anzunehmen, obwohl er wusste, dass sie das nicht war. »Sie sehen meiner Tochter so ähnlich«, sage ich.

»Du hast eine Tochter?«

Ich nicke. »Annie. Sie ist zwölf.«

Jacob nimmt meine Hand und sieht mir in die Augen. »Und deine Mutter oder dein Vater? Das Kind, das Rose hatte? War das Kind ein Junge oder ein Mädchen?«

Zum ersten Mal wird mir bewusst, wie tragisch es ist, dass meine Mutter gestorben ist, bevor sie Jacob kennenlernen konnte, vermutlich ohne überhaupt zu wissen, dass es ihn gab. Es bricht mir das Herz, als ich begreife, dass Jacob wiederum niemals das Kind sehen wird, für dessen Rettung er alles verloren hat.

»Ein Mädchen«, sage ich leise. »Josephine.«

*Das Kind Jakobs, das gerettet werden musste, um die Linie fortzuführen.* Ich muss wieder an das Schild an der Kirche bei der I-95 denken, und ich schaudere. Die Wahrheit war die ganze Zeit da.

»Josephine«, wiederholt Jacob langsam.

»Sie ist vor zwei Jahren gestorben«, füge ich hinzu. »An Brustkrebs. Es tut mir schrecklich leid.«

Jacob stößt einen Laut aus wie ein verwundetes Tier und krümmt sich ein wenig vor, als hätte ihn irgendetwas Unsichtbares mit der Faust in den Magen geschlagen. »Oje«, murmelt er einen Augenblick später und richtet sich wieder auf. »Es tut mir in der Seele weh für dich.«

Meine Augen füllen sich mit Tränen. »Mir tut es leid für Sie«, sage ich. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr.« Die siebenzig verlorenen Jahre. Die Tatsache, dass er sein Kind nie kennengelernt hat. Die Tatsache, dass er bis zu diesem Augenblick nicht einmal wusste, dass es überlebt hatte.

Gavin fährt vor und springt aus dem Wagen. Wir sehen uns kurz an, während wir Jacob auf die Rückbank helfen. Ich steige neben Gavin ein, und nach einem Blick über die Schulter fädelt er sich eilig in den Verkehr ein.

»Wir werden Sie so rasch wie möglich zum Cape bringen, Sir«, sagt Gavin. Er wirft im Rückspiegel einen Blick auf Jacob, der aufsieht, um ihm fest in die Augen zu sehen.

»Danke, junger Mann«, sagt Jacob. »Und wer genau sind Sie?«

Ich lache, was die ganze Anspannung freisetzt, als mir klar wird, dass ich Gavin noch gar nicht vorgestellt habe. Ich hole es rasch nach, erkläre Jacob, dass es Gavin war, der das alles überhaupt erst in Gang gesetzt und mir geholfen hat, ihn heute zu finden.

»Danke, Gavin, für alles«, sagt Jacob, als ich mit meiner Erklärung fertig bin. »Sie sind Hopes Ehemann?«

Gavin und ich tauschen einen verlegenen Blick, und ich spüre, wie ich rot werde. »Äh, nein«, sage ich. »Nur ein guter Freund.« Ich werfe einen Blick auf Gavin, aber er sieht stur geradeaus und konzentriert sich auf die Straße.

Wir fahren schweigend weiter, den West Side Highway hoch, durch den nördlichen Teil von Harlem auf die I-95 und schließlich über die Brücke aufs Festland.

»Kann ich Sie etwas fragen, Mr Levy?« Ich drehe mich zu ihm um.

»Bitte, nenn mich Jacob«, meint er. »Natürlich könntest du auch Großvater zu mir sagen. Aber dafür ist es vermutlich zu früh.«

Ich schlucke schwer. Ich habe Mitleid mit dem Mann, den ich mein Leben lang Opa genannt habe. Ich wünschte, ich hätte die Wahrheit gekannt, als er noch am Leben war. Ich wünschte, ich hätte ihm für all das danken können, was er getan hatte, um meine Großmutter und meine Mutter zu retten. Ich wünschte, ich hätte schon früher verstanden, wie viel er selbst dabei vermutlich verloren hat.

»Jacob«, sage ich nach einer Pause. »Was ist in Frankreich passiert? Im Krieg? Meine Großmutter hat nie ein Wort darüber verloren; selbst dass sie Jüdin ist, haben wir erst vor ein paar Wochen erfahren.«

Jacob blickt verblüfft. »Wie kann das sein? Was habt ihr denn gedacht?«

»Als sie aus Frankreich hierherkam«, erzähle ich ihm, »kam sie unter dem Namen Rose Durand. Mein Leben lang ist sie in eine katholische Kirche gegangen.«

»*Mon Dieu*«, murmelt Jacob.

»Ich wusste nie, was im Holocaust mit ihr passiert ist«, fahre ich fort. »Ich wusste nie etwas von ihrer Familie. Von dir. Sie hat alles geheim gehalten, bis vor ein paar Wochen, als sie mir eine Liste mit Namen gegeben und mich gebeten hat, nach Paris zu fahren.«

Ich berichte ihm kurz von meiner Reise nach Paris, wie ich Alain gefunden habe und mit ihm zurückgekommen bin. Seine Augen leuchten auf.

»Alain ist hier?«, fragt er. »In den Vereinigten Staaten?«

Ich nicke. »Vermutlich ist er in diesem Augenblick bei meiner Großmutter.« Mir fällt ein, dass ich ihn und Annie anrufen muss, dass ich den beiden mitteilen muss, dass wir Jacob gefunden haben. Aber zuerst will ich unbedingt seine Geschichte hören. »Bitte, kannst du mir erzählen, was passiert ist? Es gibt so vieles, was ich nicht weiß.«

Jacob nickt, aber anstatt zu sprechen, wendet er sich ab und sieht aus dem Fenster. Er schweigt einen langen Augenblick, während ich verrenkt auf meinem Platz sitze und ihn anstarre. Gavin wirft einen Blick auf mich.

»Alles okay mit dir?«, fragt er leise.

Ich nicke lächelnd, dann wende ich mich wieder zur Rückbank um. »Jacob?«, frage ich leise.

Er scheint aus einer Trance wieder zu sich zu kommen. »Ja, Entschuldigung. Ich bin nur so überwältigt.« Er räuspert sich. »Was möchtest du wissen, liebe Hope?«

Er sieht mich mit einer solchen Wärme an, dass ich von Traurigkeit und Glück zugleich durchströmt werde.

»Alles«, murmele ich.

Und so beginnt Jacob mit seiner Geschichte. Er erzählt uns, wie er meine Großmutter und Alain an Heiligabend 1940 im Jardin du Luxembourg kennenlernte und dass er auf den ersten Blick wusste, dass Rose seine große Liebe war. Er vertraut uns an, dass er sich schon früh der Widerstandsbewegung anschloss, weil sein Vater ihr angehörte und weil er glaubte, dass die Juden anfangen müssten, sich selbst zu retten. Er erzählt uns, dass er und meine Großmutter oft von einer gemeinsamen Zukunft in Amerika sprachen, wo sie sicher und frei sein könnten, wo die Leute nicht wegen ihrer Religion verfolgt wurden.

»Es erschien uns wie ein Zauberland«, sagt er, während er aus dem Fenster sieht. »Ich weiß, dass die jungen Leute jetzt, in der heutigen Welt, die Freiheit als selbstverständlich ansehen. All das, was ihr habt, all die Freiheiten, die ihr genießt, das sind Dinge, mit denen ihr geboren wurdet. Aber im Zweiten Weltkrieg hatten wir keine Rechte. Unter der deutschen Besatzung galten diejenigen von uns, die Juden waren, als der letzte Abschaum, Ungeziefer in den Augen der Deutschen und auch vieler Franzosen. Rose und ich träumten davon, in einem Land zu leben, in dem so etwas niemals passieren würde, und für uns war Amerika dieses Land. Amerika war unser Traum. Wir planten, gemeinsam hierherzukommen, um eine Familie zu gründen.

Aber dann kam jene entsetzliche Nacht. Roses Familie wollte uns nicht glauben, wollte nicht glauben, dass die Razzia unmittelbar bevorstand. Ich bestand darauf, dass sie mit mir mitkam, dass sie unser Kind retten musste. Sie war in der zehnten Woche schwanger. Der Arzt hatte es bestätigt. Daher wusste sie ebenso wie ich, dass es jetzt das Wichtigste war, unser Kind zu retten, unsere Zukunft. Und so traf Rose die schwerste Entscheidung von allen, aber im Grunde war es die einzige Wahl, die sie treffen konnte. Sie tauchte unter.«

Ich spüre, wie ich zu zittern beginne, denn Jacobs Worte, sein leicht singender französischer Tonfall und die Emotion der ganzen Geschichte lassen alles fast wie einen Film vor meinem geistigen Auge ablaufen. »Bei der Großen Moschee von Paris?«



Jacob blickt verblüfft. »Du hast aber gut recherchiert.« Er hält einen Moment inne. »Es war die Idee meines Freundes Jean Michel, der mit mir zusammen im Widerstand arbeitete. Er hatte bereits mehreren Waisenkindern, deren Eltern man deportiert hatte, geholfen, über die Moschee zu fliehen. Er wusste, dass die Muslime Juden retteten, auch wenn sie in erster Linie Kinder aufnahmen. Aber Rose war schwanger, und sie war selbst noch sehr jung. Und als Jean Michel sich an die dortigen geistlichen Oberhäupter wandte, erklärte man sich daher bereit, ihr zu helfen.

Der Plan sah vor, sie zur Moschee zu bringen, wo man sie eine Zeit lang, vielleicht für ein paar Wochen oder einen Monat, als Muslimin verstecken würde, bis es sicher war, sie aus Paris herauszubringen. Dann sollte sie mithilfe des Geldes, das ich Jean Michel gegeben hatte, nach Lyon geschmuggelt werden, wo *l'Amitié Chrétienne*, die Christliche Gesellschaft, sie mit gefälschten Papieren versorgen und weiter nach Süden schicken würde, möglicherweise zu einer Gruppe namens *Œuvre de Secours aux Enfants*, dem Kinderhilfswerk. Sie halfen in erster Linie jüdischen Kindern, in neutrale Länder zu gelangen, aber wir wussten, dass sie Rose wahrscheinlich auch aufnehmen und ihr helfen würden, da sie erst siebzehn war und ein Kind erwartete. Aber darüber hinaus weiß ich nicht, was passiert ist oder wie genau sie entkommen ist. Weißt du, wie sie es geschafft hat?«

»Nein«, sage ich zu ihm. »Aber ich glaube, sie hat meinen Großvater kennengelernt, als er mit der Armee in Europa war. Ich glaube, er hat sie dann mit in die Vereinigten Staaten genommen.«

Jacob blickt verletzt. »Sie hat einen anderen geheiratet«, sagt er leise. »Nun, dann muss sie zu dem Zeitpunkt geglaubt haben, ich sei tot. Ich habe ihr gesagt, sie müsse um jeden Preis überleben und unser Baby beschützen.« Er hält einen Moment inne und fragt dann: »Ist er ein netter Mann? Der Mann, den sie geheiratet hat?«

»Er war ein sehr netter Mann«, sage ich leise. »Er lebt schon lange nicht mehr.«

Jacob nickt und senkt den Blick. »Es tut mir sehr leid.«

»Und was ist mit dir passiert?«, frage ich nach einer langen Pause.

Jacob sieht einige Zeit aus dem Fenster. »Ich bin noch einmal zurückgegangen, um Roses Familie zu holen. Rose hatte mich darum gebeten, aber ehrlich gesagt, hätte ich es sowieso getan. Ich träumte davon, dass wir alle eines Tages zusammen sein könnten, ohne den Schatten der Nazis über uns. Ich dachte, ich könnte sie retten, Hope. Ich war jung und naiv.

Als ich ankam, war es mitten in der Nacht. Die Kinder schliefen alle. Ich klopfte leise an die Tür, und Roses Vater öffnete. Er sah mich nur kurz an, und er wusste Bescheid. »Sie ist schon gegangen, habe ich recht?«, fragte er mich. Ich sagte, ja, ich hätte sie an einen sicheren Ort gebracht. Er sah so enttäuscht von mir aus. Ich habe noch immer sein Gesicht vor Augen, als er sagte: »Jacob, du bist ein Narr. Wenn du sie in den Tod getrieben hast, werde ich dir das nie verzeihen.«

Die ganze nächste Stunde versuchte ich verzweifelt, ihm nahezubringen, was ich wusste. Ich sagte ihm, die Razzia werde in ein paar Stunden beginnen. Ich sagte ihm, die Zeitung *l'Université Libre* habe berichtet, ein paar Wochen zuvor seien den Deutschen Unterlagen über rund dreißigtausend jüdische Einwohner von Paris übergeben worden. Ich berichtete ihm von

den Warnungen, die die jüdischen Kommunisten ausgegeben hatten, die von Vernichtung sprachen, und dass wir es um jeden Preis vermeiden müssten, verhaftet zu werden.

Er schüttelte nur den Kopf und schimpfte noch einmal, ich sei ein Narr. Selbst wenn die Gerüchte stimmten, sagte er, würde man nur die Männer abholen. Und vermutlich nur die Einwanderer. Daher sei seine Familie nicht wirklich in Gefahr, erklärte er. Ich schwor ihm, ich hätte gehört, dass es diesmal nicht nur die Männer trafe und nicht nur die Einwanderer. Außerdem würden manche Behörden, da Roses Mutter in Polen geboren war, ihre Kinder ebenfalls als nichtfranzösisch ansehen. Wir könnten das Risiko nicht eingehen. Aber er wollte nicht auf mich hören.«

Jacob seufzt und hält in seiner Erzählung inne. Ich werfe einen Blick auf Gavin, und als er zu mir herübersieht, ist sein Gesicht blass und traurig. In seinen Augen schimmern Tränen. Ohne lange nachzudenken, ergreife ich seine rechte Hand, die auf seinem Oberschenkel ruht. Er blickt einen Moment verblüfft, aber dann lächelt er, verhakt seine Finger in meinen und erwidert sanft den Druck. Ich blinzele ein paarmal und wende mich dann wieder zu Jacob auf der Rückbank um.

»Mehr konntest du nicht tun«, sage ich zu ihm. »Ich bin sicher, meine Großmutter wusste, dass du es versuchen würdest. Und du hast es getan.«

»Das habe ich«, pflichtet Jacob mir bei. »Aber ich habe nicht genug getan. Ich glaubte zwar, dass es zu der Razzia kommen würde, aber ich war nicht selbstbewusst genug, um Roses Vater davon überzeugen zu können. Ich war erst achtzehn, weißt du. Ich war noch ein Junge. Und damals konnte ein Junge einen älteren Mann unmöglich von seinem Standpunkt überzeugen. Ich denke oft, wenn ich mich mehr bemüht hätte, dann hätte ich sie alle retten können. Aber in Wahrheit war mir bewusst, dass eine kleine Chance bestand, dass die Gerüchte falsch waren, daher sprach ich nicht mit der Überzeugung, mit der ich hätte sprechen sollen. Ich werde mir nie verzeihen, dass ich mich nicht mehr bemüht habe.«

»Es ist nicht deine Schuld«, murmele ich.

Jacob schüttelt den Kopf und senkt den Blick. »Doch, liebe Hope, das ist es. Ich habe Rose gesagt, ich würde ihre Familie beschützen. Und das habe ich nicht getan.«

Er stößt einen erstickenen Laut aus und wendet sich ab, um wieder aus dem Fenster zu sehen.

»Es waren andere Zeiten«, nimmt Jacob nach einer langen Pause den Faden wieder auf. »Aber ich hatte die Verantwortung, mehr zu tun.« Er stößt einen tiefen und schweren Seufzer aus, bevor er mit seiner Erzählung fortfährt. »Ich verließ Roses Elternhaus und ging nach Hause zu meinen eigenen Eltern und meiner kleinen Schwester, die erst zwölf Jahre alt war. Mein Vater wusste, genau wie ich, was auf uns zukam, daher war er bereit. Wir gingen zum Restaurant eines Freundes im Quartier Latin, wo sich der Besitzer bereit erklärte, uns in seinem Keller zu verstecken. Dorthin hätte ich Rose auch bringen können, aber das Risiko war zu groß; die Schwangerschaft wäre ihr bald anzusehen gewesen, und ich wusste, wenn sie dann verhaftet wurde, würde sie sofort in den Tod geschickt werden. Daher musste ich sie aus Frankreich herausbringen, an einen sicheren Ort, irgendwohin, wo die Deutschen sie niemals finden würden.

Mein Vater und ich waren uns gleichzeitig einig, dass es die sicherste Lösung für unsere Familie war, die Razzia in dem Versteck abzuwarten und unser Leben dann einfach weiterzuleben und die Ohren immer offen zu halten, um gewarnt zu sein, wenn die Deutschen kamen. In jener Nacht, und noch den ganzen nächsten und übernächsten Tag, versteckten wir uns in einem überfüllten Raum im Keller des Restaurants, während wir uns fragten, ob man uns dort aufspüren würde. Am Ende des dritten Tages kamen wir wieder heraus, hungrig und erschöpft, und glaubten, das Schlimmste sei überstanden.

Ich wollte unbedingt zur Großen Moschee von Paris gehen, wohin man, wie ich wusste, Rose gebracht hatte. Aber mein Vater hielt mich davon ab. Er rief mir in Erinnerung, dass ich Rose und alle anderen dort dadurch nur in Gefahr brächte. Und so gelang es mir stattdessen nur, über meinen Freund Jean Michel die Nachricht zu erhalten, dass sie noch immer in Sicherheit war. Ich bat ihn, ihr zu sagen, dass ich ebenfalls lebte und dass ich bald zu ihr stoßen würde, aber ich weiß nicht, ob sie diese Nachricht je erhalten hat. Nur zwei Tage später stand die französische Polizei vor unserer Tür, um meinen Vater und mich abzuholen. Sie wussten, dass wir dem Widerstand angehörten, und das war der Preis dafür.

Sie nahmen auch meine Schwester und meine Mutter mit, und in Drancy, dem Durchgangslager bei Paris, wurden wir getrennt und in verschiedene Baracken gebracht. Ich habe sie nie wiedergesehen, aber später habe ich erfahren, dass sie nach Auschwitz deportiert wurden, genau wie mein Vater und ich.«

Wir alle verfallen für einen Moment in Schweigen, und mir fällt auf, dass die Sonne draußen lange Schatten über die Felder zu beiden Seiten der Autobahn wirft. Mein Magen verkrampft sich bei der Vorstellung, wie Jacob und seine Familie in ein Todeslager verschleppt wurden. Ich schlucke schwer.

»Was ist mit Ihrer Familie passiert?«, fragt Gavin Jacob leise. Er drückt wieder meine Hand und sieht mich besorgt an.

Jacob holt einmal tief Luft. »Meine Mutter und meine Schwester haben die erste Selektion in Auschwitz nicht überlebt. Meine Mutter war schwach und gebrechlich, und meine Schwester war klein für ihre zwölf Jahre und wurde vermutlich als nicht arbeitsfähig eingestuft. Sie wurden sofort in die Gaskammer geschickt. Ich bete, dass sie gar nicht mitbekamen, was mit ihnen passierte. Aber ich befürchte, zumindest meine Mutter wusste genug, um es zu begreifen. Die Vorstellung lässt mich nicht los, dass sie schreckliche Angst gehabt haben muss.«

Er hält kurz inne, um sich zu sammeln. Ich finde keine Worte, um die Pause zu füllen, daher warte ich einfach ab.

»Mein Vater und ich wurden beide in die Baracken geschickt«, fährt er fort. »Anfangs haben wir uns noch gegenseitig Mut gemacht, so gut wir konnten. Aber schon bald wurde er sehr krank. Es gab eine Epidemie in Auschwitz. Typhus. Für meinen Vater begann es mit Schüttelfrost in der Nacht, und dann kamen die Schwäche und ein schrecklicher Husten dazu. Die Wachleute zwangen ihn trotzdem zu arbeiten, und obwohl ich und die anderen Häftlinge versuchten, ihm die Arbeit so leicht wie möglich zu machen, war die Krankheit ein Todesurteil. Ich saß in seiner letzten Nacht bei ihm, während das Fieber in seinem Körper wütete. Er starb

irgendwann im Herbst 1942. Ich kann unmöglich sagen, an welchem Tag, in welcher Woche, welchem Monat, denn in Auschwitz hörte die Zeit in jedem normalen Sinn auf zu existieren. Aber er starb vor dem ersten Schneefall, so viel weiß ich.«

»Es tut mir so leid«, bringe ich schließlich hervor. Die Worte klingen erbärmlich unpassend.

Jacob nickt langsam und sieht einen Moment aus dem Fenster, bevor er sich wieder zu uns umwendet. »Am Ende hatte er seinen Frieden gefunden. In den Lagern war es so: Wenn die Menschen starben, dann sahen sie fast aus wie schlafende Kinder, unschuldig und endlich ohne Sorgen. Für meinen Vater war es genauso. Ich war froh, sein Gesicht so zu sehen, denn da wusste ich, dass er endlich frei war. Im Judentum ist die Vorstellung eines Himmels nicht so klar definiert wie im Christentum. Aber ich glaubte und glaube noch immer, dass mein Vater meine Mutter und meine Schwester auf irgendeine Weise wiedergefunden hat. Und das spendet mir Trost, selbst heute noch. Die Vorstellung, dass sie wiedervereint wurden, dass sie wieder zusammen sind.«

Er lächelt, ein verbittertes, trauriges Lächeln. »In Auschwitz gibt es ein Schild, auf dem steht: ›Arbeit macht frei.‹ Aber in Wahrheit machte uns dort nur der Tod frei. Und zuletzt war meine Familie frei.«

»Wie haben Sie es geschafft zu überleben?«, fragt Gavin. »Sie müssen doch über zwei Jahre in Auschwitz gewesen sein.«

Jacob nickt. »Fast zweieinhalb. Aber Tatsache war, dass ich keine andere Wahl hatte. Ich hatte Rose versprochen zurückzukommen, um sie zu holen. Und ich konnte und wollte dieses Versprechen nicht brechen. Nach der Befreiung ging ich zurück, um sie zu finden. Ich war mir so sicher, dass ich wieder mit ihr zusammen sein würde, dass wir wiedervereint werden würden, dass wir unser Kind gemeinsam großziehen, vielleicht noch mehr Kinder haben und dem Schatten des Krieges irgendwie entkommen würden.«

Gavin und ich hören gebannt zu, während Jacob uns erzählt, wie er zurück nach Paris kam, wie er verzweifelt nach Rose suchte, wie er aus tiefster Seele glaubte, dass sie überlebt hatte. Er erzählt uns von seiner Verzweiflung, als er sie nicht finden konnte, von seinen Gesprächen mit Alain, der allein und verloren war, nachdem seine ganze Familie umgekommen war, und sich in der Obhut einer internationalen Flüchtlingsorganisation befand.

»Schließlich ging ich nach Amerika«, sagt er, »denn das war der Ort, an dem Rose und ich, wie wir es uns versprochen hatten, wieder zusammenkommen wollten. Ich habe versucht, meine Seite des Versprechens zu halten, versteht ihr. Und so habe ich die letzten neunundfünfzig Jahre jeden Tag an der Spitze des Battery Park gewartet. Das ist der Treffpunkt, den wir vereinbart hatten. Ich war immer fest davon überzeugt, dass sie kommen würde.«

»Du warst jeden Tag dort?«, frage ich.

Jacob lächelt. »Fast jeden Tag. Ich hatte natürlich einen Job, aber ich bin immer vor und nach der Arbeit hingegangen. Die einzigen Tage, an denen ich nicht im Park gewartet habe, waren der Tag, an dem ich mir die Hüfte brach, und die Tage nach dem elften September, als es unmöglich war, in den Park zu gelangen. Um genau zu sein, stand ich in dem Park, als das erste Flugzeug ins World Trade Center einschlug.« Er schweigt einen Moment und ergänzt dann leise: »Das war

das zweite Mal in meinem Leben, dass ich sah, wie die Welt vor meinen Augen zusammenbrach.«

Ich brauche einen Augenblick, um das zu verdauen. »Wieso warst du dir so sicher, dass Mamie kommen würde? Hast du nicht irgendwann angefangen zu glauben, sie könnte tot sein?«

Er denkt einen Augenblick darüber nach. »Nein. Das hätte ich gefühlt. Das hätte ich gewusst.«

»Wie denn?«, frage ich leise. Ich will ihm nicht zu nahe treten; ich kann mir nur nicht vorstellen, siebzig Jahre lang aufgrund eines Gefühls an etwas festzuhalten.

Jacob starrt einen Moment aus dem Fenster und wendet sich dann mit einem leisen, traurigen Lächeln an mich. »Ich hätte es in meiner Seele gefühlt, Hope«, sagt er. »Verstehst du das? So etwas gibt es nicht sehr oft im Leben, aber wenn zwei Menschen eine solche Verbundenheit finden, die Art Verbundenheit, die deine Großmutter und ich haben, dann schweißt sie das für immer zusammen. Ich hätte gefühlt, dass ein Teil meiner Seele fehlte, wenn sie nicht mehr wäre. Als Gott uns zusammengeführt hat, da hat Er aus uns zwei Hälften desselben Ganzen gemacht.«

Gavins Griff um meine Hand verstärkt sich auf einmal, und er sieht mich mit aufgerissenen Augen an.

»Was denn?«, frage ich ihn.

Anstatt zu antworten, sieht er in den Rückspiegel. »Jacob?«, fragt er. »Was genau meinen Sie damit? Dass Gott Sie beide zusammengeführt hat?«

Und in diesem Augenblick, noch bevor Jacob antwortet, verstehe ich, worauf Gavin hinauswill, und ich weiß, was Jacob im Begriff ist zu sagen.

»Der Tag, an dem Rose und ich geheiratet haben«, sagt Jacob. »Da wurden wir in Gottes Augen eins.«

Ich schlucke schwer. »Du und Mamie wart verheiratet?«, wiederhole ich.

Jacob blickt verblüfft. »Aber natürlich«, sagt er. »Wir haben heimlich geheiratet. Ihre Familie wusste nichts davon, ebenso wenig wie meine. Sie hielten uns für zu jung. Wir sehnten uns nach dem Tag, an dem wir vor ihnen eine Zeremonie abhalten könnten, um mit den Menschen zu feiern, die wir am meisten liebten. Aber diese Chance haben wir nie bekommen.«

Ich versuche angestrengt, das zu begreifen, und auf einmal wird mir klar, was es heißt: Wenn meine Großmutter mit Jacob verheiratet war, dann war ihre Ehe mit meinem Großvater nie wirklich gültig. Wieder verspüre ich einen schmerzlichen Stich um seinetwillen; um der drohenden Verluste willen, von denen er nie etwas ahnte.

Oder hatte er es doch gewusst? Hatte mein Großvater, als er 1949 nach Paris fuhr, vielleicht herausgefunden, dass Jacob Levy überlebt hatte, und erkannt, dass allein schon Jacobs Existenz seine eigene Verbindung mit meiner Großmutter für ungültig erklären würde? Hatte er Mamie deshalb erzählt, Jacob wäre umgekommen? Bei dem Gedanken verkrampft sich mein Magen schmerzhaft, und ich begreife, dass ich die Antwort vielleicht niemals erfahren werde.

»Hast du meine Großmutter geheiratet, weil sie bereits schwanger war?«, wage ich zu fragen.

»Nein.« Jacob schüttelt entschieden den Kopf. »Wir haben geheiratet, weil wir uns liebten. Wir haben geheiratet, weil wir befürchteten, der Krieg würde uns auseinanderreißen. Wir haben

geheiratet, weil wir wussten, dass wir füreinander bestimmt waren. Das Baby wurde, glaube ich, in unserer Hochzeitsnacht gezeugt, als wir zum ersten Mal auf diese Weise zusammen waren.«

Ich schließe die Augen, während ich diese Tatsache verdaue. Meine Mutter war nicht die Folge einer Affäre zweier Teenager gewesen; sie war in einer Ehe gezeugt worden. Sie war das Ergebnis der Vollendung der Liebe zwischen Mamie und Jacob gewesen. Sie und dann ich – und noch später Annie – waren alles, was von der verhängnisvollen Verbindung zweier Seelenverwandter geblieben war.

»Verstehst du denn nicht?«, fragt Jacob nach langem Schweigen. »Ich hatte die ganze Zeit recht. Rose hat überlebt. Ich habe es aus tiefstem Herzen gewusst. Und jetzt werde ich sie endlich wiedersehen.«

Kurz hinter Providence schläft Jacob ein, und im schwindenden Abendlicht sitzen Gavin und ich schweigend nebeneinander, jeder in seine eigene Welt versunken.

Ich weiß nicht, was Gavin durch den Kopf geht, aber sein Gesicht sieht traurig aus. Genau so, wie ich mich fühle. Ich bin mir nicht sicher, warum ich wenige Stunden vor einem Wiedersehen, das fast siebzig Jahre auf sich hat warten lassen, Leere anstatt Jubel empfinde. Ich nehme an, es liegt daran, dass das, was verloren wurde, so viel schwerer zu wiegen scheint als das, was gewonnen wurde. Ja, Mamie hatte ein Leben in Freiheit und Sicherheit. Ja, sie hat meine Mutter zur Welt gebracht, die wiederum mich zur Welt gebracht hat, und so die Linie der Familie fortgeführt, die zu beschützen sie Jacob versprochen hatte. Und ja, Jacob hatte über all die Jahre, über all die Meilen hinweg überlebt. Aber jeder von ihnen hatte seine Bürde allein getragen, obwohl das nicht hätte sein müssen. Aufgrund von Missverständnissen oder vielleicht Lügen hatten beide die Art Liebe verloren, an die ich selbst nie geglaubt habe.

Aber jetzt tue ich es. Und das macht mir schreckliche Angst, denn ich weiß, dass ich eine solche Liebe noch nie erfahren habe. Nicht einmal annähernd.

Kurz hinter Fall River hält Gavin, um zu tanken, und während Jacob noch immer auf der Rückbank schläft, entferne ich mich ein paar Schritte vom Wagen, um Annie anzurufen. Ich sage ihr, dass wir Jacob gefunden haben und mit ihm im Auto auf dem Rückweg sind. Ich lächele, als sie aufkreischt und wegläuft, um es Alain zu sagen. Ich kann auch seinen aufgeregten Aufschrei im Hintergrund hören. Ich versichere ihr, dass wir in spätestens zwei Stunden da sein werden und dass Jacob ihr dann die ganze Geschichte erzählen wird.

»Mom, ich kann gar nicht glauben, dass du das wirklich getan hast«, jubelt sie.

»Das war ich nicht allein«, sage ich. »Du warst es auch, Schatz. Und Gavin.« Ich sehe hinüber zum Wagen, wo er mit dem Rücken zu mir steht und tankt. Er kratzt sich geistesabwesend am Kopf, und ich lächele. »Es war auch Gavin«, sage ich noch einmal.

»Danke, Mom«, sagt Annie trotzdem. In ihrer Stimme liegt eine Wärme, die ich bei ihr schon lange nicht mehr gehört habe, und ich bin dankbar dafür. »Und, wie ist er so?«

Ich erzähle ihr, wie wir Jacob im Battery Park gefunden haben, wie freundlich und höflich er ist und wie er Mamie all die Jahre geliebt hat.

»Ich wusste es«, flüstert sie. »Ich wusste, dass er nie aufgehört hat, Mamie zu lieben.«

»Du hattest recht«, sage ich. »Wir sehen uns in ein paar Stunden, Schatz.«

Ich lege auf, und während ich langsam zurück zum Wagen gehe, sehe ich nach oben, wo die ersten Sterne der Abenddämmerung Löcher in den Himmel brennen. Ich denke an all die Abende, an denen ich Mamie an ihrem Fenster sitzen sah, wo sie auf dieselben Sterne wartete, und ich frage mich, ob es das ist, wonach sie gesucht hat, ihre große Liebe, die die ganze Zeit über hier war.

Als ich an Gavins Seite trete, lächelt er sanft zu mir herunter. »Alles okay mit dir?«, fragt er. Ich sehe zu, wie er den Zapfhahn aus dem Benzintank nimmt, einhängt und den Tankdeckel zuschraubt.

»Ja«, sage ich. Ich werfe einen Blick auf die Rückbank, wo Jacob noch immer tief und fest schläft. Auf einmal werde ich von Gefühlen überwältigt, und Tränen strömen mir über die Wangen. »Es ist wahr«, sage ich. »Alles.« Ich erwarte nicht, dass er mich versteht, aber irgendwie tut er es trotzdem.

»Ich weiß«, murmelt er. Er zieht mich zu einer Umarmung an sich, und als ich den Kopf an seine Brust lehne und die Arme um ihn schlinge, kann ich spüren, wie ich loslasse. Ich weine, während er mich hält, und ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich um Jacobs und Mamies oder um meiner selbst willen weine.

Wir stehen lange Zeit so da, ohne zu sprechen, denn Worte sind überflüssig. Ich weiß jetzt, dass der Prinz echt ist. Dass die Menschen, die uns am meisten lieben, uns retten *können*. Und dass das Schicksal vielleicht mehr für uns alle bereithält, als wir begreifen. Ich weiß jetzt, dass Märchen doch wahr werden können, wenn man nur den Mut hat, nicht aufzuhören, an sie zu glauben.

## ***Sterntörtchen***

### ***Zutaten***

*3 Tassen Mehl*

*1 TL Salz*

*3 EL Kristallzucker*

*1 Tasse Backfett*

*1 verquirltes Ei*

*1 TL weißer Essig*

*1 Tasse und 4 EL Wasser*

*1 Tasse getrocknete Feigen, gehackt*

*1 Tasse Dörripflaumen, gehackt*

*1 Tasse rote oder grüne kernlose Trauben, in Scheiben geschnitten*

*6 EL brauner Zucker*

*1 TL Zimt*

*½ Tasse Mandelstifte*

*1 EL Mohn*

*Zimtzucker zum Bestreuen (3 Teile Zucker vermischt mit 1 Teil Zimt)*

### ***Zubereitung***

1. Für die Kruste das Mehl mit Salz und Kristallzucker sieben. Das Backfett klein schneiden und mit zwei Messern oder einer Küchenmaschine dazugeben, bis die Mischung die Konsistenz grober Streusel hat. Das Ei, den Essig und 4 EL Wasser zu der Mischung geben und mit einer Gabel vermengen, dann die Hände mit Mehl bestäuben und den Teig zu einer Kugel kneten.
2. Den Teig 10 Minuten im Kühlschrank kaltstellen, dann in zwei Hälften teilen. Eine Hälfte kreisförmig ausrollen und damit den Boden einer Form mit 24 cm Durchmesser auslegen. Die andere Hälfte beiseitestellen.
3. Ofen auf 175 Grad vorheizen.
4. Feigen, Dörripflaumen, ½ Tasse geschnittene Trauben, braunen Zucker, Zimt und 1 Tasse Wasser in einen mittelgroßen Topf geben und bei mittlerer bis starker Hitze rühren, bis der Zucker sich auflöst und die Masse zum Kochen kommt. Temperatur auf mittlere bis schwache Hitze zurückschalten, Topf abdecken und die Masse 20 Minuten köcheln lassen. Deckel abnehmen und noch 3–5 Minuten unter ständigem Rühren kochen, bis die meiste Flüssigkeit verdampft ist und die Masse die Konsistenz fester Marmelade hat. Vom Herd nehmen.



5. Während die Füllung abkühlt, die Mandeln in einer dünnen Schicht auf einem Backblech verteilen und im Ofen 7–9 Minuten rösten, bis sie leicht gebräunt sind.
6. Die gerösteten Mandeln aus dem Ofen nehmen und zu der Obstmischung geben. Den Mohn und die andere  $\frac{1}{2}$  Tasse geschnittene Trauben dazugeben und gründlich verrühren.
7. Die Obstmischung auf den vorbereiteten Teigboden geben. Den restlichen Teig zu einer Fläche von 25 x 25 cm ausrollen. In gut 1 cm breite Streifen schneiden und sie zu einem sternförmigen Muster quer über den Kuchen legen. Großzügig mit Zimtzucker bestreuen.
8. 30 Minuten backen oder bis die obere Kruste goldbraun ist. Aus dem Ofen nehmen und vollständig abkühlen lassen. Im Kühlschrank bis zu 5 Tagen haltbar. Kalt oder bei Zimmertemperatur servieren.

*Das Wasser, in dem Rose schwamm, nahm jetzt allmählich andere Farben an – gedämpfte, milchige Farben, die Rose an die Gemälde von Claude Monet erinnerten, die sie als Mädchen so geliebt hatte. In der trüben Tiefe gab es Seerosen und Trauerweiden, und manchmal warfen auch Pappeln weit über ihr ihren Schatten über die Oberfläche.*

*Als Mädchen hatte Rose immer davon geträumt, einmal nach Giverny zu fahren, wo Monet viele seiner berühmten Werke gemalt hatte. Sie hatte geglaubt, das müsse der schönste Ort der Welt sein. Erst als sie älter war, hatte sie begriffen, dass der Ort selbst auch nicht schöner war als alles andere, was sie bisher gesehen hatte; es war die Art, wie Monet ihn mit seinen Pinseln und Leinwänden eingefangen hatte. Einmal waren sie und Jacob nach Argenteuil gefahren, ganz in der Nähe von Paris, wo Monet eine Zeit lang gelebt und gemalt hatte, und Rose war enttäuscht gewesen, als sie erkannte, dass die Stadt, wenn auch schön, keineswegs so außergewöhnlich war, wie Monet sie dargestellt hatte.*

*Schönheit, hatte sie damals begriffen, lag allein in der Wahrnehmung. Nach dem Krieg hatte sie mit einem leichten Schock festgestellt, dass sie nicht mehr imstande war, diese Art Schönheit in irgendetwas wahrzunehmen. Obwohl ihr undeutlich bewusst war, dass die Welt noch immer schön war, war es, als wären die Ränder auf einmal verschwommen und alles Licht verloschen.*

*Und jetzt, umgeben von den wogenden, seidigen Farben in diesen geheimnisvollen Tiefen, denen sie offenbar nicht entkommen konnte, schwebte und lauschte sie. Da waren wieder Stimmen, weit entfernt, über der Oberfläche dieses großen und sanften Meeres. Sie versuchte mit aller Willenskraft, an die Oberfläche zu gelangen. Auf einmal schien es ihr sehr wichtig zu wissen, wer dort war. Hatte sie diesmal etwas anderes gehört?*

*Während sie langsam nach oben schwebte, näher an die Oberfläche, sanft gehalten von dem weichen Wasser, erinnerten die Farben sie auf einmal an das Kleid, das sie sich für ihren heimlichen Hochzeitstag gemacht hatte. Der 14. April 1942. Ein Dienstag, ein Datum, das sie niemals vergessen würde. Sie hatte die Stoffe von ihrer Freundin Jacqueline bekommen, der Einzigen, die wusste, was sie und Jacob vorhatten. Aber Jacqueline war in der ersten Märzwoche abgeholt worden, war verhaftet worden, weil sie es gewagt hatte, Ausländerin und Jüdin zu sein. Es war nur ein Vorgeschmack all der Grauen, die noch kommen sollten, aber das hatte Rose damals noch nicht gewusst. Nicht an dem wunderschönen Tag ihrer Hochzeit.*

*Das Kleid bestand aus vielen Schichten von hauchzartem Stoff, und sie hatte über einen Monat gebraucht, um es nachts im Dunkel ihres Zimmers zu nähen. Wenn ihre Schwester Hélène sie fragte, was sie da tat, versteckte sie das Kleid unter ihren Decken und fand irgendeine Ausrede. Sie hatte immer geglaubt, dass Hélène es auf irgendeiner Ebene wusste. Und obwohl Hélénes*

stillschweigende Missbilligung Jacobs an ihr nagte, hatte Rose zugleich das Gefühl, dass ihre Schwester im Dunkel der Nacht insgeheim froh war, dass wenigstens eine von ihnen einen Ausweg aus der Traurigkeit gefunden hatte, die sie alle umgab.

Rose hatte bei ihrer Hochzeit kein Weiß tragen wollen, auch wenn sie natürlich noch unberührt war. Aber Weiß stand für Unschuld, und in Paris war nichts mehr unschuldig.

Und so war sie in ihrem Kleid erschienen, das aus vielen Farben bestand, aus all den Tönungen, die sie an den Himmel in der Morgendämmerung erinnerten, was damals ihre Lieblingstageszeit war. Ein milchiges Blau. Ein zartes Rosa. Ein buttriges Gelb. Ein blasses Apricot. Ein verschwommenes Lavendel. Eintausend Schichten, so schien es ihr, die Rose mit einer Leichtigkeit umgaben, die sie an Wolken erinnerte.

»Du bist das Schönste, was ich je gesehen habe«, hatte Jacob zu ihr gesagt, als sie ins Zimmer trat. Und so, wie er sie angesehen hatte, hatte sie gewusst, dass er es von ganzem Herzen meinte. Dann hatten sich ihre Blicke getroffen, und in seinen Augen konnte sie all das sehen, was vor ihnen lag: ein gemeinsames Leben irgendwo weit weg von Paris, und Kinder natürlich, viele Kinder. Sie würden lachen und sich Geschichten erzählen und Arm in Arm alt werden. Das Leben dehnte sich in jenem Augenblick endlos und glücklich vor ihnen aus. Und Rose gestattete sich, daran zu glauben.

»Ich liebe dich«, hatte sie ihm zugemurmelt.

Und jetzt, während sie in diesem Meer schwebte, begriff sie, dass es in Wirklichkeit gar kein Meer war, sondern vielmehr die unzähligen hauchdünnen Schichten ihres Brautkleids, die sie mit ihrer Zartheit sanft hielten. Sie sah die Farben, die sie so sorgfältig in Schichten übereinandergenäht hatte, und sie erkannte, dass sie durch jede von ihnen ein klein wenig hindurchsehen konnte. Sie lagen weich an ihrer Haut, genau wie an jenem Apriltag vor so langer Zeit.

Sie lauschte angestrengter, während sie langsam durch die Schichten nach oben schwebte. Und dann, auf einmal, wusste sie es. Sie musste bereits tot sein. Sie wunderte sich, dass sie es nicht schon längst begriffen hatte; es war so offensichtlich. Natürlich, das war der Grund, weshalb sie tagelang Alains Stimme gehört hatte; er rief sie nach Hause, zeigte ihr den Weg durch die seltsam milchige Umgebung, den Weg dorthin, wo ihre Familie die ganze Zeit bereits wartete. Sie war nicht im Himmel gewesen; sie war in dieser seltsamen, schichtenartigen Welt. Aber vielleicht war das hier doch der Himmel. Woher sollte sie wissen, wie die Wolken sich wirklich anfühlten? Vielleicht war das hier der Sonnenaufgang. Vielleicht würde dieses seltsame Meer jeden Augenblick von innen erleuchtet werden.

Und dann wusste Rose ganz sicher, dass sie gestorben war und dass der Himmel echt war, denn sie konnte die Stimme ihres Liebsten hören, die nach ihr rief.

»Reviens à moi.« Jacobs Stimme drang von oben zu ihr herunter. »Reviens à moi, mon amour! Komm zurück zu mir, meine Liebe.«

Rose wollte antworten. Sie versuchte zu rufen: »Ich komme, Jacob!« Aber die Worte blieben ihr in der Kehle stecken.

*Doch dann spürte sie, wie seine Hand ihre eigene umfasste. Sie wusste sofort, dass es Jacob war; sie würde seine Berührung überall erkennen, auch wenn es fast siebzig Jahre her war, seit sie sie zuletzt gespürt hatte. Seine Hand legte sich so um ihre, wie sie es immer getan hatte: warm, stark, vertraut. Es war die Hand, die sie gerettet hatte, vor so langer Zeit.*

*Sie wusste, dass er sie an sich zog, nach all den Jahren, und das musste heißen, dass er ihr verziehen hatte, dass sie ihn zurück in den Tod geschickt hatte. Das Herz ging ihr über, und sie spürte Tränen in ihren Augen. Auf nicht mehr hatte sie all die Jahre gehofft.*

*Sie holte einmal tief Luft, und sie stellte fest, dass das Meer nach Lavendel roch, demselben Duft, den sie an ihrem Hochzeitstag eingeatmet hatte. Sie war zu Hause, endlich zu Hause. Sie hielt Jacobs Hand fest umklammert und begann, endlich an die Oberfläche zu schwimmen.*

Annie bemerkt es als Erste.

»Mom!«, zischelt sie und zupft mich aufgeregt am Ärmel, während ich zusehe, wie sich Jacob über Mamie neigt und ihr auf Französisch etwas zuflüstert. Wir sind vor einer Stunde im Krankenhaus angekommen, und seit diesem Augenblick sitzt Jacob ganz nah bei ihr.

»Was denn, Schatz?«, frage ich, außerstande, mich von der Szene loszureißen, die mir so sinnlos und traurig erscheint.

»Sie bewegt sich, Mom!«, sagt Annie. »Mamie bewegt sich!«

Erschrocken stelle ich fest, dass sie recht hat. Ich sehe ehrfürchtig zu, wie Mamies linke Hand leicht zuckt und sich um Jacobs schließt. Er flüstert ihr noch immer zu, eindringlicher jetzt.

»Ist sie ...?«, beginnt Alain, aber seine Stimme verliert sich, während er auf Mamie starrt.

»Sie wacht auf«, flüstert Gavin neben mir.

Wir alle sehen zu, wie ihre Augenlider zu flattern beginnen und sich dann, es ist unglaublich, öffnen. Ich weiß, dass einer von uns einen Arzt oder eine Schwester holen sollte, aber ich stehe wie angewurzelt da, außerstande, mich zu bewegen.

Sie atmet laut aus, wie jemand, der lange Zeit die Luft angehalten hat, und ihre Augen huschen rasch durchs Zimmer, bis sie auf Jacob zu ruhen kommen und sich weiten. Sie sagt irgendetwas Unverständliches, mit einer Stimme, die nicht wie ihre eigene klingt. Es ist, als versuche sie sich zu erinnern, wie sie ihren Mund benutzen soll.

»Meine Rose«, sagt Jacob, »ich habe dich gefunden.«

Sie bewegt für einen Moment die Lippen, gibt noch ein stöhnendes Geräusch von sich und sagt dann: »Du ... hier«, mit einer Stimme, die krächzend und heiser, aber unverkennbar ihre ist. Sie starrt zu Jacob hoch, der jetzt weint, während er sich hinunterbeugt und meine Großmutter einmal leicht auf die Lippen küsst.

»Ja, ich bin hier, Rose«, murmelt er. Sie starren sich an, vertiefen sich ineinander.

»Wir ...« Mamies Stimme verliert sich, und sie versucht es erneut. »Wir ... im Himmel?« Ihre Worte kommen langsam, wie Melasse, aber sie scheint entschlossen zu sprechen.

Jacob holt schaudernd Luft. »Nein, meine Liebe. Wir sind am Cape Cod.«

Mamie blickt einen Moment verwirrt, und dann suchen ihre trüben Augen den Raum ab. Ihr Blick fällt erst auf mich, dann auf Annie und Gavin und schließlich auf ihren Bruder. »Alain?«, flüstert sie.

»Ja«, sagt er schlicht. »Ja, Rose. Ich bin es.«

Sie sieht in fassungslosem Unglauben zurück zu Jacob. »Alain ... am Leben? Du, Jacob ... du bist am Leben?«, flüstert sie ihm zu.

»Ja, meine Liebe«, sagt Jacob. »Du hast mich gerettet.«

Mamies Augen füllen sich mit Tränen, die ihr gleich darauf in Strömen über die Wangen fließen. »Ich habe dich nicht ... ich habe dich nicht gerettet«, flüstert sie. »Wie kannst du sagen, dass ...?« Sie hält kurz inne, holt schauernd Luft. »Ich habe dich gebeten ... noch einmal zurückzugehen. Es ist ... meine Schuld.«

»Nein«, widerspricht Jacob sanft. »Nichts von alledem war deine Schuld, liebe Rose. Ich habe überlebt, weil ich immer daran geglaubt habe, dass ich dich wiedersehen würde. Du warst es, die mich, seit siebzig Jahren jetzt, am Leben erhalten hat. Ich habe nie aufgehört, nach dir zu suchen.«

Sie starrt ihn noch immer an.

»Jemand sollte den Arzt holen«, flüstert Gavin neben mir.

»Mmm«, antworte ich unbestimmt. Aber keiner von uns setzt sich in Bewegung.

Einen Augenblick später dreht Mamie den Kopf leicht zur Seite, bis ihr Blick auf mir zu ruhen kommt. »Hope?«

»Ja, Mamie.« Ich trete einen Schritt vor.

»Warum ... weinst du?«, fragt sie stockend.

»Weil ...« Ich kann es mir selbst nicht erklären. »Weil ich dich so vermisst habe«, sage ich schließlich, während ich gleichzeitig begreife, wie wahr die Worte sind.

Sie sieht zurück zu Jacob. »Wie ...?«, fragt sie.

Er nickt, versteht sie. »Hope hat mich gefunden«, sagt er. »Hope und Annie und ihr Freund Gavin.«

»Gavin?«, fragt sie. Sie sieht mit etwas Mühe wieder zu uns hinüber, und dann mustert sie verwirrt Gavins Gesicht. »Gavin wer? Sie?«

»Ja, Ma'am«, erwidert Gavin. »Wir sind uns ein paarmal begegnet. Ich bin ein Handwerker aus der Gegend. Ich bin ... ich bin mit Ihrer Enkeltochter befreundet.«

»Ja«, murmelt Mamie. »Ja, jetzt weiß ich es.« Sie schließt für einen Moment die Augen, und als sie sie wieder aufschlägt, starrt sie Jacob lange an, bevor sie wieder zu mir zurücksieht.

»Wie ... wie hast du meinen Jacob gefunden?«, flüstert sie.

»Es war die Liste, die du mir gegeben hast«, sage ich. »Die Liste, die mich nach Paris geschickt hat.«

Sie blickt verwirrt, und mir wird klar, dass sie keine Ahnung hat, wovon ich rede. Im Drama des Augenblicks habe ich ihre Alzheimererkrankung fast vergessen.

»Aber es waren auch die Märchen«, fahre ich fort, während sie mich noch immer anstarrt. »Es waren deine Märchen, die uns letztendlich zu ihm geführt haben. Ich wusste nicht, dass sie wahr waren.«

»Sie sind wahr«, murmelt Mamie. Aber sie sieht Gavin an, während sie spricht. »Natürlich. Immer wahr.«

Ihr Blick wandert hinüber zu Alain, und wieder füllen sich ihre Augen mit Tränen. »Alain?«, sagt sie leise.

»Wie hast du mich nach all den Jahren erkannt?«, fragt er.

»Du ... mein Bruder«, sagt sie deutlich. Ihre Sprechweise wird etwas schneller; es ist, als würden die Worte wiederkommen, während sie aufwacht. »Ich würde dich ... überall erkennen.«

»Es tut mir leid, dass ich dich nicht früher gefunden habe«, sagt er. »Ich wusste nicht ... ich wusste nicht, dass du am Leben bist. All diese vergeudeteten Jahre.«

Mamie schließt für einen Moment die Augen. Sie weint wieder. »Ich dachte ... du tot«, sagt sie. »In Auschwitz. Dieser Ort. Ich habe mir vorgestellt ... viele tausend Male.«

»Ich dachte auch, du wärest tot«, murmelt Alain.

Als Nächstes wendet Mamie ihren Blick Annie zu. »Leona?«, fragt sie.

Annies Schultern sacken nach unten, und ich habe Mitleid mit ihr; ich weiß, wie weh es ihr tut, wenn ihre Urgroßmutter sie nicht erkennt.

»Nein, Mamie«, sagt Annie. »Wer ist denn Leona?«

Aber diesmal ist es Jacob, der antwortet. »Leona war meine kleine Schwester.« Jetzt sieht er Annie gebannt an. »Mein Gott, Annie, du siehst ihr so ähnlich.«

Annie blickt zurück zu Mamie, mit weit aufgerissenen Augen. »Du hast mich monatelang Leona genannt«, sagt sie. »Das ist das Mädchen, das du gemeint hast?«

Mamie blickt verwirrt.

Annie wendet sich an Jacob. »Was ist mit Leona passiert?«

Jacob sieht mich fragend an, und ich nicke leicht. Annie ist alt genug, um es zu erfahren. »Sie ist gestorben, Liebes«, sagt er. »In Auschwitz. Ich glaube, sie hat nicht sehr lange gelitten, Annie. Ich glaube, sie ist friedlich gestorben.«

Annies Augen füllen sich mit Tränen. »Es tut mir leid«, murmelt sie, an Jacob gewandt. »Das mit Ihrer Schwester tut mir wirklich leid.«

Er lächelt sie sanft an. »Ich kann sie in dir sehen«, sagt er. »Und das stimmt mich froh.« Er wendet sich wieder an Mamie und beugt sich zu ihr vor. »Rose, Leona ist vor vielen Jahren gestorben. Aber diese junge Dame hier ist Annie. Deine Urenkelin.« Er hält kurz inne, bevor er sich korrigiert: »*Unsere* Urenkelin.«

Annie sieht mich scharf an, und mir fällt ein, dass ich es ihr noch gar nicht gesagt habe. Ich habe ihr noch nicht gesagt, dass Jacob Mamie vor vielen Jahren geheiratet hat und dass er der leibliche Vater meiner Mutter ist. Ich ergreife die Hand meiner Tochter und drücke sie fest. »Ich erkläre dir alles später«, flüstere ich. Sie blickt verwirrt und ein bisschen beunruhigt, aber sie nickt.

Mamie mustert jetzt Annie. »Annie«, sagt sie schließlich. Ich kann sehen, wie die Erkenntnis in ihren Augen dämmert. »Die Jüngste.«

»Ja, Mamie«, murmelt Annie.

»Du bist ... gutes Mädchen«, sagt Mamie. »Ich bin stolz ... Du hast ... Geist in dir. Das erinnert mich an ... etwas, was ich verloren habe. Gib das ... niemals auf.«

Annie nickt hastig. »Okay, Mamie.«

Schließlich wendet sich Mamie wieder an Jacob, der sich noch immer über sie gebeugt hat. »Mein Liebster«, sagt sie leise. »Weine nicht.«

Ich sehe, wie Jacobs Körper vor Schluchzern bebzt und ihm Tränen über die Wangen strömen.

»Jetzt sind wir zusammen«, fährt Mamie fort. »Ich habe ... auf dich gewartet.« Sie starren sich schweigend an, und es dauert eine Weile, bis mir bewusst wird, dass ich den Atem anhalte.

Ich sehe zu, wie Jacob sich vorbeugt, langsam, sanft, und Mamie auf die Lippen küsst. Dort verharrt er, mit geschlossenen Augen, als wollte er sich nie wieder von ihr lösen. In diesem erstarrten Augenblick werde ich auf einmal lebhaft an ein anderes Märchen erinnert. Er sieht aus wie der Prinz, der Dornröschen nach hundert Jahren Schlummer wachküsst. Mir wird erschreckend klar, dass sie in gewisser Weise fast genauso lange geschlafen hat; siebzig Jahre lang hat sie eine Art halbes Leben geführt.

»Für immer, meine Liebe«, sagt Jacob.

Mamie lächelt ihn an und starrt ihm in die Augen. »Für immer«, murmelt sie.



Um kurz nach drei Uhr morgens, nur wenige Stunden nachdem Annie, Alain, Gavin und ich sie mit Jacob allein gelassen haben, ist Mamie friedlich eingeschlafen.

Jacob saß die folgenden Stunden an Mamies Bett, und kurz nach Sonnenaufgang, als er vor der Tür der Bäckerei, die Mamie vor so vielen Jahren gegründet hat, aus einem Taxi stieg, schien er ein anderer Mann zu sein. Ich hatte erwartet, dass er traurig sein würde, geschlagen, da er siebzig Jahre lang gewartet hatte, nur um jetzt mit anzusehen, wie seine große Liebe dahinschied. Aber stattdessen glänzten seine Augen nur anders als an dem Tag, als wir ihn in New York zum ersten Mal gesehen hatten, und er schien zehn Jahre jünger zu sein.

Die Schwestern erzählten mir später, Jacob hätte noch bis spät in die Nacht mit Mamie gesprochen, und als sie schließlich kamen, um nach ihr zu sehen, und feststellten, dass sie gestorben war, hätte sie gelächelt, und Jacob hätte noch immer ihre Hand gehalten und ihr in einer Sprache zugeflüstert, die sie nicht verstanden.

Gavin rief seinen Rabbi an, der vorbeikam, um sich mit Jacob, Alain und mir zusammzusetzen, und gemeinsam planten wir eine Beisetzung nach jüdischem Brauch. Jetzt begriff ich, dass Mamie immer jüdisch gewesen war; daran hatte sich nie etwas geändert. Vielleicht war sie, wie sie gesagt hatte, auch katholisch und muslimisch gewesen. Aber wenn man, wie Mamie mir einmal erklärt hatte, Gott überall finden konnte, dann erschien es uns am sinnvollsten, sie auf demselben Weg nach Hause zu schicken, auf dem sie einmal gekommen war.

Wir übernahmen es abwechselnd, bei Mamie zu sitzen – Gavin erklärte mir, dass man nach dem jüdischen Glauben einen Toten nicht allein lassen sollte –, und einen Tag später wurde sie in einem Holzsarg neben meiner Mutter und meinem Großvater beigesetzt. Ich hatte nicht gewusst, wie ich damit umgehen sollte, nachdem ich eben erst erfahren hatte, dass Mamies Ehe mit meinem Großvater durch ihre Heirat mit Jacob im Grunde für ungültig erklärt wurde. Aber Jacob hatte nur meine Hände in seine genommen und sanft gesagt: »Gott kümmert es nicht, wo jemand zur letzten Ruhe gebettet wird. Ich glaube, Rose hätte hier beerdigt werden wollen, wo sie ihr Leben lang gelebt hat, neben dem Mann, der ihr ein neues Leben geschenkt hat, und neben ihrer Tochter. *Unserer Tochter.*«

In den nächsten Tagen führte ich wie gewohnt die Bäckerei, aber mit dem Herzen war ich nicht dabei. Ich fühlte mich, als hätte sich ein großes Loch in meinem Leben aufgetan. Jetzt war ich auf mich allein gestellt, gegen die Welt: Ich selbst war verantwortlich für diese Bäckerei; verantwortlich für meine Tochter; verantwortlich dafür, eine Familientradition fortzuführen, die ich erst allmählich verstand.

Am sechsten Abend nach Mamies Tod unternimmt Alain mit Annie einen Spaziergang, und ich sitze mit Jacob am Kamin und höre zu, wie er stockend von den Jahren nach dem Krieg erzählt.

»Es tut mir so leid, Hope, dass ich nicht da war, um dich aufwachsen zu sehen«, sagt er und drückt meine Hände. Ich kann spüren, wie seine Hände zittern. »Ich würde alles geben, um dabei gewesen zu sein. Aber du bist eine gute Frau, eine anständige Frau. Du erinnerst mich so sehr an Rose, an die Frau, zu der sie, wie ich immer wusste, heranwachsen würde. Und du hast ebenfalls eine gute Tochter mit einem guten Herzen großgezogen.«

Ich danke ihm und starre ins Feuer, während ich überlege, wie ich ihm die Frage stellen soll, die mir keine Ruhe lässt, seit ich Jacob getroffen habe. »Was ist mit meinem Großvater?«, frage ich schließlich leise. »Was ist mit Ted?«

Jacob senkt den Kopf und sieht lange Zeit ins Feuer. »Dein Großvater muss ein wundervoller Mann gewesen sein«, sagt er schließlich. »Er hat eine gute Familie großgezogen, Hope. Ich wünschte, ich hätte die Chance bekommen, ihm dafür zu danken.«

»Das ist ihm gegenüber alles so unfair«, sage ich leise. »Es tut mir leid«, füge ich kurz darauf hinzu. »Ich wollte dich damit nicht kränken.«

»Natürlich nicht«, beeilt sich Jacob zu sagen. »Und du hast ja auch recht.« Er schweigt und starrt wieder lange Zeit ins Feuer. »Er wird immer dein Großvater bleiben, Hope. Das weiß ich. Ich weiß, dass du mich nie so lieben wirst, wie du ihn geliebt hast, denn ihn hast du von klein auf gekannt.«

Ich mache den Mund auf, um zu protestieren, denn das ist Jacob gegenüber auch nicht fair. Aber er hebt eine Hand, um mir Schweigen zu gebieten. »Ich werde es immer bedauern, nicht hier gewesen zu sein, um zu sehen, was er sehen durfte. Aber das ist nun einmal das Schicksal, das das Leben uns zugeteilt hat. Und wir müssen es akzeptieren. Man kann im Leben nur nach vorn blicken. Man kann die Zukunft ändern, aber nicht die Vergangenheit.«

Ich nicke zögernd. »Es tut mir leid«, sage ich noch einmal, aber die Worte kommen mir lahm und nichts sagend vor. »Hat Mamie irgendetwas über ihn gesagt?«, frage ich. »Zu dir? Bevor sie gestorben ist?«

Er nickt und wendet den Blick ab. »Sie hat mir alles erklärt, so gut sie konnte«, sagt er. »Ich glaube, sie dachte, sie müsse mir helfen, es zu verstehen, aber in Wahrheit habe ich es immer verstanden, Hope. Der Krieg hat uns auseinandergerissen, und es gibt Dinge, die lassen sich nicht wieder zusammenfügen.«

»Was hat sie dir erzählt?«

Er wendet sich zu mir um. »Im Spätherbst 1942 hat sie es nach Spanien geschafft. Dort hat sie deinen Großvater kennengelernt. Er war mit einem US-Militärflugzeug über Frankreich abgeschossen worden, und wie deine Großmutter war auch er über Kanäle in Frankreich, die die Alliierten unterstützten, nach Spanien geschmuggelt worden. Er und deine Großmutter wurden in demselben Haus versteckt, und so haben sie sich kennengelernt. Er hat sich in deine Großmutter verliebt, die bald ihr Kind erwartete. Etwa zu dieser Zeit gab es einen Flüchtlingsstrom von Juden, die aus Paris entkommen waren, Menschen, die Rose in ihrem früheren Leben gekannt hatte, und sie sagten ihr, ich sei tot. Anfangs hat sie es nicht geglaubt, aber ein paar der Leute

behaupteten, sie hätten mich auf den Straßen von Paris sterben sehen. Ein anderer sagte, er hätte gesehen, wie ich in Auschwitz zur Gaskammer geführt wurde.«

»Mein Gott«, murmele ich nur. Ich weiß nicht, was ich sonst sagen soll.

Jacob sieht aus dem Fenster, wo sich allmählich Eisblumen auf der Scheibe bilden und unsere Sicht in die Dunkelheit draußen verschleiern. »Anfangs hat sie es nicht geglaubt«, sagt er noch einmal. »Sie sagte, sie hätte es in ihrer Seele nicht gefühlt. Aber je mehr Menschen ihr erzählten, ich sei gestorben, desto überzeugter wurde sie, dass es doch stimmte und dass das, was sie fühlte, darauf beruhte, dass ich durch das Kind weiterlebte, das in ihr heranwuchs. Da wusste sie, dass sie unsere Tochter um jeden Preis beschützen musste. Und als Ted ihr einen Antrag machte und anbot, sie mit zurück in die Vereinigten Staaten zu nehmen, bevor das Baby zur Welt kam, da wusste sie, dass unser Kind damit die Chance haben würde, als Amerikaner geboren zu werden, was wir uns immer erträumt hatten. Es würde unserem Kind die Chance geben, in einem Land aufzuwachsen, in dem es für immer frei sein könnte.

Sie ging mit deinem Großvater in die Vereinigten Staaten, wo er sie heiratete«, fährt Jacob langsam fort. »Sie ließen ihn auf der Geburtsurkunde als Josephines Vater eintragen, damit es keine Komplikationen gab. Später ließen sie das Geburtsjahr gegen ein kleines Bestechungsgeld abändern, damit niemand nachrechnen und die Geschichte anzweifeln würde. Dein Großvater hat deine Großmutter nur um eines gebeten: dass sie ihm gestattete, Josephine als seine eigene Tochter großzuziehen, dass Josephine nie von meiner Existenz erfahren würde.«

»Das heißt, sie hat meiner Mutter nie von dir erzählt?«

Jacob schüttelt den Kopf. »Das war, sagte sie, eines der Dinge in ihrem Leben, die sie mit am meisten bedauerte. Aber Ted wurde ein wundervoller Vater, und sie hatte das Gefühl, das Versprechen halten zu müssen, das sie ihm gegeben hatte. Sie hatte ein Leben für ein anderes getauscht, und sie vergaß nie den Handel, auf den sie sich eingelassen hatte. Aber Rose sagte, sie hätte versucht, mich auf andere Weise für Josephine lebendig zu halten.«

»In ihren Märchen«, murmele ich. »Du warst die ganze Zeit da, in den Geschichten, die sie meiner Mom und mir erzählt hat.« Ich halte kurz inne, und auf einmal muss ich an etwas denken, was Mamie mir erzählt hat. »Aber mein Großvater ist doch 1949 nach Paris gefahren, oder? Um herauszufinden, was mit dir und der Familie meiner Großmutter passiert ist?«

Jacob holt einmal tief Luft und nickt. »Das ist der eine Teil der Geschichte, für den deine Großmutter keine Erklärung hatte«, sagt er. »Und ich brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, dass Ted es vielleicht die ganze Zeit gewusst hat. Damals stand ich noch in den Verzeichnissen. Ich war noch nicht nach Amerika gegangen; ich kam erst 1952 hierher. Ich ließ nichts unversucht, um gefunden zu werden, denn ich glaubte nicht, dass Rose umgekommen war. Ich glaubte, dass sie überlebt hatte und dass wir einander wiederfinden würden.

Ich nehme an, wir werden nie erfahren, was wirklich passiert ist«, fährt er fort. »Aber wenn dein Großvater nach Hause gekommen ist und deiner Großmutter erzählt hat, ich wäre tot, dann wusste er mit allergrößter Wahrscheinlichkeit, dass das eine Lüge war.«

»Um das Leben zu schützen, das er mit ihr begonnen hatte«, sage ich. Auf einmal fröstelt mich, und ich beuge mich näher zum Feuer vor.

Jacob nickt. »Ja, ich glaube schon. Aber kann ich ihm das verdenken? Er hat Rose geliebt, und er hat Josephine geliebt, die seine Tochter geworden war. Er hatte sich mit ihnen ein gutes Leben aufgebaut. Wenn Rose erfahren hätte, dass ich überlebt hatte, dann hätte er vielleicht alles verloren. Er tat, was er konnte, um seine Familie zu schützen. Und das kann ich ihm nicht zum Vorwurf machen. Ehrlich gesagt, habe ich doch genau dasselbe getan, oder? Ich habe Entscheidungen getroffen, um die Leute zu schützen, die ich am meisten liebte. Wir alle treffen Entscheidungen oder erbringen Opfer für das, was wir für das größere Gut halten.«

Ich schlucke den Kloß im Hals hinunter. »Aber wenn das stimmt, dann hat er verhindert, dass ihr beide, du und meine Großmutter, wieder zusammenkommen konntet. Er hat euch siebenzig Jahre lang getrennt.«

»Nein, Liebes«, sagt Jacob. »Es war der Krieg, der uns getrennt hat. Die Welt war aus den Fugen, und dein Großvater war für die Folgen davon auch nicht mehr verantwortlich als ich oder Rose. Wir alle haben unsere Entscheidungen getroffen. Wir alle mussten mit dem leben, was wir bereuten.«

»Es tut mir im Herzen weh«, sage ich. Ich habe das Gefühl, mich bei Jacob dafür entschuldigen zu müssen, was mein Großvater getan hat, und für das entsetzlich unfaire Los, das ihm beschieden war. Aber er schüttelt nur den Kopf.

»Nicht doch«, sagt er. »Deine Großmutter hat mich kurz vor ihrem Tod gebeten, ihr zu verzeihen; sie hatte das Gefühl, mich verraten zu haben, indem sie Ted heiratete. Aber ich habe ihr gesagt, es gebe keinen Grund, ihr zu verzeihen, denn sie hatte nichts Unrechtes getan. Gar nichts. Sie handelte so, wie sie es tat, da sie glaubte, es sei das Richtige für unsere Tochter. Das Entscheidende ist, dass Rose überlebt hat. Und Josephine. Und du und Annie. Egal, was passiert ist, Rose hat das Kind gerettet, das wir zusammen gezeugt hatten, die größte Erklärung unserer Liebe, und ihm das Leben geschenkt, das wir uns immer erträumt hatten, ein Leben in Freiheit.«

»Aber du hast dein ganzes Leben damit verbracht, auf sie zu warten«, sage ich.

Er lächelt. »Und jetzt habe ich sie gefunden. Ich habe meinen Frieden gefunden.« Er nimmt wieder meine Hände und sieht mir lange in die Augen. »Ihr seid unser Vermächtnis. Du und Annie. Ihr müsst eure Herkunft in Ehren halten, jetzt, da ihr sie kennt.«

»Aber wie?«

»Indem ihr euren Herzen folgt«, sagt Jacob. »Das Leben wird kompliziert. Umstände reißen uns auseinander. Entscheidungen bestimmen über unser Schicksal. Aber dein Herz wird dir immer die richtige Richtung aufzeigen. Deine Großmutter hat das immer gewusst.«

Ich lasse den Kopf hängen. »Aber woher soll ich wissen, was ich tun soll?« Ich weiß nicht, wie ich ihm erklären soll, dass mein Herz mir immer nur Ärger eingebracht hat.

»Du wirst es wissen«, sagt Jacob. »Hör einfach zu. Die Antwort liegt in dir.«

Am nächsten Morgen, als ich mich auf den Weg zur Bäckerei machen will, sehe ich Jacob im Wohnzimmer sitzen, wo er aus dem Fenster starrt, an derselben Stelle, an der ich ihn am Abend zuvor zurückgelassen habe. Ich frage mich, ob er sich die Sterne ansieht, so wie Mamie es immer getan hat.

»Hey, Jacob«, sage ich, während ich mir meine Schlüssel vom Küchentisch schnappe. »Ich muss los. Wenn du Lust hast, komm doch später bei der Bäckerei vorbei. Ich werde dir ein Sterntörtchen backen.«

Als er keine Antwort gibt, gehe ich hinüber zu seinem Sessel und knie mich neben ihn. »Jacob?«

Er hat die Augen geschlossen, und ein leises, friedliches Lächeln liegt auf seinem Gesicht, als wäre er mitten in einem Traum, aus dem er nicht aufwachen will. Ich frage mich, ob er an meine Großmutter denkt.

»Jacob?«, sage ich noch einmal. Ich berühre ihn leicht am Arm, und in dem Augenblick weiß ich es. »Jacob«, murmele ich leise, während mir die ersten Tränen übers Gesicht rinnen. Sein Arm ist kalt und seine Wange ebenfalls, als ich eine Hand hebe, um sie sanft zu berühren. Er ist von uns gegangen. Und irgendwie wundert mich das gar nicht. Er hat sein Leben lang versucht, Mamie zu finden. Und jetzt hat er die Ewigkeit, um all die verlorenen Jahre nachzuholen.

Ich störe ihn nicht. Ich wecke Annie oder Alain nicht auf. Ich fahre nicht zur Bäckerei. Ich bleibe einfach neben ihm sitzen, neben diesem Mann, dessen Mut mir vor so vielen Jahren das Leben geschenkt hat, lange bevor ich überhaupt geboren wurde, und ich weine. Ich weine um all das, was verloren, und all das, was gefunden wurde. Ich weine um meine Großmutter, und ich weine um meine Mutter, die die Geschichte ihrer Geburt nie erfahren hat. Ich weine um Annie, da sie bereits weitaus mehr Verlust zu ertragen hatte, als sie in solch jungen Jahren sollte. Und ich weine um mich selbst, da ich nicht mehr weiterweiß. Ich weiß nicht, wie ich die Antworten finden soll, von denen Jacob offenbar glaubte, dass ich sie in meinem Herzen trage.

Nach reiflicher Überlegung beschließen Alain und ich, Jacob neben meiner Großmutter beizusetzen. Schließlich hat er nirgends mehr irgendwelche Verwandten, und wir können uns keinen Ort vorstellen, an dem er lieber begraben sein würde als neben seiner großen Liebe. *Ich habe sie gefunden*, hat er mir an seinem letzten Abend gesagt. *Ich habe meinen Frieden gefunden*.

Elida White und ihre Großmutter kommen zur Beisetzung aus Pembroke, und wir stehen alle zusammen da – Muslime, Christen und Juden – und lauschen den Worten des Rabbis an seinem Grab. Ich blicke nach Osten, in die Richtung, in die Jacobs Grabstein zeigen wird, wenn er geliefert wird. Mamies Stein wird in dieselbe Richtung zeigen. In ein paar Stunden werden die ersten Sterne des Abends am Himmel aufgehen, wie sie es immer getan haben, wie sie es immer tun werden. Denn solange am Himmel Sterne stehen, begreife ich jetzt, wird Jacobs Versprechen, Mamie zu lieben, fortleben. Die Sterne, nach denen sie einst Ausschau hielt, werden still über sie und ihre große Liebe wachen, die endlich an ihre Seite zurückgekehrt ist.

Der Winter am Cape Cod ist lang und einsam, und dieses Jahr kommt es mir vor, als stehe die Zeit still, während ich darauf warte, die Bäckerei zu verlieren. Es gibt keine potenziellen Käufer, denn wer würde einen solchen Laden mitten im Winter schon wollen? Aber die Bank beabsichtigt dennoch, sie mir wegzunehmen. Matt unternimmt nichts, um es zu verhindern, und ich bitte ihn auch nicht darum. Jeden Morgen, wenn mein Atem vor mir in der Luft schwebt wie gefrorene Rauchwolken, frage ich mich, ob heute der Tag ist, an dem der letzte Rest von Mamies Vermächtnis verschwinden wird. Bis dahin werde ich die Bäckerei weiterführen, denn das ist das Einzige, wovon ich etwas verstehe.

Man könnte glauben, diese Jahreszeit wäre mir wegen der zunehmenden Trostlosigkeit und des schleppenden Geschäfts die unliebsamste. Aber ich habe in den Wintermonaten immer Frieden gefunden. Die Abende sind so still, kurz bevor die Sonne untergeht, dass ich innerhalb der Wände meines Cottages das Kreischen einer einzelnen Möwe über dem Meer hören kann. Wenn ich über den Strand spaziere, knirscht bisweilen Eis unter meinen abgelaufenen Stiefeln. Und die Main Street kommt mir vor den Feiertagen wie eine Geisterstadt vor; wenn ich morgens in die Bäckerei komme, könnte ich manchmal glauben, der einzige Mensch in dieser winterlichen Märchenlandschaft zu sein, und ich stelle mir vor, was ich tun würde, wenn niemand mich sehen könnte.

In der dritten Novemberwoche schlägt Gavin vor, zusammen essen und ins Kino zu gehen, und obwohl ich ablehne, kommt er ein paar Tage später vorbei und lädt Annie, Alain und mich zu Thanksgiving in das Haus seiner Familie in der Nähe von Boston ein. Ich vermisse Mamie mehr als sonst an diesem Tag, und ich bin nervös wegen der Bäckerei, daher fahre ich ihn an, ohne es so zu meinen.

»Hör zu, ich bin dir sehr dankbar für alles, was du für mich und meine Familie getan hast«, blaffe ich ihn an, und mein Magen verkrampft sich bei meinen Worten. »Aber ich kann das Annie nicht antun.«

Er blickt verblüfft und verletzt. »Was nicht antun?«

»Ein Risiko mit jemandem wie dir eingehen.«

Er starrt mich an. »Mit jemandem wie mir?«

Ich fühle mich fürchterlich, aber genau wie Mamie dem Leben ihres Kindes den Vorrang eingeräumt und ihre eigenen Bedürfnisse hintangestellt hat, weiß ich, dass ich dasselbe tun muss. Das bin ich meiner Tochter schuldig. »Du bist wundervoll, Gavin«, versuche ich es ihm zu erklären. »Aber Annie hat in letzter Zeit so viel verloren. Sie braucht jetzt Stabilität. Nicht noch jemanden, der vielleicht wieder aus ihrem Leben verschwindet.«

»Hope, ich habe nicht vor zu verschwinden.«

Ich senke den Blick zum Boden. »Aber du kannst mir heute nicht versprechen, dass du für immer da sein wirst, oder?«, frage ich. Er gibt keine Antwort, daher fahre ich fort: »Natürlich kannst du das nicht. Und ich würde dich auch nie darum bitten. Aber ich kann niemanden in mein Leben lassen, wenn auch nur die geringste Möglichkeit besteht, dass er meiner Tochter wehtun wird.«

»Ich würde niemals ...«, beginnt er.

»Es tut mir leid«, sage ich entschieden, und ich hasse mich selbst dafür.

Ich sehe, wie er die Zähne zusammenbeißt. »Na schön«, sagt er schließlich. Und geht ohne ein weiteres Wort.

»Es tut mir leid«, murmele ich noch einmal, lange nachdem er gegangen ist.

Chanukka fällt dieses Jahr mit Weihnachten zusammen, und Alain beschließt, noch zu bleiben, damit wir die Feiertage gemeinsam begehen können. Annie verbringt die ersten zwei Dezemberwochen bei Rob, aber ich habe sie in der zweiten Monatshälfte bei mir, wenn Rob und seine Freundin auf die Bahamas fliegen. Das ermöglicht es Alain, Annie die jüdischen Feiertagstraditionen näherzubringen, und wir tauschen Geschenke und zünden die Kerze der Menora an, genau wie es Mamie vor siebzig Jahren getan haben muss, als sie noch glaubte, dass ein glückliches Leben mit Jacob vor ihr lag. Der Schmerz wegen ihres Todes hat sich noch nicht gelegt und hüllt uns ein wie Nebel, auch wenn ich mich an manchen Tagen frage, ob wir vielleicht eher ihr Leben betrauern als ihren Tod. Denn sie ist mit einem Lächeln auf den Lippen gestorben, bald gefolgt von dem einzigen Menschen, der imstande war, das Puzzle zu vervollständigen, das sie, ohne dass wir es je wussten, zusammenzufügen versuchte.

Es ist jetzt über einen Monat her, seit ich zuletzt von Gavin gehört habe. Es ist besser so, sage ich mir. Annie und ich sind eben dabei, wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Sie beginnt eben, mir zu vertrauen. Ich kann da keinen Mann mit hineinziehen, nicht jetzt. Sie soll wissen, dass sie für mich immer an erster Stelle kommen wird.

Alain versucht am letzten Tag von Chanukka, mit mir darüber zu reden, dem Tag, bevor er nach Paris zurückfliegt, aber er versteht es nicht.

»Gavin sorgt sich um dich«, sagt Alain zu mir. »Er hat dir geholfen, erst mich und dann Jacob zu finden. Er war gut zu deiner Tochter. Das alles hätte er nicht tun müssen.«

»Ich weiß«, antworte ich. »Er ist ein wundervoller Typ. Aber wir kommen gut ohne ihn zurecht.«

»Ich weiß. Aber *willst* du ohne ihn zurechtkommen?«, fragt Alain, wobei er mich eindringlich auf eine Art ansieht, die mir verrät, dass er die Antwort bereits weiß.

Ich weiche seinem Blick aus. »Ich brauche niemanden. Ich habe noch nie jemanden gebraucht.«

»Wir alle brauchen Leute, die uns lieben«, sagt Alain.

»Ich habe Annie«, entgegne ich.

»Und mich.« Er lächelt.

Ich erwidere sein Lächeln. »Ich weiß.«

»Glaubst du denn nicht an die Liebe?«, fragt er nach einer langen Pause. »Hast du sie denn nicht sonnenklar zwischen Rose und Jacob gesehen?«

Ich zucke zur Antwort nur mit den Schultern.

Die Wahrheit, die ich Alain nicht erklären kann, ist, dass ich jetzt tatsächlich an die Liebe glaube, an die Art Liebe, die es zwischen Mann und Frau geben kann. Das ist Mamies Verdienst, und dafür werde ich ihr für immer dankbar sein, denn ich hatte nie damit gerechnet, dass ich diese Lektion einmal lernen würde. Ich nehme an, in dieser Hinsicht bin ich eben die Tochter meiner Mutter.

Aber um mein Herz hat sich ebenso viel Eis gelegt wie um das Vogelfutterhäuschen, das auf der Veranda hinter unserem Cottage festgefroren ist. Dass es diese Liebe gibt, heißt noch lange nicht, dass auch ich dazu fähig bin. Manchmal, im Dunkel der Nacht, frage ich mich, ob ich überhaupt fähig bin, Annie richtig zu lieben, oder ob ich für immer die Kälte meiner Mutter geerbt habe. Annie ist mein Kind, und ich weiß, dass ich auf der Stelle mein Leben für sie geben würde, dass ich alles in meinem eigenen Leben aufgeben würde, um ihr ein besseres Leben zu bieten, aber ist das Liebe? Ich kann es unmöglich wissen. Und wenn ich mir meiner Fähigkeit, meine Tochter richtig zu lieben, nicht sicher bin, wie kann ich dann glauben, imstande zu sein, jemand anderen zu lieben?

Außerdem scheint mir, dass Mamie sich an ihre Liebe zu Jacob geklammert hat wie an ein Tau, das sie vor dem Ertrinken retten sollte. Doch im Laufe der Jahre wurde dieses Tau, das sie rettete, zu einer Schlinge, die sich von Jahr zu Jahr fester um ihren Hals legte. Ich befürchte, auch das kann aus Liebe werden, wenn man es zulässt.

Gavin hatte recht; unzählige Schutzwälle umschließen mein Herz, und ich weiß nicht, wie irgendjemand sie überwinden könnte. Ich glaube nicht mehr, dass es dort draußen irgendjemanden gibt, der gewillt ist, es zu versuchen. Ein einziges Gespräch mit Gavin hat genügt, um ihn zu vertreiben, und er ist ganz aus meinem Leben verschwunden, was mir bewiesen hat, dass ich ihm von Anfang an ohnehin nicht besonders wichtig war. Wie töricht war es doch von mir, etwas anderes zu glauben. Wie töricht, dass mir davon das Herz bricht.

Am 30. Dezember, einen Tag nachdem Alain zurück nach Paris geflogen ist, taucht Annie um zwei Uhr nachmittags in der Tür der Bäckerei auf. Eigentlich sollte sie um diese Zeit mit ihrer Freundin Donna bei uns zu Hause herumhängen. Donnas Mutter ist genau wie ich der Ansicht, die beiden Mädchen seien alt genug, um für ein paar Stunden bei mir zu Hause allein gelassen zu werden.

»Alles okay?«, frage ich prompt. »Wo ist Donna?«

»Sie ist nach Hause gefahren.« Annie lächelt. »Du hast einen Anruf bekommen.«

»Von wem denn?«

»Von Mr Evans«, nennt sie den Namen des einzigen Fachanwalts für Erbrecht in der Stadt.

»Mamie hat ein Testament hinterlassen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sein. Davon hätten wir längst erfahren. Mamie ist vor über einem Monat gestorben.«



Annie legt den Kopf schief. »Soll das heißen, ich lüge jetzt oder was?« Ich mache den Mund auf, um etwas zu erwidern, aber sie fährt fort: »Er hat gesagt, na ja, Mamie wollte nicht, dass er dich vor dem 30. Dezember anruft, weil es da irgendeinen Brief gibt, den du erst an Silvester bekommen solltest.«

Ich starre meine Tochter an. »Du machst Witze.«

Annie schüttelt den Kopf. »Das hat Mr Evans gesagt. Ruf ihn an, wenn du mir nicht glaubst.«

Und so rufe ich Thom Evans an, einen der vielen Männer in der Stadt, der hin und wieder mit meiner Mutter ausgegangen ist, als ich ein Kind war, und er erklärt mir in seinem steifen, bedächtigen Ton, ja, es gebe ein Testament, und ja, es gebe einen Brief, und ich könne morgen jederzeit gern vorbeikommen, um beides abzuholen, auch wenn es ein Samstag und noch dazu ein Feiertag sei. »Das Gesetz schläft nie«, erklärt er mir, und dabei muss ich mir das Lachen verkneifen, denn die ganze Stadt weiß, dass man Thom Evans, wenn man in seiner Kanzlei vorbeischaut, vermutlich eher mit einer Flasche Scotch in der Hand an seinem Schreibtisch eingeknickt antrifft als tatsächlich bei der Arbeit.

Am nächsten Nachmittag schließe ich die Bäckerei etwas früher und mache mich auf den Weg zu Thoms Kanzlei, die nur ein paar Blocks weiter in der Main Street liegt. Die Sonne scheint hell, auch wenn ich weiß, dass sie in nur wenigen Stunden zum letzten Mal in diesem Jahr im Meer versinken wird. Annie übernachtet heute bei ihrem Vater, der sich bereit erklärt hat, mit ihr, Donna und zwei anderen Freundinnen zu der großen Silvesterfeier nach Chatham zu fahren, und ich habe vor, den Abend allein am Strand zu verbringen, auch wenn ich mehrere dicke Wollschichten benötigen werde, um mich gegen den kalten Wind zu wappnen, der von der Bucht hereinweht. In letzter Zeit habe ich oft an all die Abende denken müssen, an denen Mamie den Himmel abgesucht hat, und es erscheint mir richtig, das Jahr ausklingen zu lassen, indem ich dasselbe tue, und zwar von dort, wo die Sicht am klarsten ist.

Ich lege Mütze und Mantel ab und stecke den Kopf durch die Tür zu Thoms Büro. Er scheint an seinem Schreibtisch eingeknickt zu sein, auch wenn weit und breit keine Schnapsflasche zu sehen ist. Ich halte kurz inne, bevor ich klopfe. Er muss jetzt fast siebzig sein; ich weiß, dass er die Highschool im selben Jahr abgeschlossen hat wie meine Mutter, und ihn zu sehen weckt bei mir für einen Moment Erinnerungen an die Vergangenheit und Sehnsucht nach meiner Mutter.

Ich klopfe leicht an die Tür, und er ist sofort wach. Er blättert in ein paar Unterlagen und räuspert sich, damit es nicht so aussieht, als hätte er einfach geschlafen. »Hope!«, ruft er. »Kommen Sie herein!«

Ich trete in sein Büro, und er bietet mir mit einer Geste einen der Stühle vor seinem Schreibtisch an. Er steht auf und stöbert in seinem Aktenschrank, während wir Smalltalk darüber machen, wie schnell Annie groß wird und wie gern seine eigene Großnichte, Lili, die Lebkuchen mochte, die er an Heiligabend auf dem Weg nach Plymouth, wo Thoms Schwester mit ihrer Familie lebt, bei meiner Bäckerei mitgenommen hatte.

»Es freut mich, dass sie Anklang fanden«, sage ich. »Sie waren ein Lieblingsgebäck meiner Großmutter, das sie zu allen Feiertagen gebacken hat.« Als ich in Annies Alter war, hatte ich meinen Job als offizielle Lebkuchen-Glasiererin der Bäckerei sehr ernst genommen; ich hatte all

die kleinen Figuren mit Hüten, Handschuhen und manchmal sogar Nikolaus-Kostümen aus Zuckerguss eingekleidet.

»Ich kann mich erinnern«, sagt Thom lächelnd. Schließlich zieht er einen Ordner aus dem Aktenschrank und kommt zurück an seinen Schreibtisch. »Lili hat mich gebeten, für nächstes Jahr eine Bestellung aufzugeben. Sie will wissen, ob Sie die Lebkuchenmänner mit Schlittschuhen machen können.«

Ich lache. »Sie läuft jetzt Schlittschuh?«

»Letztes Jahr war sie besessen von Reiten und Ballett, und jetzt ist es Schlittschuhlaufen«, sagt er. »Wer kann schon sagen, was es nächstes Jahr um diese Zeit sein wird?«

Ich lächle. »Wissen Sie«, sage ich sanft, »ich befürchte, die Bäckerei wird es nächstes Jahr um diese Zeit vermutlich nicht mehr geben.«

Thom zieht eine Augenbraue hoch. »Ach nein?«

Ich nicke und senke den Blick. »Die Bank kündigt den Kredit auf. Ich habe das Geld nicht. Ich habe ein paar harte Jahre hinter mir, bei der Wirtschaftslage und allem.«

Thom schweigt einen Moment. Er setzt seine Brille auf und studiert eines der Papiere, die er aus dem Ordner gezogen hat. »Wissen Sie, wenn das hier *Ist das Leben nicht schön?* wäre, dann käme jetzt der Teil, wo ich Ihnen sage, dass alle Bewohner der Stadt zusammenlegen werden, um zu helfen, die Bäckerei zu retten.«

Ich lache. »Genau. Und Annie würde durch die Gegend laufen und allen sagen, dass jedes Mal, wenn irgendwo eine Glocke läutet, ein Engel seine Flügel bekommt.« Der Film ist mein Lieblingsfilm; Annie und ich haben ihn erst letzte Woche an Heiligabend mit Alain zusammen gesehen.

»*Wollen* Sie die Bäckerei denn retten?«, fragt Thom einen Augenblick später. »Oder würden Sie, wenn Sie die Wahl hätten, lieber irgendetwas anderes tun?«

Ich denke eine Minute darüber nach. »Nein. Ich will sie auf jeden Fall retten. Ich weiß nicht, ob ich das vor ein paar Monaten auch gesagt hätte. Aber jetzt bedeutet sie für mich etwas anderes. Ich weiß, dass sie mein Vermächtnis ist.« Ich lache halb, während ich wieder an den Film denken muss. »Wo sind die großzügigen Stadtbewohner, wenn man sie braucht, stimmt's?«

»Hmm«, macht Thom. Er studiert das Dokument in seinen Händen noch ein bisschen länger und sieht dann zu mir hoch. Der Anflug eines Lächelns umspielt seine Mundwinkel. »Was, wenn ich Ihnen sagen würde, dass Sie die Stadtbewohner gar nicht brauchen, um die Bäckerei zu retten?«

Ich starre ihn an. »Was?«

»Lassen Sie es mich so ausdrücken«, sagt er. »Wie viel Geld brauchen Sie, um alle Kosten zu decken und die Bäckerei wieder auf die Füße zu stellen?«

Ich wende prustend den Blick ab. Von jedem anderen wäre die Frage unhöflich gewesen. Aber Thom kenne ich seit einer Ewigkeit, und ich weiß, dass er nicht aufdringlich ist; das ist einfach seine Art. »Weitaus mehr, als ich habe«, sage ich schließlich. »Weitaus mehr, als ich je haben werde.«

»Hm.« Thom setzt seine Lesebrille auf und sieht mit zusammengekniffenen Augen auf das Blatt Papier. »Wären dreieinhalb Millionen genug?«

Ich huste. »Was?«

»Dreieinhalb Millionen«, wiederholt er ruhig. Er sieht mich über seine Brille hinweg an. »Würde das Ihre Probleme lösen?«

»Gott, ich denke schon.« Ich lache gequält auf. »Warum, haben Sie mir zu Weihnachten etwa ein Lotterielos gekauft?«

»Nein«, erwidert er. »Das ist zufällig die Summe, die Jacob Levy in Form von Spareinlagen und diversen Investitionen besaß. Als Sie mich letzten Monat wegen der Vorkehrungen für seine Beisetzung kontaktierten, habe ich mich doch mit seinem Anwalt in New York in Verbindung gesetzt, erinnern Sie sich? Sein Name stand auf Mr Levys Eigentumsurkunden.«

»Natürlich«, murmele ich. Obwohl Jacob nie wieder geheiratet hatte und keine Verwandten hatte, von denen wir wussten, war mir klar, dass wir irgendjemanden von seinem Tod in Kenntnis setzen mussten, vor allem, wenn wir vorhatten, ihn hier am Cape beizusetzen. Gavin hatte mir geholfen, einen Anwalt ausfindig zu machen, der in irgendwelchen alten Unterlagen von ihm stand.

»Nun, wie es der Zufall will, hat Jacob Levy in seinem Testament alles Ihrer Großmutter oder deren unmittelbaren Nachkommen vermacht«, fährt Thom fort. »Offenbar hat er immer geglaubt, dass sie überlebt hatte und dass er sie finden würde. Das hat sein Anwalt gesagt.«

»Augenblick, das heißt ...« Meine Stimme verliert sich, während ich mir zusammenzureimen versuche, was er mir sagt.

»Sie sind der nächste unmittelbare Nachkomme von Rose Durand McKenna, die, wie wir jetzt natürlich wissen, ursprünglich Rose Picard war«, fährt Thom fort. »Jacobs Nachlass gehört somit Ihnen.«

»Augenblick«, sage ich noch einmal, verzweifelt bemüht, es zu verstehen. »Sie sagen mir gerade, dass Jacob dreieinhalb Millionen Dollar besaß?«

Thom nickt. »Und jetzt sage ich Ihnen, dass *Sie* dreieinhalb Millionen Dollar haben. Nach etlichem Papierkram natürlich.« Er sieht wieder auf seine Unterlagen. »Offenbar hat er sich nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten vom Küchenhelfer in einem Hotel zum Hotelmanager hochgearbeitet, bis er schließlich Teilinvestor eines Hotels wurde. Das hat sein Anwalt erklärt. Bis 1975 hatte er es anscheinend zum Millionär gebracht und zu dieser Zeit eine Hilfsorganisation für Holocaust-Überlebende gegründet. Er hat dieses erste Hotel in sieben erfolgreiche Immobilien umgewandelt und seine Anteile vor drei Jahren verkauft. Ein Teil seines Vermögens geht in einen Fonds, um die Hilfsorganisation zu finanzieren. Der Rest – dreieinhalb Millionen – ist für Sie vorgesehen.«

»Aber er hat nie auch nur ein Wort darüber verloren«, sage ich.

Thom zuckt die Schultern. »Sein Anwalt meint, er sei sehr bescheiden gewesen. Hätte immer deutlich unter seinen Verhältnissen gelebt. Hätte sein Geld dafür verwendet, um Privatdetektive zu engagieren, die Ihre Großmutter finden sollten. Aber er wusste nicht, dass sie einen anderen Namen angenommen hatte. Und so konnte er sie nie finden.«

»Mein Gott«, murmele ich. Ich bin noch immer dabei, die Neuigkeit zu verdauen.

Thom nickt. »Es kommt noch mehr«, sagt er. »Ihre Großmutter hinterlässt Ihnen ebenfalls ein kleines Vermögen. Natürlich hat die betreute Wohnanlage, wie Sie wissen, einen Großteil ihrer Mittel aufgezehrt, aber ein bisschen davon ist noch übrig. Unterm Strich etwa fünfundsiebzigtausend Dollar. Genug, um den laufenden Kredit für das Haus Ihrer Mutter abzulösen.«

Ich schüttele den Kopf. »Das ist einfach unglaublich«, murmele ich.

»Und«, fährt Thom fort, »es gibt einen Brief. Ihre Großmutter hat ihn mir im September geschickt. Der Brief ist versiegelt«, erklärt er mir. »In der Notiz, die Ihre Großmutter beigelegt hat, bittet Sie mich, Ihnen den Brief am Silvesterabend des Jahres auszuhändigen, in dem sie stirbt.«

Der Kloß in meinem Hals macht es mir unmöglich, etwas zu erwidern. Ich blinzele Tränen weg, während Thom einen dünnen Umschlag über den Tisch schiebt.

»Wissen Sie, was darin steht?«, frage ich, als ich meine Stimme wiederfinde.

Thom schüttelt den Kopf. »Warum gehen Sie nicht einfach nach Hause und lesen ihn? Ich brauche nur noch Ihre Unterschrift auf ein paar Papieren hier, und dann werde ich veranlassen, dass das Geld Ihrer Großmutter auf Ihr Konto überwiesen wird. Jacob Levys Anwalt ist ebenfalls bereits damit befasst, Ihnen Jacobs Geld zukommen zu lassen. Sie müssten es bald bekommen. In der Zwischenzeit werde ich mit Matt bei der Bank reden, wenn Sie es wünschen.«

Ich nicke. »Sagen Sie ihm, dass ich die Bäckerei sofort kaufe«, sage ich. »Keine Raten mehr an die Bank. Ich will, dass sie für immer meiner Familie gehört.«

»Geht klar«, sagt Thom. Er schweigt kurz. »Hope?«, fragt er dann zögernd.

»Ja?«

Er seufzt und sieht aus dem Fenster. »Ihre Mom wäre stolz auf Sie, wissen Sie.«

Ich schüttele den Kopf. »Das glaube ich nicht«, sage ich. »Ich war immer eine Enttäuschung für sie. Ich glaube, sie wünschte, sie hätte mich nie bekommen.«

Ich habe diese Worte noch nie laut ausgesprochen, daher bin ich mir nicht sicher, warum ich es jetzt tue, ausgerechnet vor Thom Evans.

»Das stimmt nicht, Hope«, sagt Thom leise. »Mit Ihrer Mom hatte man es nicht immer leicht. Das wissen Sie selbst. Aber Sie waren der Mittelpunkt ihres Lebens, ob Sie es wussten oder nicht.«

»Nein, das war ich nicht«, sage ich. »Das waren Sie. Sie und die anderen Männer, die in ihrem Leben kamen und gingen. Nehmen Sie's mir nicht übel.«

»Das tue ich nicht«, sagt Thom.

»Es war, als suchte sie immer nach irgendetwas, was sie nicht finden konnte«, sage ich.

»Am Ende ihres Lebens hat sie es gefunden, glaube ich«, sagt er. »Aber vielleicht war es zu spät für sie, um es Ihnen richtig zu verstehen zu geben.«

Ich sehe auf. »Was meinen Sie damit?«

Er seufzt. »Sie hat ständig davon geredet, dass sie zu kalt sei, um sich richtig um irgendjemanden zu kümmern.«

»Das hat sie Ihnen gesagt?« So viel Selbsterkenntnis hatte ich meiner Mutter gar nicht zugetraut. Um genau zu sein, hatte ich gar nicht gewusst, dass sie am Ende überhaupt noch mit Thom sprach. Ich dachte, wenn die Leute aus ihrem Leben verschwanden, dann für immer. Es wundert mich zu hören, dass sie ihn wieder in ihr Leben gelassen hat.

Er nickt. »Wir haben uns über vieles unterhalten. Vor allem zum Ende hin. Ich glaube, als die Krankheit Ihrer Mutter voranschritt, bedauerte sie vieles. Erst kurz vor ihrem Tod erkannte sie, dass das, was sie gesucht hatte, die ganze Zeit genau vor ihrer Nase gewesen war.«

Ich blinzele. »Was meinen Sie damit?«

»Sie hat Sie geliebt«, sagt er. »Mehr, als sie als junge Frau wirklich begreifen konnte. Ich glaube, sie hat ihr Leben lang nach Liebe gesucht, hat an ihrer eigenen Fähigkeit zu lieben gezweifelt, und letztendlich hat sie erkannt, dass sie die ganze Zeit da gewesen war. In Ihnen. Und wenn sie das früher begriffen hätte, dann hätte vielleicht alles anders kommen können.«

Ich starre ihn nur an, denn ich weiß nicht, was ich sagen soll.

»Gehen Sie und lesen Sie den Brief Ihrer Großmutter, Hope«, sagt Thom sanft. »Und wenn Sie etwas von Ihrer Mom lernen wollen, dann, dass Sie nicht so weit weg, wie Sie vermuten, nach dem suchen müssen, was schon da ist.«

An jenem Abend rufe ich Annie an, um ihr von Jacobs Erbschaft zu erzählen, die ausreichen wird, um die Bäckerei zu retten und für Annies Collegegebühren aufzukommen – wobei immer noch ein dicker Batzen übrig bleiben wird. Während ich höre, wie sie am anderen Ende der Leitung jauchzt und jubelt, muss ich lächeln, und ich schwöre mir, mir künftig mehr Mühe mit ihr zu geben. Es wird besser werden. Sie ist ein gutes Kind, und ich weiß, dass ich mich weiterhin bemühen muss, eine bessere Mom zu sein. Vielleicht kann ich das doch besser, als ich glaube.

Ich wünsche Annie viel Spaß bei ihrer Silvesterfeier, und sie verspricht mir, mich nach Mitternacht anzurufen, wenn Rob sie und ihre Freundinnen zu ihm nach Hause fährt, wo die Mädchen alle zusammen übernachten werden.

Es ist kurz nach elf, als ich mich endlich mit Mamies Brief vor den Kamin setze. Meine Hände zittern, als ich ihn öffne; mir ist bewusst, dass er das letzte Stück von ihr ist. Nach allem, was ich weiß, könnte es Alzheimer-Gefasel sein; es könnte aber auch etwas sein, das ich für immer wie einen Schatz hüten werde. Wie auch immer, sie ist nicht mehr. Jacob ist nicht mehr. Meine Mutter ist nicht mehr. Annie wird in spätestens sechs Jahren erwachsen und aus dem Haus sein. Ich wickele mich in eine Wolldecke, die meine Großmutter gestrickt hat, als ich ein kleines Mädchen war, und versuche, mich nicht ganz so allein zu fühlen.

Ich ziehe den Brief aus dem Umschlag. Er ist vom 29. September datiert. Dem Tag, an dem wir mit Mamie zum Strand gefahren sind. Dem Tag, an dem sie mir die Liste mit den Namen gegeben hat. Dem ersten Abend von Rosch ha-Schana. Dem Abend, an dem alles begann. Mein Herz setzt einen Takt aus, und ich hole einmal tief Luft.

*Liebste Hope*, beginnt der Brief. Die nächsten zehn Minuten bin ich in die Lektüre vertieft. Ich überfliege den Brief einmal kurz, und dann, mit Tränen in den Augen, gehe ich zurück zum

Anfang, um ihn noch einmal, diesmal langsamer, zu lesen. Ich höre Mamies Stimme in meinem Kopf, während sie jedes der Worte mit ihrem bedächtigen, melodischen Akzent formt.

Liebste Hope,

während ich heute hier sitze, um dir zu schreiben, weiß ich, dass das meine letzte Chance auf geistige Klarheit sein könnte. Ich weiß, dass meine Tage gezählt sind. Du wirst diesen Brief erhalten, wenn ich nicht mehr bin, und du sollst wissen, dass ich bereit war. Mein Leben war lang, und vieles davon war wundervoll. Aber in der Dämmerung meines Lebens hat mich die Vergangenheit eingeholt, und ich kann sie nicht länger ertragen.

Falls ich es schaffe, bei klarem Verstand zu bleiben, werde ich dir heute Abend die Liste mit Namen geben, die in meinem Herzen eingebrennt sind und am Himmel geschrieben stehen. Bis du diesen Brief liest, wirst du daher wissen, dass der Großteil meines Lebens eine Lüge war. Aber es war eine Lüge, die ich leben musste. Zuerst, um deine Mutter zu schützen, und später, um mich selbst zu schützen.

Ich weiß nicht, ob du die Wahrheit von allein herausfinden wirst. Ich hoffe es. Du hast es verdient, sie zu kennen, und ich hätte sie dir schon längst erzählen sollen. Ich wusste, dass ich das Versprechen, das ich deinem Großvater gegeben habe, nur halten musste, solange er am Leben war, aber dir oder deiner Mutter später davon zu erzählen, wäre mir dennoch wie ein schwerer Verrat an ihm vorgekommen. Denn er war ein wundervoller Mann, ein guter Ehemann, ein liebevoller Vater und Großvater. Ich will ihn nicht verraten. Aber in diesen letzten Monaten, während mich immer mehr von der Vergangenheit in der Dunkelheit meiner Erinnerungen aufsucht, habe ich begriffen, dass ich meine Geheimnisse nicht mit ins Grab nehmen darf. Du verdienst zu wissen, wer ich bin und wer du bist.

Ich bin ein Feigling. Das ist das Erste, was du wissen musst. Ich bin ein Feigling, weil ich vor der Vergangenheit davongelaufen bin. Es erforderte weniger Mut, eine neue Person zu werden, als mich den Verfehlungen der Person, die ich einmal war, zu stellen. Ich bin ein Feigling, da ich beschloss, mich selbst in diesem neuen Leben zu verlieren.

Wenn du nach Paris gefahren bist, dann weißt du inzwischen, dass ich eine Picard bin. Das ist meine Familie. Ich bin in einem progressiven jüdischen Elternhaus aufgewachsen. Mein Vater war Arzt. Meine Mutter war eine polnische Einwanderin, deren Eltern eine Bäckerei führten, so wie du jetzt. Ich hatte zwei Schwestern und drei Brüder. Sie sind alle umgekommen. Alle. Ich habe mich damit abgefunden, aber ich gebe mir die Schuld daran, sie nicht gerettet zu haben. Diese Schuld trage ich jeden Tag mit mir herum.

Außerdem gibt es einen Mann, von dem du wissen musst, einen Mann namens Jacob Levy. Ich habe diesen Namen seit 1949 nicht mehr laut ausgesprochen, seit dem Jahr, in dem dein Großvater zurückkehrte, um mir zu sagen, dass Jacob in Auschwitz ermordet worden ist. Seitdem habe ich jede Nacht den Himmel nach ihm abgesucht. Aber ich kann ihn nicht finden.

Jacob, meine liebe Hope, war meine große Liebe. Ich habe auch deinen Großvater geliebt; ich will nicht, dass du das auch nur einen Augenblick bezweifelst. Aber ich glaube, dass wir im Leben nur eine wirklich große Liebe haben können, und Jacob war meine. Die meisten Leute finden nicht einmal das. Und je älter ich wurde, desto klarer wurde mir, dass ich, indem ich mein eigenes Herz verschlossen habe, dir vielleicht die Chance genommen habe, diese Art Liebe zu finden, genau wie ich deiner Mutter diese Chance genommen habe. Wenn einem niemand beibringt, wie man lieben soll, dann ist es schwer, von selbst darauf zu kommen. Lass das nicht mein Vermächtnis an dich sein.

Ich weiß, dass ich alles falsch gemacht habe. Ich habe mein Herz verschlossen, nachdem ich erfahren hatte, dass Jacob nicht mehr war, und ich wusste nicht, wie ich es wieder öffnen sollte. Vielleicht wollte ich es auch gar nicht. Aber das war der Grund, weshalb ich deine Mutter nicht auf die richtige Art geliebt habe. Das hat den Verlauf ihres Lebens verändert – und den Verlauf deines Lebens. Ich kann dir gar nicht sagen, wie leid mir das tut. Ich habe euch beide enttäuscht. Ich kann nur hoffen, dass es nicht zu spät für dich ist, diese Fehler in deinem eigenen Leben zu korrigieren.

Jacob ist gestorben, bevor er die Chance hatte, deine Mutter oder dich oder Annie kennenzulernen, und dadurch, glaube ich, wurden wir alle vom Schicksal betrogen. Deine Mutter, verstehst du, war seine Tochter. Du bist seine Enkelin. Ted, den du immer als deinen Großvater kanntest, hat es die ganze Zeit gewusst und euch beide als sein eigenes Fleisch und Blut großgezogen. Er wusste schon damals, als er mich kennenlernte, dass er wegen einer Verletzung, die er im Krieg erlitten hatte, keine eigenen Kinder haben konnte. Er schenkte mir ein neues Leben, und ich schenkte ihm eine Familie. Wir wussten beide, dass es ein Handel war, den wir eingingen, und ich habe ihn nie bereut. Ted war ein wundervoller Mann, ein besserer Mann, als ich je verdient hatte. Bitte lass dir durch diese Enthüllung nichts von deinen schönen Erinnerungen an ihn nehmen, denn wenn das die Folge ist, dann werde ich auch noch mit meiner letzten wichtigen Aufgabe gescheitert sein. Er war dein Opa, und das wird er immer bleiben.

Bis 1949 wusste ich nicht mit Sicherheit, dass Jacob gestorben war, auch wenn mir viele Leute, schon bevor ich deinen Großvater heiratete, gesagt hatten, er sei in Auschwitz ermordet worden. Dennoch konnte ich es nicht glauben. Ich weigerte mich, es zu glauben. Ich glaubte, ich müsste es in meiner Seele fühlen, und das tat ich nicht. Und so wirst du dich vielleicht fragen, wie ich deinen Großvater heiraten konnte, wenn ich noch immer glaubte, dass Jacob wiederkommen würde.

Es ist das Grausamste, was ich je getan habe. Dein Großvater hat nie erfahren, dass Jacob und ich heimlich geheiratet hatten, nur wenige Monate bevor ich Paris verließ. Er hat nie erfahren, dass deine Mutter in unserer Hochzeitsnacht gezeugt wurde. Als dein Großvater mich bat, ihn zu heiraten, da wusste er nicht, dass unsere Ehe für ungültig erklärt worden wäre, wenn Jacob zurückgekommen wäre. Ich war bereit, ihm, deinem Großvater, das anzutun, und das ist etwas, womit ich für immer leben muss. Ich hätte ihn auf der Stelle verlassen, wenn Jacob zurückgekommen wäre, und das war ihm gegenüber natürlich entsetzlich unfair. Aber Ted zu



heiraten, bevor ich deine Mutter zur Welt brachte, bedeutete, dass sie als Amerikanerin zur Welt kommen würde. Sie würde frei sein. Niemand würde sie in ein Konzentrationslager schicken können. Und das war meine größte Verantwortung vor allem anderen. Ich konnte mir den Luxus nicht erlauben, den Heiratsantrag eines Amerikaners abzulehnen. Ich musste deine Mutter retten; zum einen, weil sie mein Kind war, aber auch, weil sie das letzte Stück war, das mir von Jacob geblieben war.

Dein Großvater und ich hatten ein gutes Leben zusammen, und ich habe ihn innig geliebt, wenn auch auf eine andere Weise, als ich Jacob geliebt habe. Vor allem habe ich ihn dafür geliebt, was für ein Vater er für Josephine war, und später dafür, was für ein Großvater er für dich war. Er hat euch beiden die Art Liebe entgegengebracht, zu der ich nicht in der Lage war. Ich glaube, es hätte mir jedes Mal, wenn ich ihn mit dir zusammen sah, das Herz gebrochen, wenn es nicht schon so viele Jahre zuvor zu Eis gefroren wäre. Ohne es zu wollen, habe ich ihm, deiner Mutter, dir und Annie meine Liebe vorenthalten.

Und das, befürchte ich, ist das Vermächtnis, das ich hinterlassen werde – ein kaltes Herz. Ich weiß, das ist die einzige Art, auf die du mich je gekannt hast. Aber du sollst wissen, dass ich nicht immer so war. Es gab eine Zeit, da war ich glücklich und frei, eine Zeit, als ich ohne Vorbehalt liebte, da ich nicht wusste, wie schmerzlich die Liebe sein kann. Ich wünschte, du hättest mich damals gekannt. Und ich wünschte, du hättest Jacob gekannt, denn er hätte dich ebenfalls mit dieser Tiefe geliebt. Er wäre sehr stolz auf dich gewesen. Stattdessen habe ich alle Fehler gemacht, die ich machen konnte, und letztendlich verlasse ich diese Welt mit nichts. Mein innigster Wunsch für dich ist ein anderes Schicksal als meines. Ich wünsche dir, dass du lernst, dein Herz zu öffnen. Ich habe meines all die Jahre aus Angst verschlossen gehalten, und das war ein Fehler. Das Leben ist eine Reihe von Gelegenheiten, und du musst den Mut haben, sie zu ergreifen, bevor die Jahre vergehen und dich mit nichts als Bedauern zurücklassen.

Du hast das Leben noch vor dir, genau wie Annie. Lerne zuzulassen, dass Menschen dich lieben, meine Hope, denn du hast diese Liebe verdient. Lerne, frei zu lieben. Die Liebe ist so viel mächtiger, als dir bewusst ist. Das weiß ich jetzt, aber für mich ist es zu spät.

Was ich mir für dich wünsche, liebe Hope, das ist ein voll ausgelebtes Leben. Ein Leben, das du frei in diesem Land lebst, das dich sein lässt, was du bist. Ein Leben in dem Wissen, dass Gott überall dort ist, wo du bist; er lebt zwischen den Sternen. Und ich wünsche dir, dass du glücklich und zufrieden lebst bis ans Ende deiner Tage, genau wie in den Märchen, die ich dir erzählt habe, als du ein kleines Mädchen warst. Aber du musst diese Art Leben mit der ganzen Kraft deines Herzens suchen. Denn nur indem du liebst und den Mut hast, wiederum geliebt zu werden, kannst du Gott finden, der zuallererst in deinem Herzen existiert.

Ich werde dich immer lieben,  
deine Mamie

Bis ich den Brief zu Ende gelesen habe, weine ich. Dann lege ich ihn beiseite und schlurfe, noch immer in die Decke gewickelt, zur Hintertür. Ich gehe auf die Terrasse und atme die kalte Nachtluft ein. Während ich Mamies Decke fester um mich wickele, stelle ich mir vor, dass es ihre Arme sind, die mich in einer letzten Umarmung halten.

»Bist du dort oben?«, murmele ich ins Nichts. In der Ferne kann ich die schwachen Geräusche von Leuten hören, die die letzte Stunde des zu Ende gehenden Jahres feiern. Ich denke an all die Dinge, die man noch einmal neu anfangen kann, und an all die Dinge, die nie mehr ungeschehen gemacht werden können.

Ich blicke zum Himmel hoch und versuche die Sterne zu finden, nach denen Mamie immer Ausschau gehalten hat. Jetzt sehe ich sie – die Sterne des Großen Wagens – und folge der Linie, die zwei Sterne des Wagens verbindet, wie sie es mir beigebracht hat, bis ich den Nordstern, Polaris, genau nördlich über mir funkeln sehe. Ich frage mich, ob das die Richtung zum Himmel ist. Ich frage mich, wonach sie all die Jahre gesucht hat.

Ich bin mir nicht sicher, wie lange ich schon zum Himmel hochschaue, als ich plötzlich eine winzige Bewegung irgendwo zwischen dem Großen Wagen und dem Nordstern entdecke. Ich kneife die Augen zusammen und blinzele ein paarmal, und dann sehe ich sie.

Vor dem pechschwarzen Hintergrund, so schwach, dass ich sie kaum erkennen kann, bewegen sich zwei Sterne über das Firmament, genau an Polaris vorbei, und ziehen ihre Bahn tiefer in den Himmel. Ich habe schon öfter Sternschnuppen gesehen; schließlich sind die Nächte hier am Cape so schwarz und tief, dass man weiter in die Dunkelheit sehen kann als die meisten Leute an der Ostküste. Als Jugendliche habe ich viele Nächte damit verbracht, die Sterne zu zählen und mir bei denen, die vom Himmel fielen, etwas zu wünschen.

Aber diese Sterne hier sind anders. Sie fallen nicht. Sie ziehen ihre Bahn über das schwarze Tuch der Nacht, schimmernd und strahlend, während sie Seite an Seite durch die Dunkelheit tänzeln.

Mit offenem Mund folge ich ihrer Flugbahn. Die Geräusche der Erde – das ferne Gelächter, das leise Geplapper irgendwo aus einem Fernseher, das Klatschen der Wellen am Strand – verebben, und ich sehe in einer Blase der Stille zu, wie die Sterne kleiner und kleiner werden, bis sie schließlich verschwinden.

»Leb wohl, Mamie«, flüstere ich, als sie verschwunden sind. »Leb wohl, Jacob.« Und irgendwie glaube ich, dass der Wind, der jetzt um mich herumpfeift, meine Worte zu ihnen hochträgt.

Ich suche den Himmel noch eine Minute lang ab, bis mir die Kälte in die Knochen dringt, dann gehe ich zurück ins Haus, wo ich mir mein Handy vom Küchentisch nehme. Ich wähle zuerst Annies Nummer und lächele, als sie abnimmt.

»Alles okay, Mom?«, fragt sie, und ich kann im Hintergrund die Geräusche der Silvesterfeier in Chatham hören. Ich höre Musik, Gelächter, Glück.

»Alles bestens«, sage ich. »Ich wollte dir nur sagen, dass ich dich liebe.« Sie schweigt einen Moment. »Ich weiß«, sagt sie schließlich. »Ich dich auch, Mom. Ich rufe dich später zurück.«

Ich wünsche ihr viel Spaß, und nachdem ich aufgelegt habe, starre ich dreißig Sekunden aufs Telefon, bevor ich meine Kontaktliste durchscrolle und noch einmal auf Wählen drücke.

»Hope?« Gavins Stimme klingt tief und warm, als er abnimmt.

Ich hole einmal tief Luft. »Meine Großmutter hat mir einen Brief hinterlassen«, sage ich ohne Vorrede. »Ich habe ihn eben gelesen.«

Er schweigt eine Minute, und ich verfluche mich dafür, dass ich so etwas nicht besser kann.

»Geht es dir gut?«, fragt er schließlich.

»Es geht mir gut«, sage ich, und ich weiß, dass es die Wahrheit ist. Jetzt geht es mir gut, und ich weiß, dass es mir gut gehen wird. Aber etwas fehlt noch immer. Ich will nicht mein Leben lang warten, um die Puzzleteile zusammenzufügen, wie es Mamie getan hat, wie es meine Mutter nie tun konnte, weil sie nie die Chance dazu bekam. »Es tut mir leid«, sage ich überstürzt. »Es tut mir alles so leid. Dass ich dich zurückgewiesen habe. Dass ich so getan habe, als würdest du mir nichts bedeuten.«

Er sagt nichts, und in der Stille füllen sich meine Augen mit Tränen.

»Gavin«, sage ich. Ich hole einmal tief Luft. »Ich will dich sehen.«

Ich kann ihn atmen hören. In der Pause, die sich zwischen uns ausdehnt, bin ich mir sicher, dass ich ihn verloren habe.

»Es tut mir leid«, sage ich schließlich noch einmal. Ich werfe einen Blick auf die Uhr: 23.42 Uhr. »Es ist schon spät.«

»Hope«, sagt Gavin schließlich. »Es ist nie zu spät.«

Eine Viertelstunde später höre ich seinen Jeep in meiner Auffahrt, und in dem Augenblick, bevor die Uhr Mitternacht schlägt, steht er vor meiner Tür. Ich warte schon an der weit aufgerissenen Tür auf ihn. Es ist mir egal, dass die Kälte der Nacht ins Haus kommt. Es ist nicht wichtig.

»Hi«, sagt Gavin, während er einen Schritt auf mich zukommt.

»Hi«, sage ich. Wir starren uns an, und Gavin nimmt meine Hand. Er trägt keine Handschuhe, ich ebenso wenig. Hitze liegt zwischen uns in der Luft, und trotz der eisigen Kälte fühlt sich jede Zelle meines Körpers an, als würde sie brennen. Irgendwo in der Ferne hören wir die schwachen Klänge eines Countdowns und dann einen gedämpften Jubel, als das neue Jahr beginnt.

»Frohes neues Jahr«, sagt Gavin und tritt noch einen Schritt näher.

»Frohes neues Jahr«, murmele ich.

»Auf Neuanfänge«, sagt er. Und bevor ich etwas erwidern kann, hat er die Arme um mich geschlungen, und seine Lippen liegen auf meinen.

Über uns funkeln und tänzeln die Sterne und zwinkern von dem unendlichen Himmel zu uns herunter.

sponsored by [www.boox.to](http://www.boox.to)

o

## Danksagung

Dies ist das Buch, das ich seit Jahren schreiben wollte, und zu sehen, wie es verwirklicht wurde, hat mich einige wichtige Lektionen darüber gelehrt, dass ich meinem Herzen folgen und mich mit wundervollen, anständigen Leuten umgeben sollte, denen mein ganzes Vertrauen und meine ganze Wertschätzung gilt. Meine Agentin, Holly Root, und meine Verlegerin, Abby Zidle, sind beide unglaublich freundlich, fleißig, klug und begabt, und ich kann gar nicht genug betonen, wie sehr ich ihre Bemühungen, ihre Einsichten, ihre Freundschaft und ihre Ermutigung zu schätzen weiß. Ich halte mich für die glücklichste Frau der Welt, mit ihnen zusammenzuarbeiten.

Agent Farley Chase war ein absoluter Rockstar bei den ausländischen Rechten, und der entzückende Andy Cohen hat dafür gesorgt, dass mein Westküsten-Kalender voll ist. Sehr dankbar bin ich auch Lindsey Kennedy, Beth Phelan, Parisa Zolfaghari, Jane Elias, Susan Zucker, Jennifer Bergstrom und Louise Burke für ihre Mithilfe, diesen Roman zu verwirklichen. Ich glaube, ich hätte kein freundlicheres, hilfreicherer Team finden können.

Die Romanautorin Wendy Toliver war unglaublich als Resonanzboden, Freundin, frühe Lektorin und Brainstorming-Partnerin; außerdem möchte ich Anna Haze – die mit neunzehn Jahren viel zu früh verstarb – dafür danken, dass sie Wendy und mich zusammengebracht hat. Was für ein wundervolles Geschenk. Henri Landwirth, der erste Überlebende der Schoah, den ich je kennengelernt habe, war eine wunderbare Inspiration. Lauren Elkin, meine enge Freundin und ehemalige Pariser Mitbewohnerin, hat mir bei einer Recherche in die Stadt des Lichts wieder einmal ein Dach über dem Kopf gewährt; ihr erster Roman (*Cités Flottantes*) ist im April 2012 in Frankreich erschienen, und ich könnte mich nicht mehr für sie freuen.

Ich möchte den vielen Leuten danken, die sich solche Mühe gegeben haben, Sachfragen zu diesem Buch zu beantworten. Darlene Shea vom Feuerwehr- und Rettungsdienst Brewster hat mir bei einem ersten Entwurf geholfen, und Danielle Ganung hat meine unzähligen Fragen zum Thema Bäckerei beantwortet. Karen Taieb vom *Mémorial de la Shoah* in Paris war unglaublich hilfsbereit bei meinen Recherchen in Frankreich. Bassem Chaaban, Geschäftsführer der Islamischen Gesellschaft von Zentralflorida, und Rabbi Rick Sherwin von der Gemeinde Beth Am in Orlando waren so freundlich, einige meiner religiösen und kulturellen Bezugnahmen auf Richtigkeit zu überprüfen. Jegliche Fehler sind meine eigenen.

Ein großes Dankeschön auch an Kat Green, Tia Maggini, Vanessa Parise, Nancy Jeffrey, Megan Crane, Liza Palmer, Sarah Mlynowski, Jane Porter, Alison Pace, Melissa Senate, Lynda Curnyn, Brenda Janowitz, Emily Giffin, Kate Howell, Judith Topper, Betsy Hansen, Renee Blair, GK Sharman, Alex Leviton, Kathleen Henson, Anna Treiber und Jen Schefft Waterman, die im Laufe der Jahre wunderbare Quellen der professionellen Inspiration, des Brainstormings und der Freundschaft waren! Danke auch an das Team bei *Daily Buzz*, vor allem Brad Miller,

Andrea Jackson, Andy Campbell, Mitch English, Kia Malone, KyAnn Lewis, Michelle Yarn und Troy McGuire.

Danke meinen vielen, vielen anderen wundervollen Freunden, darunter: Marcie Golgoski, Kristen Milan Bost, Chubby Checker (und seiner wundervollen Frau und seinen wundervollen Kindern), Lisa Wilkes, Melixa Carbonell, Scott Moore, Courtney Spanjers, Gillian Zucker, Amy Tan, Lili Latorre, Darrell Hammond, Krista Mettler, Christina Sivrich, Pat Cash, Kristie Moses, Lana Cabrera, Ben Bledsoe, Sanjeev Sirpal, Ryan Moore, Wendy Jo Moyer, Amy Green, Chad Kunerth, Kendra Williams, Tara Clem, Megan Combs, Amber Draus, Michael Ghegan, Dave Ahern, Jean Michel Colin, John und Christine Payne, Walter Caldwell, Scott Pace, Ryan Provencher und Mary Parise. Ich schätze mich unglaublich glücklich, solch wundervolle Menschen in meinem Leben zu haben.

Ein besonderes Dankeschön an Jason Lietz – für alles.

Außerdem bin ich mit der tollsten Familie der Welt gesegnet, darunter: meine Mom Carol (die hilfreichste Person im Universum), meine Schwester Karen, mein Bruder Dave und mein Dad Rick. Danke auch an meinen Schwager Barry Cleveland, meine Tante Donna Foley, meine Stiefmutter Janine, meine Cousine Courtney Harmel, meine Großeltern und alle anderen, darunter Steve, Merri, Derek, Janet, Anne, Fred, Jess und Greg. Ich liebe euch alle so sehr.